
1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Helene Böhlau
Gesammelte Werke

Band 4



1915

Verlag Ullstein & Co, Berlin/Wien
und Egon Fleischel & Co, Berlin



Inhalt

Das Haus zur Flamm'

Roman

Aus Mottens Tagebuch

Mein Nest! Meine schimmernde Muschelschale! Draußen liegt die Frühlingsregennacht wie ein großes dunkles Meer. Ich höre ferne Harmonie. — Klavierspiel. — Irgendwo, auch in einer Muschelschale, die im Grunde der alten Nacht liegt, regt sich Leben. Es ist schon spät.

Das dunkle feuchte Frühlingsnachtmeer, das sich über alles Lebendige goß, hat noch nicht jedes Bewußtsein eingeschläfert.

Das meine ist noch so bewegt. Nur die tiefbewegten Herzen, die sich von großer Liebe und großem Schmerz nicht trennen können, wachen jetzt.

Ja, was zu dieser Stunde lebendig ist, ist ganz lebendig — nicht einzuschläfern. Herr, du mein Gott, laß diese Lebendigen Glück und Leid nicht zu tief empfinden!

Ach, alles hier auf Erden muß einst vergessen werden. Ein alter Spruch. Alles muß auch jede Nacht aufs neue vergessen werden. Nur so ist's möglich, die großen Bewegungen der Seele zu ertragen. Ich aber fühle mich noch so wohlauf und ging soeben in meinem Zimmer auf und nieder, so leicht, so beflügelt.

Es grenzt fast an Schmerz, dies Wohlbefinden. Der Raum, in dem ich auf und nieder wandle, weil meine wache Seele mich nicht ruhen läßt, ist mir so nah verwandt. — Wie alles heute zu mir spricht! Ja, es ist das Wachsein der Seele, das mir, was ich schaue, so begreiflich macht. — Wie wundervoll leuchtet und schimmert's um mich her!

Ich weiß, als ich den tiefgoldgelben, alten seidenen Stoff im dunklen kleinen Laden sah, klopfte mir das Herz, und mir war, als trüge ich Sonnengold und Ährengold und Sonnenuntergänge heim, als ich ihn erhandelt hatte.

Unmöglich schien es fast, zu warten, bis dieser Zauberstoff die Wand verkleidete — und dann schimmerte bald Gold darauf und Perlmutter, und ich flocht dichte Rosenkränze und zauberte die Rosen aus zartem durchsichtigen Stoffe und glühte und bebte dabei, als schüfe ich eine schöne lachende Welt, und hockte mit Friedel, dem Kindchen, und wir schauten in die Herrlichkeit hinein, andächtig und gläubig, und ich ging mit kleinen Statuetten und glänzenden farbigen Dingen und stellte sie so, daß sie für meine Augen Funken und Lichter zu sein schienen. Mein Herz schlug in Glückseligkeiten, wie das Herz eines seligen Schöpfers. Ich fühlte mich hier so sehnsuchtsvoll in meinem grauen Gewändchen, im Mottenkleid. Silbergraue Motte im Sonnenglanz.

Ja, mein Professor, mein lieber, in deinem Hause, so würdig es ist und so berühmt und hochgeachtet du geworden bist, ist eine Ecke, in der sehnsüchtiges Leben mit Rosen spielt und Zauberei treibt. — Da stecken Friedel und ich.

Du hast jetzt oft vergessen, aufzublicken, wenn wir beide morgens bei dir eintraten, du hast auch deinen Guten-Morgen-Gruß vergessen vor lauter wichtigen Geschäften — du Lebensvergesser —! du Nichtunterscheider des Wichtigen vom Unwichtigen!

Ja wart', ich kenne dich! du kannst ja nichts dafür. Es hat dich gepackt. — Ram tam —, Ram tam —, Ram tam. — Keine Pause, keine Umschau! Weiter — weiter, — denn das Leben ist kurz und die Sache ist wichtig. — Weiter, weiter in Reih' und Glied über das Leben hinweg dem Ziele zu, durch wundervolle Gegenden, durch wundervolle Jahre marschiert der Riesenzug, jene gewaltige Maschine. Ihr Armen! Ist's denn gar so wichtig? Natürlich, wichtig wird's wohl

sein. Ich nenne das aber nicht Leben! Für uns Arme, aus dem Grauen aufgestiegene unbestimmte Wesen, für uns Läuslein auf dem Schimmel dieser Erde ist Erfolg, was man so Erfolg nennt, etwas so Wunderliches.

Fett vor Seelenruhe und Befriedigung sollten wir hier nicht werden.

Aber du bist fett geworden, mein Professor, und das verzeihe ich dir nicht. Ich wollte, ich ließe mir von irgend etwas so recht innerlich imponieren; aber ich muß eigentlich immer lachen, über alles lachen. — Es kommt mir alles nicht so schrecklich wichtig vor. — Nur das eine scheint mir wundervoll, daß man hier auf Erden lieben kann, ein Geschöpf das andere Geschöpf, von Mutter und Kind angefangen, bis zu allen Arten von Liebe und Hinneigungen und Hingebung, bis zur großen, großen Liebe.

Ach, mein Professorchen, wie du mich in Zorn bringen kannst! Nicht eigentlich in Zorn — aber ich könnte alles durcheinander verwünschen, was dich so vortrefflich gemacht hat, so anständig herzlos, wie sie alle sind — fast alle.

Ich finde, eine Frau kann gottlob alles sagen was sie will, ohne sich erheblich zu schaden, den größten Unsinn —! Wir sind in den Augen würdiger Herren so wie so halb unzurechnungsfähig. Das macht nichts, es ist ganz bequem. — Und sie sind so weit davon entfernt, uns zu kennen, kennen uns so nicht und so nicht. Es ist ganz egal.

Mein Professorchen habe ich trotz seiner gewachsenen Herrlichkeit wahrhaft gern. Ärgere mich viel über ihn, er sicher auch über mich. Doch erst seit er berühmt geworden ist, habe ich diesen Ärger auf ihn bekommen. Etwas Komisches haben berühmte Leute für mich.

Oft möchte ich meinem Professor davonlaufen und möchte ihm die Zunge herausstrecken. Ich tu's auch, wenn er so würdevoll, mit so einem kalten Buckel zur Tür hinausgeht. Mir ist's ganz gleichgültig, ob er berühmt ist oder



nicht! Ja, er setzt Fett an, seine Augen werden kleiner. Er sieht über mich hinweg wie über ein Stück Vergangenheit.

Oft habe ich in heißen Tränen deshalb gelegen. Heimatlos ist man ohne Liebe.

Es gab eine Zeit, da war er fast übermager, da hatte er keinen Erfolg; da war er mein Schatz. O, du liebe Zeit der Magerkeit, der Erfolglosigkeit, der bangen großen Liebe.

Dich trieb's nach Erfolg, und deshalb littest du. Dein Leid brachte dich mir nahe, du spürtest meine weiche dich heilende Seele, meinen dich heilenden Körper.

Deine Herzenswunde brannte nicht, wenn du bei mir warst. O diese schillernde Liebe jener Zeit!

Das war Lebenshöhe, jene gesegnete Erfolglosigkeit. Das war ein menschliches Leben!

Weißt du, mein lieber, berühmter Mann, wie wir beide im Landwägelchen zu deinen Patienten fuhren? — Ich mit dir? Stell' dir das jetzt einmal vor!

Ich, dein Assistent damals, wenn ich oft auch nichts weiter zu tun hatte, als kleine Rotznäschen zu putzen, wenn du das arme Hausmutterl unter den Händen hattest. Oft waren meine Pflichten auch ernster und schwerer für mich, den Ekel zu überwinden, aber es ging alles — dir zulieb — ging alles. Und wir waren beide gern gesehen in den dumpfen Krankenstuben.

In früher Jugend so miteinander mit Tod und Schmerz und Qual so nah verkehrend, ist das nicht tief erschütternd gewesen? Bei mir, so empfand ich, baute sich alles in mich selbst hinein. Ich wurde aus den Dingen, die ich sah und erfuhr. Du aber, mein Lieber, wie mir scheint, bautest neben dir etwas, was nicht zu dir gehörte.

Das, was du baust, sehen und bewundern die Leute. Es ist etwas geworden, und dich hat's berühmt gemacht. — Aber selbst bist du's nicht, was ich in mir baute, sehen gottlob die Leute nicht; aber es ist mein! — Mein! Mein!

Es ist mein Unsinn — mein Durcheinander, mein Schmerz, mein Schauen, mein mühseliges Wachstum der armen törichten Seele. Ich bin's!

In jener Zeit allererster Jugend und der großen, großen Liebe lernte ich mit Grauen den leidenden, angefressenen, Ekel erregenden Menschenkörper kennen, das Welken und Verderben.

Man kennt das geheimnisvolle trübe Lied vom Wachsen und Welken auch in der starken Jugend. Aber es wird da nicht für uns gesungen. Wir hören das Sterbeglöckchen zu sonniger Sommerstunde in der weiten duftenden Luft. — Es wird nicht für uns geläutet, für irgendeinen. Es läutet, damit wir uns freuen.

Ich aber habe die welke Haut mit ihren Wunden und Qualen gegriffen. Ich kenne die verkrüppelten, arbeitsmüden Glieder. Die verfallenen Lippen haben mir den mühseligen Atem in die Ohren geschnauft. Ich habe unsagbare Furcht empfunden. Wenn wir im holpernden Wägelchen, das so unvergeßlich nach uraltem Leder und unserer kleinen Scheuer roch, von den Krankenbesuchen heimfuhren, hast du mich oft in heißer Liebe an dich gepreßt, als wäre deine Zärtlichkeit, deine Lebenslust dir doppelt erwacht, nach Eindrücken, die meinen Lebenswillen erstarren ließen.

Befremdend erschien mir deine Liebe in diesen bangen Stunden, und ich suchte bei dir Hilfe in meinen Ängsten.

„Dummes Zeug", sagtest du. Alle Schrecknisse gingen dich, deine Person nichts an; sie waren der ganz bekannte Weg, auf dem du deinem Ziele zustrebtest, ja, sie waren dir notwendig. Du warst der Arbeiter — sie waren dein Arbeitsfeld. So wenig berührten sie dein inneres Leben, als wärst du aus anderem Stoffe als deine armen Sterbenden.

Ja, — das erstaunte mich damals. Du konntest mich nicht trösten. Wir verstanden einander nicht, — trotz aller Liebe.



In jener Zeit tiefer Melancholie und der Erkenntnis des Wachsens und Welkens war jeder Augenblick mir durchdrungen vom Bewußtsein, daß der Tod da war. Das Gegenwärtige erlebte ich als schon vergangen. — Ich selbst erschien mir oft als schon vergangen. Und auch du, mein Lieber, erschienst mir so. Ich sah durch alles hindurch, als wäre es nicht da. Rätselhaft war mir die Zeit geworden, verdächtig, ein wunderlicher Betrug unserer Sinne. — Verdächtig und traurig wie alles.

Ich liebte mich damals nachts in zarte, sehr lange weiße Nachtgewänder zu kleiden, die mir über die Füße fielen. Ich hatte sie mir selbst genäht, und es war mir wie ein Bedürfnis, abends vor Schlafengehen still, in ein so langes, weites Gewand gehüllt, auf meinem Bette zu liegen und zu denken, daß alles, alles was atmet, sterben muß. Dieser einfache Gedanke war unerschöpflich für mich, zog mich an wie ein Meer, und ich schaute den Wellen gleichsam zu und ihrem ewigen Auf und Nieder.

Ich wußte nicht, stimmte mich dies bange Schauen traurig? — es war ein ganz eigentümliches, auflösendes Empfinden. Nicht Todesangst — aber der Tod war da — unendlich, unsagbar groß; vor ihm neigte sich alles wie ein Ährenfeld im Winde.

War ich damals krank?

Du, mein Lieber, fandest mich nervös — — Ja, wenn krank sein weniger dumpf empfinden als gebräuchlich heißt, so war ich krank. Unser erstes Kindchen machte sich damals auf den Weg und starb wenige Tage nach der Geburt. — Es hatte sich wohl an dem Todesbewußtsein seiner Mutter vergiftet. — Ich dachte damals: es hat sich gerettet. Es wollte nicht auf dieser Welt des Todes bleiben. Du, mein Lieber, ahntest wenig von dem schweren, schweren Schauen deiner Motte, — so nanntest du mich, weil ich mich grau zu kleiden liebte, wie ich es heute noch liebe.

Du warst gut, ein so zärtlich besorgter Gatte und Arzt — so ein guter Mensch.

Mir kam es ganz eigentümlich vor, mit welcher Hoffnungsfreudigkeit du unserem Kinde entgegensahst, du, der den sicheren Tod und das sichere Elend alles Lebens täglich unter den Händen hattest.

„Motte," sagtest du in jener Zeit der Erwartung, „es wird ein strammer Bub, mein Schatz." Ich sehe und hör' dich noch. Unbegreiflich, dachte ich, wie sie alle schlafen, die Menschen. — Und ich beneidete, wie ein Schlafloser. deinen tiefen, tiefen Lebensschlaf.

An all das denk' ich heut.

Ein Mensch, der mich liebt und der mir lieb ist, ging diesen Abend hier aus jener Türe. Ich sah den Kampf seiner Seele, als er mir sagte, was er mir sagen mußte. Ich habe ihn reden lassen, schön sah er aus, wie es uns stumpfen Tieren in unserer Ekstase vergönnt ist, auszusehen.

Und ich? Aus einem kühlen Zimmer hinaus in den blühenden Sommer!

Leben! — Ganz unschuldig leben! Große, süße Freude!

Das schreibe ich — so wie die Sonne scheint und der Regen fällt — ich — die glückliche Frau? Aber wie soll ich's sagen? Es ist einfach wahr. Ich finde auf Erden nur Liebe lebenswert.

Heilige geheimnistiefe Worte: ich liebe dich. — Und zu sagen: ich liebe dich! Was ist dagegen alle Musik der Erde?

Gott gebe, daß ich niemandem wehe tue.

Aber daß du mich liebst! du Lieber, ist eine wundervolle Freude! — Ich ging, jetzt flieg' ich. — Ich sprach — jetzt sing' ich. — Ich atmete — jetzt lebe ich glückselig. — Das kann ich mir nicht verschweigen, trotz allem — allem — allem.

Ich kenne ein Grab unter dem schönsten Lindenbaum; da ruht mein Urgroßmütterchen. Sie starb jung. Ein dicker Strähn lichtbraunen Haares ist von ihr, durch drei Generationen, auf mich gekommen. Es ist so fein wie Seide —

und duftete nach welken Rosen. Diese schöne Urgroßmutter liebte ich, als aufblühendes Kind. Der wundervolle Lindenbaum war, so glaubte ich, aus ihrem Herzen gewachsen. Die goldenen Blüten und das Bienengesumm des mächtigen Baumes im Sommer waren mir ihre Träume, — die süßen, heiligen Worte, die sie nie vergessen hatte. Ich sah die zarten Wurzeln des herrlichen Baumes im Grunde der Erde, wie ein goldenes Netz die schneeweißen Knöchlein umfangen halten, wie ein Heiligtum.

O, du heiliges Urgroßmütterlein im goldenen Netz. Jeden Sommer flocht ich dir einen Rosenkranz und hing ihn um den Lindenstamm. Das war der Gruß meines jungen, lebendigen Blutes — an dein Blut, das von dir weg in den tausend goldenen Blüten blühte.

Was sagst du, Urgroßmütterchen? Gleichgültig zueinander, so nebeneinander im Alltag, im Gedränge der armen, wichtigen Dinge dieser Erde. Und Liebe gekannt? Ganz in Liebe gelebt! Ist das etwas für uns beide, Urgroßmütterchen? Du, die in tausend und tausend goldenen Blüten heute noch blühen muß, — sag', was ist das für ein Leben? Kann da Gott weiß was trösten?

Was meinst du denn? Du hast auch im Leben nicht tot sein können? Hast tot nicht tot sein können. Das können wir beide nicht — du und ich nicht! — Nicht wahr, du verstehst mich? Ein geliebter Mensch, der mich wieder liebt! — Großes, seliges Glück! — Urgroßmütterchen! — Urgroßmütterchen! — Deinen Kranz vergeß ich nicht — und ich vergaß ihn, denn ich war selbst tot.

Mir ist alles so gegenwärtig heute. Sonnige Kindertage ziehen an mir vorüber. Die kalten Regentage unserer Kindheit aber sind für immer verschwunden. Kirschenzeiten und ein quäkendes Blasen von Jahrmarktspfeifchen hör' ich und sehe einst geliebte angenehme Kleider — und höre teure

Stimmen und empfinde Gerüche, die ich mochte. Alles ist so liebenswert, so sehnsuchtswert.

Dann wieder lebe ich in der gesegneten Zeit, als ich mein zweites, mein einziges Kind erwartete — meinen Herzensbuben. — Ich fühle, wie er mein Leben trank.

Nie träumte ich davon, daß er, wie die Welt es nennt, ein berühmter Mann werden sollte; aber ein Mensch mit weitem Herzen und großen Augen, ein verstehender, weiser Mensch, der das Leben in jungen Jahren heiß an die Brust drückt, der die schöne wehe Welt schaut und bald durchschaut, und der in späteren Jahren wehmütig ruhig das heißgeliebte Leben von sich läßt ohne Leid, wie einen Freund, über den hinaus er gewachsen ist.

Ach, mir ist wohl heut' und sonnenleicht. Geliebt sein mit neuer Liebe!

Und es ist meine Sache! Ganz und gar nur meine Sache, daß ich mich freue. Niemand soll leiden.

Ja, ich denke auch an die ganze Zeit, als Friedel mein Kind wurde, eine so gesegnete Zeit. Überwunden war die junge starke Melancholie, die den kleinen Schatten eingesogen hatte. Als Friedel mit dem Leben anzubändeln begann, war es Mai, Daseinslust. Ich hatte mich an der Natur festgesogen, weil man sich ihr hingeben muß, weil nichts anderers da ist. Ich hatte das kinderhaft gläubige Gefühl, es wird schon recht sein. Die Wellen, die ich so fürchtete, trugen mich. Ich wurde viel ruhiger und besser. Eine große Harmonie war zwischen meiner und Friedels Seele, schon vor seiner Geburt. Ich gab ihm, was ich geben konnte, an Friede und Gelassenheit. Ja, ich gab ihm mehr, als ich hatte, was ich nur ahnte, bekam er als vollendet, so wunderlich das klingt.

Er hatte große Macht über mich. Ich fühlte mich nur für ihn da und hatte das Empfinden: was ich ihm jetzt nicht tue, kann ihm nie getan werden, und sollte ich sterben, würde er doch ein reiches Erbe seiner Mutter haben.

Mir schien diese Zeit überschwenglich selig, wie einem Künstler seine große Schaffenszeit.

Und ich weiß es, Friedel hat seine Erziehung, die innigste Erziehung zum guten, seelischen Menschen vor seiner Geburt erhalten.

Welche geheimnisvolle Macht ist uns Frauen gegeben über Leben und Tod, über Gut und Böse, über Weise und Töricht.

Die Menschen aber leben im vollsten Barbarentum gesegnet dahin. Alles was rein menschlich ist, ist mit dem Beile zugehauen zu niederstem Gebrauche bestimmt.

An einem andern Abend

Allein in meiner Muschelschale! — Gottlob bei sich selbst zu Haus ist's heimisch! so süßheimisch. — Alles so nah' bekannt. Vor sich selbst fürchtet man sich doch nicht. Man kann mit sich selbst so traulich verkehren, alles Fremde ist fort — man kann so dumm sein und so klug sein, wie man will, und so sündhaft und heilig, wie's einem gefällt. Man ist gut mit sich selbst. — Gottlob. Man hat ein Nest.

Und was hat man denn weiter als sich selbst? Alles andere ist fremd.

Nur das: ich liebe dich, so wie du mich. — Nur das ist Leben, wirkliches Leben! Alles andere ist tiefste — tiefste Einsamkeit.

Nur dann sieht und hört man einander, nur dann weiß man voneinander — nur dann.

Alles andere ist tot —, ist Traurigkeit, ist Suchen, ist Weinen. Gute Nacht.

Es sind sanfte Tage vergangen. — Friedel ist viel bei mir. Ich sagte zu ihm: „Friedel, liebst du mich?"

„Da braucht's kein Geschwätz, Muttchen", antwortete er so treu und ruhig. Nein, bei uns braucht's kein Geschwätz gottlob.

Was für ein wundervolles Geschöpf ist er. — Heute saßen wir am Vormittag miteinander im Gärtchen.

Wie liebt er die Tiere, jedes Geschöpf!

So einen armen Regenwurm trägt er auf seinen Händchen und spricht mit ihm: „Du wunderliebes, du herziges Viechlein! Wie schön bist du! Wie lieb!"

Als ich den Wurm über den Zaun warf, da sagte er: „Jetzt wirft sie mir meinen allerliebsten Wurm fort."

Spinnen nennt er Freunde. Freund Spinne. Solche Freunde im Garten besucht er der Reihe nach und schaut ihnen andächtig zu und spielt, daß er selbst einen Faden im Bäuchlein hat und über den ganzen Garten hin ein Netz spinnt.

Er denkt so wunderlich einfach und klar. Als ich ihm neulich sagte: „Ich komme in einer Viertelstunde zurück," da frägt er:

„Meinst du eine fröhliche oder eine traurige Viertelstunde? Die fröhliche ist viel kürzer."

„Eine fröhliche", sagte ich.

Neulich sahen wir Frühlingsblumen, und er meinte mit seiner süßen Stimme: „Blumen haben eigentlich die größten Seelen, denn sie können nicht sprechen und nicht schimpfen." Er ist unendlich friedliebend und von so tiefer Scheu: „Denk' dir wie drollig, wenn ich unartig bin, schäme ich mich gar nicht, kein bißchen, — aber gar nicht. — Und wenn ich gut bin, schäme ich mich so. Und es sollte doch verkehrt sein."

Noch ist er nicht sechs Jahre, und schon hab' ich ein Büchlein voll wunderlicher schöner und kluger Dinge, für die seine scheue Seele Worte fand.

Wie hell denkt so ein Kind. Wir werden erst künstlich dumm gemacht. So dumm, wie wir alle sind, sind wir aber nicht.



Samstagabend

Heut' abend ging ich heim am Englischen Garten hin. Die Nebel lagen auf der Wiese in langen, duftigen Streifen. Die Bäume standen in unaussprechlich knospender Weichheit. Die Luft herb und frisch von all dem Erstlingsleben, an dem sie vorbeigestrichen.

Aus manchem der Häuser klang Musik, und ich sah, als ich vorüberging, durch niedere Fenster einsame Frauen am Klavier und sah ein Bewegen ihrer klugen und geschickten Hände und hörte die Töne, durch die sie sich in stiller, sanfter Stunde wohltaten. Oft hab' ich schon dies traute, abendliche Spiel im Vorübergehen gehört: aber heute erschien es mir so lieblich, so lebenswert, so heimisch. Wie gut, dachte ich, daß es solche Frauen gibt, die zwischen ihren Lichtern sitzen und sich an sanften schönen Tönen freuen — und draußen liegt der Nebel auf den Wiesen, und in der Stadt hetzen die dummen lauten Leute — und die Frauen in ihrer Stille genießen das süße, sanfte, schöne Leben, vermengen ihre Seele mit den reinen Tönen, tauchen darin unter.

Ich fühle mich den einsamen Spielerinnen so nah.

Mein Herz spielt mit seiner Liebe. Mit dem sonnigen Gefühl, geliebt zu sein. Es spielte Melodie auf Melodie.

Mir ist, als wäre ich in der Stille zu einer zarten Lebenskünstlerin geworden, als spänne ich aus dieser Liebe ein Kunstwerk, an dem ich mich freute, etwas Leichtes — Schwebendes, und doch sauge ich Sonnenkräfte in mich ein. Das Leben liegt schön und groß vor mir. Ich freue mich an allem. Ich fühle und sehe alles lebendig, dringe tief in das Wesen der Dinge. Ja ich lebe! Ich bin lebendig! Und freue mich am Leben. Ich weiß alles — alles — alles! — Ich weiß Friedel — ich weiß meinen Professor — ich weiß ihn und mich selbst!

Aber kann ich denn sagen: Geh heute schon an mir vorüber!

— Kann ich's? — Ich werde es einst sagen müssen — ich werde es einst sagen müssen!

Auch er weiß das —. Auch er!

Aber er fühlt auch, was er mir ist.

O — du Welt mit deinem kurzen Leben und deinem langen Tod! Wie kann ich mich von ihm trennen? — Heute nicht! Nein, heute nicht.

Ich muß mich gewöhnen zu sagen: er gehört dir nicht — und wie er mir gehört!

Zwischen den Tausenden kalter Menschen, die man nicht ansieht — der eine! den man so ganz, ganz in sich hineinsieht — der einzige, der lebendig ist! Der einzig Wohltätige, der einzige! Der einzige, der ein Gesicht hat — der einzige, der sprechen kann — der einzige, dessen Berührung Leben ist — wie kann man sich von einem einzig Lebendigen trennen?

Aber noch nicht — — heut' noch nicht! Heute? — Nein — — nein! Mein Gott, behüt uns.

Heute abend kam er zu mir und sagte:

„Ich möchte Sie nur so ganz einfach ruhig und glücklich sehen. — Das soll das Ziel meiner Liebe zu Ihnen sein. Sie sind wie ein einsames Kind, — und sind doch Heimat für mich. — Für mich gibt's nur Heimat oder Sehnsucht nach Heimat. — Ich bin kein Mensch für die Fremde."

Er war heut tief erregt. „Weißt du, Liebe ist eben Liebe — ganz einfach Liebe," sagte er, „und wenn du noch so sanft bist und wie ein Mondstrahl über mich hingleitest."

Er stand auf und ging heftig durchs Zimmer und dann sank er vor mir in die Knie und verbarg sein Gesicht wie aufschluchzend in meinen Kleidern.

„Laß mich still bei dir sein. — Das liebste wäre mir, ich könnte so bei dir einschlafen, du machst mich müde."

„Müde?"

„Ja, müde."

Ich wär' ihm gern über das Haar gestrichen, es lag eine

süße Wonne in dem Wunsch, es zu tun. Ich mußte meine Hand an mich drücken, um es nicht zu tun. Sein Haar hatte meine Wange schon einmal zart berührt, und es waren Lebensströme über mich hingeglitten.

„Weißt du," sagte er, „ich verstehe nicht, daß du nicht mein bist. Ich weiß alles — ich bedenke alles — aber verstehe nicht — will nichts verstehen."

Er hob seinen Kopf und richtete sich auf.

„Sonderbar, du hast mich bei dir ruhen lassen, wie du Friedel bei dir ruhen läßt, aber wie konntest du's übers Herz bringen, deine Hände nicht auf mein Haupt zu legen? — mich so zu segnen! — Ich hätte das nicht gekonnt."

Er sprach wie ein Kind so einfach.

Dann nahm er meine beiden Hände in die seinen, stand so vor mir und schaute mich an.

„Du sollst ganz ruhig sein. Du sollst durch meine Liebe nur Freude haben. Erlösung von allem.

Ich spreche wie aus dem Schlaf heraus, wie betrunken. — Verzeih. — Ich fühle dich so urlebendig. Du gehörst zu mir Unberühmten, zu dem, der sucht! Du sollst mein Kamerad sein, mein Schatz, mein Kind."

Ich machte meine Hand, die er weich hielt, aus den seinen los — und sah ihn an.

„Nein — nicht traurig, dankbar sollst du sein. Daß du so geliebt wirst —"

Ich dachte:

Was ist so ein geliebter Mensch für ein wundervolles Ding. Ich sehe ihn und denke: ja, er ist der einzige auf Erden! Ich höre ihn und möchte die Stimme halten, sie spielt auf meiner Seele wie auf einem mittönenden Instrument. Alles ist Jubel! Und die zarteste Berührung ist Offenbarung einer fremden, vorüberrauschenden, liebenden, lebendigen Welt. Ein Meer von Feuerempfindungen, in dem wir versinken.

Daß sich die Geschöpfe Gottes so genießen können!

Das ist wert zu leben. Mensch zu sein, Weib zu sein, Mann zu sein. Ich verstehe, daß die Götter Menschen wurden. Oder wurden sie's nicht?

O, du wunderbare Welt, voller Grauen und Wonne! Lebendig sein! Lebendig sein!

Und wer es verstände, leichtfüßig auf dieser Welt zu stehen, mit beflügelten Sinnen — wer nicht bis zum Gift dränge und nicht bis zum Feuer. Wer die Dinge dieser Welt mit den zartesten Fingerspitzen berühren könnte, in denen alles Leben, alle Nerven fibrieren. Wer in einem Hauch den Sturm spüren könnte, in einem zarten Gleiten alle Schrecken und Wonnen der Welt!

Er sprach mit mir von seinen Plänen mit demselben Feuer, mit dem er sagte, daß er an mir hinge mit der ganzen Kraft seiner Natur.

Ja, ein paar Buben wollte er draußen auf dem Lande erziehen zu gesunden Menschen, zu ganz einfachen Menschen; — „und will alle Kräfte daran setzen und nichts weiter auf Erden wollen".

Unbeschreiblich, wie er das aussprach, bescheiden und stark und voller Zuversicht.

„Ich will ihnen die Nerven schützen", sagte er. „Ich will ihnen zeigen, wie man wohl und stark diese grüne Erde lieben soll, und was man darauf tun soll, und daß uns nichts gehört auf Erden als unsere lebendige Seele. Und weißt du, was unser Gebet sein wird, mit dem wir den Tag beginnen werden und beschließen: möge ich Gott in mir finden, das ist meine Seele, der Tropfen aus dem unendlichen Meere Gott!

Nicht wahr, schön!" Er lachte so unschuldsvoll auf.

„Wie wirst du das aber erreichen können, da wir nicht unter freien Menschen leben?"

„Ach geh, geh," sagte er eifrig, „alles geht. Gelehrt bekommen sie, was, Gott sei's geklagt, auf den armen Menschen lastet. Aber wie eine Maske wird ihnen das nur umgelegt,

die man nun einmal tragen muß; aber hinter der Maske sollen sie ihr menschlich, göttlich Angesicht haben, — und sollen ohne Scham ihre Maske ablegen können. Sie sollen leichten Herzens arbeiten, mitten in der Natur. Jeder Atemzug muß ihnen sagen: wir sind Erdenmännchen, nicht Schulbankpilze — Schulbankauswüchse. Sie werden an den Schuhen täglich Wald- und Ackererde tragen, und frohe Gedanken im Hirn und frohe stolze Herzen sollen sie bekommen."

Das alles ist's, was mich zu ihm hinzieht. Er ist durchdrungen und erfüllt von seiner Idee, er arbeitet wie mit doppelten Kräften, um allem, was von ihm verlangt wird, gerecht zu werden. Dabei stammt mein Guter aus armer, altadliger Rasse-Familie.

Er hat den Vorteil des Rassemenschen; aber sein Aus-der-Art-geschlagen-sein hat ihn schon nervös gemacht und unduldsam bis zur indisziplinierten Bosheit. — Wir plaudern glücklich über dies und jenes, da kommt ins Zimmer irgend jemand, den er vielleicht nicht mag, und seine Züge werden nervös gespannt, seine Farbe wechselt, alle Güte ist verschwunden. Dann tut er mir leid — ich spüre den Riß in dieser prächtigen Natur.

„Es wäre gut," sagte ich ihm bei so einer Gelegenheit, „wenn Sie von Bauern abstammten."

„Ah, ausgeruht," sagte er, „sind meine Eltern und Ahnenleute unglaublich, ausgeruht seit Jahrhunderten, aber verwöhnt, dienen haben sie nicht gelernt, und ihre guten Formen haben sie sensibel gemacht und ungerecht, und zwei Generationen langes Sparen und Klügeln auf ihrem Besitz, der nicht abwarf, was sie brauchten, hat sie verdrießlich gemacht und unausstehlich."

„Ach, meine liebe, liebe Frau", sagte er an diesem stillen Abend. „Komme ich dir nicht dumm vor, bin ich dir angenehm? Stell' dir vor: ich mag mich. Ich gefall' mir oft.

Ich bin mir gar nicht widerlich — und bin doch so empfindlich. Ich möchte es laut hinsingen, daß ich dich liebe. Sag', wie kann nur all diese Freude in einen Menschen gehen?"

Wundervoll erschien er mir eben, weil er mich liebt! Wie einfach er spricht; aber erst seit jenem Abend, seit er mir sagte, daß er mich liebt.

Vordem sprach er meist wenig, und was er redete, begleitete er mit einer Art Lächeln, das ich umsonst zu deuten schien. Jetzt erst scheint es mir nachträglich verständlich, als hätte er sagen wollen, ich sage ja nicht das, was ich sagen will. Was wollt ihr denn von mir? Ich bin ganz anders, als ihr glaubt. — Laßt mich doch. Ich kann nur mit jemand reden, der mich liebt, weil er mich versteht. Alles andere ist unnatürliche Pein.

„Laß uns zu Friedel hinaufgehen", sagte er. „Ich möchte ihn schlafen sehen."

Und er sah ihn schlafen.

Er kniete vor des Kindes Bett und drückte die kleinen, warmen Hände an seine Lippen.

„Dein Kind ist mir unsagbar lieb. Durch ihn lieb' ich jetzt die Menschheit. So ein herrliches Geschöpf bei sich haben und dafür leben. Gibt es etwas Göttlicheres! Wie wunderbar die Frauen! Die größte Liebe sich selbst geboren zu haben, das, was das ganze Leben mit unauslöschlicher Wonne und Schöpferkraft und Seligkeit erfüllt!

Was seid ihr für gottbegnadete Geschöpfe, heilige wandelnde Mysterien. Die schönsten Gottideen! Aus sich heraus die geliebte Welt schaffen!

Und wer weiß das, so ganz wie man die Dinge wissen müßte, vom innersten Herzen aus. Wir wissen ja alle nichts. Undurchdringlichkeit ist über diese Welt gebreitet, die alles erstickt und erdrückt. Niemand ahnt bis auf den Grund, ja nicht bis zur leichtesten Oberfläche das Grauen vom Einander-Vertilgen und -Zerstören — und die Wonne des Einander-Genießens wissen sie auch nicht."

Er legte seinen Kopf neben Friedels Kopf.

„Sie wissen alle von sich selbst und vom Leben so wenig."

Ich erzählte ihm flüsternd, um Friedel nicht zu stören, eine rührende Geschichte: Wir fanden eine zertretene Schnecke, die sich zusammenzog, da gab es heiße Tränen bei Friedel.

Er wollte die Schnecke trösten und sprach zu ihr. Auf einmal sagte er ganz fest: „Die kann nicht mehr erlöst werden, — töte sie!"

Ich tat es, und er sagte: „Nun tragen wir das bißchen ins kühle Wasser. Vielleicht spürt sie doch noch etwas Gutes."

Ganz traurig meinte er:

„Ich habe geglaubt, alle Tierlein können erlöst werden. Das ist aber nicht so."

Gibt es etwas Bewegenderes als ein Kind, das zum erstenmal die Qualen der Welt ahnt?

Erwin küßte seine blonden Locken, die ausgebreitet wie ein Büschel Staubfäden einer großen Wunderblume auf dem Kissen lagen.

„So etwas muß auch Schmerzen kennen lernen und Qual und Nöte aller Art! Weißt du, ich gehe jetzt —," sagte er zu mir, „ich renne — ich laufe — wie ein Besessener. Ich hätte nie geglaubt, daß so eine Liebe, wie ich sie zu dir fühle, solch ein Brand würde.

Wenn ich jetzt nicht rennen könnte, wenn ich den Fuß bräche! — Stell' dir vor, was aus mir würde! Sei nur sanft und kühl zu mir — ich kenne dich doch, ich weiß, wie du bist. Ich fühle dich. — Ich bin ja auch nur gekommen, dir zu sagen, daß du so ganz einfach ruhig und glücklich sein sollst, daß dies das Ziel meiner Liebe zu dir sein soll.

Du lächelst." Auch er lächelt. „Sag' deinem Manne, ich brenne sein Haus nicht an — ich schlepp' ihm Frau und Kind nicht davon, trotzdem ich nicht übel Lust dazu hätte." Er küßte mir die Hand, und fort war er.

An einem andern Abend

Ich kam mit Friedel von einem Spaziergang zurück. Moidel öffnete uns und war nicht gnädiger Laune.

Sie stammt aus meinem lieben, sonnigen Bergland, aus meiner kleinen Doktorstadt, in der ich so glücklich war. Sie führte damals schon unsere Wirtschaft und ist uns nachgekommen. Ich war so froh damals, als ich sie wieder hatte. Die herbe, sonnige Moidel ist ein Stück jener guten Heimatsnatur, die ich so liebe. Moidel brachte zum Willkomm ein Säckchen voll Schwarzplenten mit, einen Topf voll Hollermus und einen voll Schmalz. Wir kochten am selben Abend noch Hollermandel. „Es alpelet, Mutterl, es alpelet", sagte sie. Mutterl nannte sie mich, seit Friedel geboren war — nicht gnädige Frau und nicht Frau Professor. Heut' aber war sie unfreundlich. „'s Baröule is drin beim Herrn, schon mal wieder."

Ich trat bei meinem Manne ein. Sie saßen sich gegenüber und plauderten —, schwerer Zigarrendampf lag im dämmerig beleuchteten Raum.

— Trennungsschmerz — tiefer namenloser Trennungsschmerz fiel mir aufs Herz. Alles Glücksempfinden war wie weggewischt — Trennung! — Trennung! — Trennung!

„Ich habe unsern guten Freund geärgert", sagte mein Mann. „Ich finde uns nicht in dem Maße, wie er meint, reformbedürftig, und ich muß gestehen, ich fürchte, solche Ideen, wie Sie sie mir jetzt entwickelten, gehen auf eine Verweichlichung unserer Jugend hinaus. — Sich plagen — sich plagen! Ja — ja, darüber hinaus kommen wir nun einmal nicht."

„Ja, gewiß, sich plagen — bis aufs Blut, von ganzer Seele; aber um Dinge, die es wert sind."

Er empfahl sich bald, schien mißgestimmt.

„Verträgt keinen Widerspruch. Neurasthenike —," sagte

mein Professor, als Erwin gegangen war, und schenkte sich aus dem Bierkrug, der neben ihm stand, sein Glas voll.

Wir sprachen von einer kleinen Gesellschaft, die wir vor Frühjahrs Anfang noch geben wollten, und einer Abreise meines Mannes. Moidel trat ein, um den Amerikanerofen, der noch immer, der Behaglichkeit wegen, schwach brannte, nachzufüllen.

Mein Professor sagte: „Also für nächsten Donnerstag, richte es ein." Moidel horchte auf. „Da soll's Gesellschaft geben?" fragte sie im Ton eines Oberaufsehers.

„Ja", sagte ich bescheiden.

„Mir is schnuppi", meinte Moidel, ohne daß uns beiden dieser Ausdruck besonders auffiel, denn Moidel hatte ihre eigene Art, mit uns zu verkehren, beibehalten, wie damals schon in der lieben Doktorstadt, als sie, die stolze Südtirolerin, bei uns in Dienst trat, wie zu ihresgleichen.

Als ich wieder in meinem Zimmer war, kam sie zu mir herein, stand eine Weile an meinem Tisch, ohne zu sprechen, dann reckte sie den Kopf zurück, auf eine komische, störrische Weise. Da war etwas im Anzug; ich kannte Moidel.

„Habt ihr früher aller nasenlang Gesellschaften gegeben? Wenn ich einen hätte, wie den Ihren, Mutterl, ich ließ frei die fremde Bagagi nöt ins Haus. Das beste an den niedern Leuten sind i, ist, daß sie sich nöt um fremdes Volk zu kümmern brauchen. Wenn ich denk', ich hätt' einen und es tät aller nasenlang schellen, bedanken würd' i mi — rein tuiflisch würd' i, ich kenn's eh schon daran, wie's die Glocken ziehen, und wann's nur ihre Schnüffelnasen reinstecken, bin i schon rabiat. Keins von allen tät euch einen Pfennig geben, wann ihr's brauchtet.

Nicht geschenkt nahm i an Herrischen! Mei Ruh will i. Unser Kooperater daheim mag's a nöt, wenn eins ewig um die Ehleut rum is. Ganz unnotwendig. Ich kann's nun mal nöt leiden."

Wenn Moidel jemand meldet, sagte sie: „Die Frau so und so, der Herr so und so steht draußen. So viel unfein ist das. Was habt's denn an der, was habt's denn an dem?

Und unser Bardnle, was ewig daher rennt. — Der soll erst mal seine Rechnung beim Charkutier zahlen. Wie ich gestern wegen was von uns ins Buch schau, sieh i, daß unser Bardnle nöt übel angekreidet ist.

Und immer Lachsschinken, Lachsschinken, Ölsardinen, — allen Kuckuck. Herrgott noch einmal, wenn er's nicht zahlen kann, soll er doch Streichwurst essen, oder Leoni, oder an Leberkäs wie unsereins!"

„Moidel," sagte ich, „Sie werden ein rechter Drache!"

„Wenn einem die Leut nöt fürchten, nach'er is gar. Fürchten muß einem das Tuifelszeug", antwortete Moidel.

Ich ließ sie reden, denn ihre Kritik mußten wir immer bescheiden hinnehmen und taten es auch.

Wie wunderlich diese Welt ist! Ich bin überzeugt, Moidel sieht nur seine monatelang nichtgezahlten Abendessen. — Ich bin überzeugt, daß er für sie sonst ein „Lackel" ist, wie sie sich auszudrücken liebt, sonst nichts weiter. Für meinen Mann ist er Neurastheniker, für mich ein lieber, reicher Mensch, dem ich mich nahe fühle. — Wer aber ist Erwin sich selbst? Jeder, den wir kennen, trägt uns so, wie wir ihm erscheinen, umher. Jeder verschieden — und auch wir selbst tragen ein Bild von uns, verschieden vielleicht von allen den andern, aber nicht weniger unbestimmt oder unwahr! Jeder einzelne läuft als so viel Persönlichkeiten durch die Welt, als er Menschen kennt. Jeder einzelne spaltet sich in Hunderte voneinander verschiedene Wesen.

Aber wer sind wir selbst? — Wer sieht klar? — Wer denn? — Gehen wir ganz unerkannt, ganz verschüttet vor lauter Irrtum hier auf Erden? Ach, wie dunkel ist diese Welt!



An einem andern Abend

Mein Professor verreist dieser Tage auf ein paar Wochen und erlaubt mir, mit Friedel und Moidel währenddem wieder einmal die alte liebe Doktorstadt zu besuchen, meine liebste Heimat!

Ich hab' es mir von ihm ausgebeten. — Es mußte sein. — Für ihn — für Erwin — für mich. Ich gehe in mein liebes Bergland.

„Ja, gewiß, Motte", sagte mein Professor. „Natürlich, geh nur. Wächst du denn aber gar nicht hier an? Wär's denn nicht vernünftiger, du verwendetest deine Kräfte, dich hier heimisch zu fühlen, als an die Sehnsucht nach dem alten Heckennest. Was hast du denn da eigentlich gehabt? Nicht begraben möcht' ich dort sein! Weißt du, du machst dir da etwas vor. Nur immer ungeheuer kalt, Motte."

Das ist seine stehende Redensart, in der so viel Humor, Lebenskunst und Abwehr liegt. Fest steht er im Leben wie ein Fels. Gegen ihn komme ich mir vor wie ein Feld, in dem der Wind wühlt.

„Also", sagte mein Professor, „ich lasse dich und Friedel zu Marianne, sei nur vernünftig, Motte. Laß nur den Buben nicht zu viel angeschwärmt werden von dem verrückten Menschenvolk, was dort ein- und ausgeht. Schick' ihn mit Moidel, wohin du willst. Er soll den ganzen Tag im Walde stecken — und du?

Grüß mir die Marianne und sag': Es gibt ein dummes Wort, das mit A anfängt — und ob sie noch immer nicht weiß, wie es weiter buchstabiert wird?"

„Du bist wie alle Männer", sagte ich, „ganz ungeduldig, wenn sie eine schöne Frau eine Weile kennen, und die tut ihnen nicht den Gefallen, mit mathematischer Sicherheit zu altern. Besonders wenn sie sie nichts angeht, und sie nur hin und wieder von ihr hören, ist ihnen das langweilig."

„Ist's auch", sagte mein Professor und lachte sein unwissendes sorgloses Lachen.

„Aber grüß' sie von Herzen und sag' ihr, wenn ihr Pulsschlag noch immer so wundervoll geht, so ist er mir lieber wie das herrlichste Gedicht."

Mir ist's, als müßt' ich mich ganz in mich selbst verbergen, als müßt' ich alle Herzenstüren schließen, um in mir selbst zu sein.

Ach, ich werde seine Liebe durch sonnendurchschienene Meilen spüren!

Welches Weh! Wie ist's möglich, sich voneinander trennen zu wollen.

Noch liegt die Sonnenglut nicht auf meiner lieben Stadt.

Und ich gehe jetzt schon die Wege unter den alten Edelkastanien, auf halber Höhe des Berges hin. Bald öffnen sich die gelben Blütentrauben, die wie Goldfiligran über den dunklen Blättern sich hinspinnen.

Dort umherzuwandeln, jung, gesund, geliebt, wie neugeboren durch seine Liebe! Und Moidel wird dort wie besessen sein. Es wird die Heimatswonne nur so von ihr ausstrahlen. Sie ist ein Stück lebendig gewordener Heimatserde.

Wenn nur Marianne, meine liebe Marianne noch nicht zuviel Leute bei sich hat. — Sicher ist sie schon in ihrem alten Steinnest. Sie hält's auch nicht aus, davon zu bleiben, wenn die Edelkastanien blühen. Ob wir bei ihr wohnen werden? Natürlich! Wie sollte sie uns bei Fremden wohnen lassen!

Wir kommen, steigen im Winkelhof ab und gehen dann hinauf. O dieser liebe Weg! Zuerst eine kurze Weile steil über Pflastersteine, die einem anfangs so beschwerlich sind beim Steigen — dann durch Wald, den warmen, sonnigen Kiefernwald. Harz duftend. Dann über die flache Wiese

mit ihren Kastanien und Nußbäumen, den tiefen Schatten und den hellen Sonnenbildern, — und nun den steilen Bergkegel hinauf — im Laufschritt. — Ich sehe Friedel, was er für Beine machen wird. Er weiß ja genau, was auf ihn wartet. — Die kleinen Fenster des alten Herrenhauses schauen friedlich blinkend auf uns nieder. Und jetzt tauchen wir in den frischen Bergwind. Er faßt uns an den Schöpfen wie eine lustige Willkommenshand. Da oben weht es immer. Der Wind kommt von fernen Gletschern, die wie im Sonnenglast schimmern, und ist sonnendurchschienen. Dort oben sind Frühling, Sommer und Herbst immer Frühlingstage. Die Glut aus dem Tale kommt hier nicht herauf.

Im Norden Wald. Da steigt der Berg weiter an. Die bleichen Dolomiten schauen wie Geister aus fernen dunkeln Wäldern. Im Süden, Osten und Westen die fröhlichste Landschaft. Unter uns die Schlangenlinie des Flusses, des glasklaren Gebirgswassers.

Bergkirschbäume auf dem Rasen, vor Mariannens Haus. Groß und mächtig und immer sanft im Winde rauschend. — Der fließende Brunnen, kurzes, samtiges Gras mit gelbem Bergklee durchwebt. — Die weißen Bänke unter den Bäumen, die grasende Kuh und der grün eingezäunte Garten, der von Blumen und Beerensträuchern überquillt und nach allen Gartenblumen duftet, nach denen je eines Menschen Herz Sehnsucht trug. — Und die Gemüse stehen in strotzender Kraft und ziehen Kräfte aus Erde und Luft. Über die niedere Mauer, die den Garten vom sanften Abhang scheidet, hängen ganze Wolken lustiger Gewächse in Blüte.

Und das Steinnest selbst! Ein alter Edelsitz fröhlicher Geschlechter, die hier im Sommer hausten, — die den fröhlichen Wind spürten, in dem warmen Sonnenschein gediehen, die den Berggarten liebten und die alten Kastanien- und Nußbäume auf der Wiese.

Es ist, als hörte man glückliches, geisterhaftes Lachen um

das Haus, wenn der Wind geht; als webte die Sommerliebe längst verstorbener Menschen um Haus und Garten.

Du, von Verstorbenen und Lebendigen vielgeliebte heimische Behausung. Du langes, niederes, einstöckiges Haus, mit dem angebauten Flügel, der sich in den Garten hineinzieht, wie schaust du aus! — Alte Aprikosenstöcke haben dich ganz eingesponnen. Auf der Südseite Birnen und Weichseln. Ein ganz grünes Kleid mit goldig rötlichen halbversteckten Kugeln und mit blauem Pflaumen- und Birnenschmuck, und deine quadratischen Fenster breiten grüne Flügel aus, als wollten sie all das Schöne um dich her umarmen. Und an der Nordseite gedeiht der wilde Wein und hängt im Herbst um dich wie ein roter Festteppich.

Mein Gott, du bist ein übermütiges Haus, du altes Haus zur Flamm'. Man sieht dir an, du warst die Wintersehnsucht vieler Menschen und ihre Sommerfreude. Sie haben dich gesegnet, und jeder hat in seiner Herzensfreude dir etwas Gutes angetan, an deinem grünen Laubkleid gewebt oder gebessert. — Du bist verhätschelt worden. — Und nun siehst du so herrlich aus, daß einem das Herz aufgeht, wenn man an dich denkt.

Ich glaube und glaubte immer, die dich liebten und starben, müssen nach dir die Sehnsucht nicht verlieren. Deshalb habe ich mich nie in deinen Räumen, auf deinen Gartenwegen und unter deinen Blumen allein gefühlt, zwischen den Lebenden webte und glitt Vergangenes.

Ob Marianne wieder in efeugrünem Kleide geht?

Sie liebt diese Farbe und die langen, losen Falten, die bauschigen Ärmel und den kleinen, viereckigen Ausschnitt, der den weichen Hals sich so frei bewegen läßt. Ich kann sie mir gar nicht anders vorstellen. Wenn wir miteinander in die Stadt hinuntergingen oder Ausflüge machten, und sie wie andre Frauen sich trug, war sie mir fremd. Ihre Gestalt schien mir dann etwas zu breit, zu gedrungen, der Kopf fast

zu bedeutend für ein Frauenzimmer, was so unter den andern mit dahin geht, die braunen Augen waren zu liebestief, das dunkle, lockige Haar zu ungebändigt. Wer ist die? — Wer ist denn das? — hörte ich oft hinter uns dreinreden.

Ja, wer ist denn die?

Das ist die Herrin vom alten Haus zur Flamm'. Aber sie gehört auf ihren Berg, in ihren duftenden Berggarten, in ihren mit Laub und Früchten umsponnenen Edelsitz, in die niederen großen Zimmer, unter ihre Bücher und Blumen und in den weichen Bergwind.

Die Menschen müssen zu ihr kommen, in ihr Reich, sie nicht zu ihnen.

Und so ist es auch. Mühselige und Beladene kommen zum Berghaus. Und sind sie nicht beladen, so wollen sie sich doch wenigstens wärmen und Lebenswärme holen, wie die Leute früher, wenn ihnen das Feuer ausging, glühende Kohlen vom Nachbar heimtrugen.

Sie kommen alle verlangend.

Ich sehne mich auch darnach, neben ihr zu gehen. Ich will ihr wehendes Kleid im Winde mich halb mitverhüllend spüren; ihre Kraft und Heiterkeit soll mich durchdringen.

Wir reisen bald. Ich bekomme ein hellgraues fließendes Voilekleid. Wie schön, daß man sich so im Frühjahr sein Fell wählen kann, in dem man den Sommer feiern will.

Du brauchst vor mir nicht zu fliehen", sagte Erwin, als ich ihm von unserer nahen Reise sprach.

Sein Blick bekam das Stumpfe, von allem Äußeren Abgeschlossene, das ich an ihm kenne. Er ist dann nur bei sich selbst. Nie sah ich das so scharf ausgedrückt bei irgendeinem andern Menschen. Er kann sich zu sich selbst retten, sich in sich selbst verschließen. Wir saßen in meinem kleinen Salon, in meiner Muschelschale.

Mir war nicht möglich, zu sprechen. — Jedes Wort hätte mir die ganze Kraft genommen.

Diese stumme Liebe, die sich nicht verraten darf. — Welche Qual!

Ich gab ihm die Hand und sagte irgend etwas so ungeschickt und arm — so arm.

Jetzt an sein Herz stürzen dürfen, in seine Arme, und die ganze Seele in heißen Tränen ausweinen.

Im Nebenzimmer war Moidel. Jeden Augenblick konnte die Tür sich öffnen.

„Und wenn du mich gar nicht liebtest und würdest so geliebt, wie du geliebt wirst! Was sag' ich! Du atmest erlöst, lebendig, wie kannst du gehen!"

Erregt und leise sprach er, daß ich's kaum verstand.

„Aus eignem Entschluß gehen. — Du bist sehr verschieden von mir. Deshalb liebte ich dich wohl so tief! Ein schweres Geschick, eine so fremde Welt zu lieben."

Sein ganzes Wesen war wundervolle Heftigkeit und Zorn.

Ja, zornig und stumm war sein Abschied. Ich, fast bewegungslos, um nicht alle Fassung zu verlieren, — stumm. Er wendete sich noch in der Tür nach mir um und sagte außer sich: „Ich werde grenzenlos einsam sein." Die Tür tut sich noch einmal auf. Zwei heftige, leidenschaftliche Hände faßten die meinen.

„Du sollst gesegnet sein. Ich war voller Haß gegen dich, daß du gehst."

„Nein! Nein! Allen Segen, alles Gute über dich!"

Dann saß ich allein in dem schillernden Raum, — matt — das Herz weh, als dürfte es nie mehr heilen — ganz ohne Heimat. Weltverloren. —

Und nun wußte ich, daß solch ein Abschied des Todes Bruder ist.

Das frischgrüne Aprikosenlaub, von dem das uralte Mauerwerk des Berghauses dicht überzogen war, drängte sich im Winde noch haltlos aneinander, war noch so zart, kaum verdichtet, daß es nicht rauschte; klanglose zärtliche Laute begleiteten den Flüsterwind, der sich schwer an herbem, duftendem Laubgeruch trug, den die sanften Blätter ihm mitgaben.

Das Haus war ganz umduftet. Aus dem Walde kam die frische Tannenluft, die vorübergestrichen war an den abertausend hellgrünen, weichen, sanften Kätzchen, die die rauhen Zweige dem Mai entgegenstreckten, und im Garten blühten Jasmin, Goldregen, Iris und Pfingstrosen.

Die Beete mit den runden Salathäuptern, und alles, was da keimte und wuchs, ließ Opferduft aufsteigen. Der Abendhimmel so schützend mild, das Sonnengefunkel vorüber. Sanft war die liebe Welt und schön, als sollten zarte Herzen in ihr eine Heimstatt finden.

Im Haus zur Flamm' saßen, im tiefen, breiten Zimmer mit der niedern Decke und den geblümten weichen Stühlen, den alten Schnörkelmöbeln, Marianne Gamander, ihr Sohn und der kluge Freund, Geheime Rat Bernus. Die Fenster standen offen. Das Duften und Flüstern, die Abendsanftheit drang ein.

Stille und Abgeschiedenheit rings umher.

Eine große Benareslampe brannte schon, — die mächtige getriebene Vasenform, aus dunklem Messing, die den Beleuchtungskörper trug, schimmerte in Lichtpunkten, die von

geheimnisvollen Zeichen, Schriften, Tier- und Menschengestalten ausgingen. Zart wie Spitzengewebe waren diese getriebenen Gestalten und Zeichen untereinander verwoben. Ein großer Lichtschirm aus seidenweichem japanischen Papier in rosa Farbentönen lag über der Flamme, wie eine vielblättrige kaum rötlich angehauchte Rose.

Diese Lampe war wundervoll anzusehen; wer nichts zu sprechen wußte, schaute auf sie hin und träumte und fühlte sich wohl. Für den Einsamen war sie ein Trost, eine liebliche Gesellschaft. Sie verbreitete Freude und Seelenruhe.

Wo Marianne Gamander sich auch aufhielt, diese Lampe begleitete sie immer. Sie hatte ein eigenes Gehäuse für sie bauen lassen, um sie auch auf Reisen bei sich zu haben, so daß sie mühelos in jedem Hotelzimmer sofort aufzustellen war. Der fremdeste Raum wurde traulich durch sie.

Und hier, im mit Maienlaub umfiederten Berghaus, in das durch offene niedere Fenster Frühlingswürzluft zog und die Lampe Gesichter beleuchtete, die im Wohlwollen zueinander strahlten, da war sie wie eine Hüterin schöner stiller Stunden.

Auf dem kleinen, runden Tische, um den die drei Personen saßen, lagen Originalphotographien Botticellischer Gemälde. Bernus, der Sybarit, Ästhetiker und Geheimrat, hatte sie Marianne Gamander mit aus Florenz gebracht.

„Frau Marianne," sagte der lebhafte, gedrungene, kleine Mann mit den starken Zügen und dem sprühenden Ausdruck, „Gott weiß, wie oft werde ich wohl noch diesen Bergkegel hinaufkeuchen müssen. Ich bin kein Freund vom Klettern, um die zu sehen, die mir der liebe Gott, wenn er den Bernus wirklich kennte, hätte durch unzertrennliche ... und so weiter — und so weiter ...

Hermann," damit legte er die feste, runde Hand auf des jungen Gamanders Schulter, der seiner dunkeläugigen Mutter glich, „du warst kein guter Kamerad, mein Junge, du hast

mich hier schlecht vertreten." Auf seine verfehlte Werbung bei Frau Marianne mit Humor zurückzukommen, mochte ein alter Scherz des prächtigen Mannes sein, ein alter Scherz mit immer neuem Stachel. Sein Blick war so warm und voller Liebe und Bewunderung auf die dunkeläugige Frau im efeugrünen Kleide gerichtet.

„So geht's," sagte er, „ein dummer Kerl, wie hier einer sitzt, steckt in jede Kirche, in jede Gemäldesammlung seine einsame Nase — auf der Jagd nach Schönheit und Leben, voller Sehnsucht und Erregung, wie vom Teufel getrieben. Unsinn! Diese verfeinerte tolle Erdenliebe hat mich am Schopfe."

Er faßte Frau Mariannens beide Hände, „und wir hätten uns friedlich selig in die Schönheit der Welt geteilt."

Hans Bernus liebte die gefährlichen Früchte dieser schönen Erde. Das war ihm auch anzusehen, dem verwegenen Geheimrat, dem die Lebenslust aus den Augen sprühte. Deshalb liebte er auch Marianne Gamander.

„Und haben wir uns nicht in die Schönheit der Welt geteilt?" sagte sie mit weicher, klangvoller Stimme. „Wir sind viel zu gute Freunde, Bernus, als daß wir uns hätten heiraten dürfen. Wir sind zu treuen Freunden bestimmt. Ich hüte dir eine Heimat, in die du klettern mußt, die du eigentlich längst verloren hättest, lehr' du mich dich kennen!"

„Sie hat recht", sagte Hermann trocken.

Er sieht sehr herb und eckig aus, der junge Gamander, wenn die weichen, tiefen Augen nicht wären!

„Natürlich," meinte Bernus, „dein Bub!"

Der legte seinen Arm innig um seine Mutter und sagte einfach: „Wer sollte sie denn kennen und verstehen, wenn nicht ich? Ich hab' doch ihr ganzes Wesen getrunken, ihr Bub bin nur ich. Gelt, Mutterle?"

„Ja," sagte Marianne, „und was du nicht getrunken hast, das hab ich in dich hineingehämmert, gebetet, ge-

schmeichelt, was alles hinuntergetreten und heraufgelockt. Da läuft der Bernus in Galerien herum und sucht! — Die Menschen stecken ihre stumme Kunst in traurige Säle, statt Kunst frei und glücklich, lebendig umherlaufen zu lassen! — Merken gar nicht die große Kunst zwischen Menschen, zwischen uns Dreien zum Beispiel hier. Deine Lieben aller Art, die ich mit dir erlebte, wo sind sie hin? Und unsere Freundschaft? Was sagst du? Doch schöner wie je? Wenn dir's auch sauer wird, zum Berghaus zu klettern!"

„Weischt", er verfiel in seinen behaglichen schwäbischen Dialekt, „du bischt eine ganz wüschte Person, so wahr mir Gott helf, du weischt ja nichts von Liebe, du verzettelscht dich in Kleingeld. Ich mein', du hast viel zu viel Freund' und Leut'."

„Gottlob! Nur ein Schiff auf der See möcht' ich nicht haben, und wenn's das größte und schönste wär, dann erst recht nicht." Sie schenkte ihrem Freund Hans Bernus aus einer geschliffenen Flasche roten Terlaner ein. Der legte die lebensvolle feste Hand ums Glas mit einer freudigen Bewegung.

Sie sprachen jetzt davon, daß er in seiner Villa in Baden Veränderungen vornehmen wollte, und es fehlten ihm allerlei Sachen. Er war auf der Suche nach einer grünen Farbe für sein Arbeitszimmer.

„O, das überläßt du mir", sagte Marianne lebhaft. „Ich weiß einen roten Stoff..."

„Rot? — Wieso denn rot! Mein Arbeitszimmer war immer grün."

„Nimm rot", sagte sie mit einem so warmen Ausdruck, als wollte sie sagen, du wirst wieder jung, wenn du rot nimmst. „Und ein Rot," fuhr sie fort — „gar keine Rede von dem, was man so ‚rot' nennt. Es ist das Rot meiner Seele — mein Rot."

„Gemütlich ist's bei euch", sagte Hans Bernus, stand auf, zündete sich seine Zigarre, die Marianne ihm gereicht hatte, an und ging elastischen Schrittes im Zimmer auf und nieder.

Alle drei fühlten sich behaglich. Sie sprachen über Menschen, die sie miteinander kannten. Bernus erzählte von seiner letzten Römerfahrt. Marianne schaute sich still die Botticellis an und sprach dabei leicht über diesen und jenen ihrer beiderseitigen Bekannten.

„Wie du deinen lieben Nächsten kennst. Wie machst du das nur? Bist du immer noch indiskret und horchst an den Türen?"

„Ja," sagte sie, „das bin ich immer noch, ich horche. Ich habe alle die Philistertugenden nicht, die sie auf den Thron setzen, um ungestört, undankbar und gedankenlos verräterisch zu sein. Ich möchte den Menschen bis ins tiefste Herz sehen, ich möchte sehen, mit wem ich's zu tun habe: Ich möchte in die Tiefen der Herzen sehen, ich lausche wie die Quellensucher am harten Gestein auf das Wasserrauschen. — Ich verlange auch meine Geschenke zurück, wenn ich meinen Dank nicht bekomme. Ich räche mich auch, wenn man mir etwas tut. Sie sollen mich fürchten, und ich bin in meiner Bosheit immer noch besser als sie, und wenn sie mich nicht gerade brauchen, bin ich für Philister und ihren warmen Flaus noch immer so unbequem wie je. — Und weißt du, Bernus, daß du so oft von deinen drei Gemeinheiten redest, die du einmal tun möchtest, macht mich sehr bedenklich."

„Ist schon recht; aber meine drei Gemeinheiten, die ich gut habe, sind nun einmal zwischen uns abgemachte Sache, — sonst —! Ich danke für Liebe und Freundschaft, wenn sie nicht über drei nette, meinetwegen graziöse, rassige, kleine Gemeinheiten hinweggucken kann! Freundschaft mit Vollkommenheitsverpflichtung ohne Pause, nein."

„Nein, du," sagte Marianne, „du vergnügter Sünder, gerade diesmal wollt ich dir vorschlagen: unsern Vertrag heben wir jetzt auf. Du warst immer so vertrauenswürdig. Wozu ..."

„Das will ich dir sagen," unterbrach er sie, „wozu. Ohne



unsern Vertrag wär's einfach aus mit uns. Ich würde mich vor dir fürchten. Ich würde meinen Hut nehmen. Adieu, Gnädigste. Du kennst den Bernus nicht!"

„Ob ich den kenne!" Marianne lächelte ihm warm zu.

„Weißt du, mein Junge," sagte Bernus zu Mariannens Sohn, „bei euch scheint's endlich vernünftig zuzugehen! Alle Achtung! Gestern einen behaglichen Abend, ganz unter uns und heute, so weit unberufen. — Es wird doch nicht die Stille vor dem Sturme sein. Da sitzt ihr nun auf 'nem infamen Gipfel, habt keine Klingel am Haus und 's ist doch die reinste Feuermeldestation. Jeden Augenblick läuft's mir kalt den Rücken hinunter, ob l'homme interrompu oder la femme interrompue kommt, irgendwelcher unerwarteter Wohnungsfeind."

„O," sagte Hermann, — „Onkel Bernus, wir holen einfach unseren Fremdenhammer. Weißt du noch voriges Jahr?"

„Fremdenhammer!" sagte Bernus wegwerfend, „wenn deine Mutter keine Ruhe hält, hilft aller Fremdenhammer nichts. Meine gnädige Freundin, du bist nun einmal mit einem Montecuculi nicht zufrieden, wie wohl dein Freund in Capri hieß, du mußt immer noch einige Montezugukuli haben."

„Das glaubst du ja selbst nicht", sagte Marianne.

„Liebe, gnädige Freundin", antwortete er. „Ich hoff' darauf, daß nicht wieder einer oder der andere Montezugukuli auf der Wanderschaft zu dir begriffen ist. Was sie nur alle wollen?"

„Sei nicht bös", sagte Marianne, „und kein solcher Egoist. Gestern hab' ich dich gefeiert in aller Stille; aber heute muß ich den Bezirksrichter annehmen, so leid mir's selber tut, ich wollte dir den Vorärger ersparen; aber er kommt nun einmal, ich konnte es ihm nicht absagen, und er bringt sogar noch einen sonderbaren Freund mit."

„Natürlich! Dacht' ich's doch! Da haben wir's! Was fehlt ihm denn? Was will er denn? Was wird er dir denn aufpacken?"

„Nichts," sagte Marianne, „nichts, hoffe ich."

„Kennen wir," brummte Bernus, „du, die ein Schmuck dieser Welt sein sollte, eine wirkliche Königin, bist Dienstmann von allen. Träger, Schlepper — Gott weiß was! Sie verschütten dich ja schließlich mit ihren Anliegen, diese Barbaren! Du wirst vergraben wie ein Götterbild!"

„Ach, du lieber Gott", sagte Marianne lachend. Was soll man denn in dieser Welt als Götterbild. Da würden keine Geheimräte zu mir kommen, da fiel' ich unter die modernen Strafparagraphen. Was ihr Deutschen mit Götterbildern anfingt! Ich schwöre es dir bei der lieben, heiligen Natur, daß ich auch kein Gefälligkeitskrämer, Dienstmann oder Liebenswürdigkeitstrottel bin. Ich fühl' immer die ganze ewige Natur um mich her, das große Grab oder das große Bett, was dasselbe ist, und ich greife euch geistig, ihr seid nicht zu fassen. Ihr strömt zwischen Tod und Leben grobsinnig an mir vorüber. Ich kann euch nur rasch auf eurer blöden Eilwanderschaft füttern —: dich, den satten Herrn Geheimrat mit Farben und Wärme, die Ärmeren mit Bildchen und Büchern und Brot, die Ärmsten, die, sooft sie das Leben aus ihrem Schlaf aufstört, gleich schlottern, mit einem festen Wort, die Allerärmsten, die ohne Liebe leben, mit einem Wink, da, dort tu Gutes, schlag Feuer aus dem Stein durch Taten! Ich höre euer Seufzen und Lachen und tappe nach Seelen.

Ja, wißt ihr denn nicht, daß ich zuerst nur Seelen wollte und nur nach Seelen suchte. Die sind aber verschlossen und verschlafen. Wenn ihr nicht eben manchmal seufztet oder lachtet, wüßte man gar nichts von euch.

Und so kommt es wie für Kinder: — ich hole und suche und schenke. Ich will empfunden werden! Fruchtbarkeit ist

leben. Einen Baum, von dem hin und wieder ein Apfel fällt, verstehen sie alle. Und wie einsam ist diese Frau doch dabei", sagte Marianne leise. „Jeder Baum, jeder Strauch ist ihr vertrauenswürdiger als ein Mensch. Die Wiese wird doch jedes Jahr wieder grün.

„Kind," sagte Bernus, „du bist viel zu zerstreut für die Liebe!"

„Für die Liebe! — Liebe? Das wird wohl sein, wie's überall ist", sagte Marianne. „Man sucht süßestes Verstehen und findet Arbeit und Mühe."

„Die Mutter", sagte Hermann weich aber unbestimmt und spielte mit seiner schlanken Knabenhand mit ihrem losen, lockigen Haar. Er tat es mit der Zärtlichkeit, mit der man ein geliebtes Kind herzt.

„Mutterle," sagte er, „Mutterle."

„Weißt du, wie mein Bub neun Jahr, — zehn Jahr alt war, sagte er mir einmal: ‚Mutter, möchtest du eine Kohle sein?'

‚Möchtest du eine Kohle sein?' fragte ich.

‚Ja', sagte er. ‚Aber, Mutter, möchtest du eine Kohle sein, die man findet, oder eine Kohle, die man nicht findet?'

‚Die man findet.'

‚Ich auch, Mutter, ich möchte gefunden werden, ich möchte brennen und wärmen und die Flamme soll bis in den Himmel kommen.' Von da an gehörte er mir. Seele von meiner Seele."

Als hätte sie beide Botticelli gemalt, wie der große Bub an der Schulter seiner Mutter lehnte. Sie schauten tiefer und inniger als andere Menschen, ein wenig wissender und wärmender, wie sie sich mit ihren großen braunen Sommeraugen ansahen.

„Geheimnisvoll und unerkannt lebt man doch auf dieser Erde", sagte Marianne leise. „Ach, Bernus, du, mein Lieber," fuhr sie fort, „würdest mich nicht ertragen haben. So ein

ganzes großes Stück Natur wie ich bin; das war auch so eine Phantasie von dir. Du hättest mir gegenüber ganz schutzlos gestanden, bald in der Sonne, bald in Hagel und Regen, du Armer, trotzdem ich dich so gerne hatte und habe."

Und wie Marianne Gamander es vorher gesagt, so kam es. „Gnädige Frau", rief eine etwas steife Stimme vor dem Fenster. Bernus stand geärgert auf, „da haben wir's, da kommen sie — die—."

Man konnte sich etwa nach der Stimme draußen einen sehr korrekten, langen, steifen Menschen vorstellen. Marianne beugte sich zum Fenster hinaus. „Guten Abend, Herr Bezirksrichter." Sie sah zwei Gestalten. „Guten Abend." „Wirklich," sagte sie, „bringen Sie Ihren Freund mit, das ist schön von Ihnen." „Gnädige Frau haben uns freundlich gestattet." „Natürlich", brummte Bernus hinter der Szene.

„Gnädige Frau", sagte jetzt eine lebendige Stimme aus der Dunkelheit herauf, „sind außerordentlich gastfrei, mit mir ist aber keinerlei Staat zu machen. Lassen wir's. Ich schlendere ebenso gerne unter Ihren Bäumen hier auf und nieder, während mein Freund bei Ihnen plaudert."

„Bravo," sagte Bernus, „soll's nur tun."

Frau Marianne aber lud den Fremden warm ein.

„Mutter Natur gab Ihnen eine lebendige Stimme," sagte der unten, „wollen sehen, also auf meine und Ihre Verantwortung."

Marianne begrüßte sich mit den Ankömmlingen in der Tür des Hauses. Sie trug den siebenarmigen Leuchter, den sie liebte, mit den sieben brennenden Kerzen.

„Jüdische Leuchte", sagte der vom Bezirksrichter Mitgebrachte, ein schlanker, noch jugendlicher Mensch mit scharf geschnittenem Gesicht. „Jüdisches Blut?"

„Ja", sagte Marianne. „Gott sei Dank, daß meine Mutter aus dem Alten Testamente kam."

„Dann wag' ich's eher, dann ist's immerhin möglich. Ohne das, glaube ich, kehrte ich auf der Schwelle um. Einen Funken Orient sollte jeder Germane haben, dann würde es um einige Grad wärmer in Deutschland werden, — vielleicht."

Dabei waren sie in den Vorplatz getreten. Bernus und Hermann standen wie Verbündete und hatten zugehört. Bernus: „Einen Funken Orient, ja, aber nur den glühenden, der aus den Feuerherzen der Makkabäer stammt."

Der Fremde schaute gespannt auf Bernus, den Geheimrat.

„Es wäre hinterlistig," sagte er herb, „mich hier einzudrängen. Herr Bezirksrichter, wenn du deinen Besuch beendet hast, suche mich unter den Nußbäumen. Auf den Spitzbubenpfiff hör' ich. Einen guten Abend und gute Unterhaltung", und fort war er.

„Ich muß mich entschuldigen," sagte Herr von Rößler, der Bezirksrichter, „gnädige Frau. Verzeihen Sie, mein Freund ist etwas unberechenbarer Natur."

Marianne sprach ihr Bedauern aus, daß nun schließlich der geheimnisvolle Freund wieder abgesprungen sei.

„Geheimnisvoll, gnädige Frau, ist kaum das richtige Wort. Für mich ist er eine sehr einfache Natur."

Herr von Rößler war eine wirklich elegante, etwas zu korrekt geratene Persönlichkeit. Seine Stimme hatte nicht getäuscht, auch die Steifheit seiner Stimme hatte nicht getäuscht. Er machte den Eindruck eines Mannes, der viel auf sich hält.

Seit wenigen Wochen war er erst in das kleine Nest, das am Fuße von Frau Mariannens Berghaus lag, versetzt worden. Er ließ im Gespräch durchblicken, daß er an ganz andere Verhältnisse gewöhnt sei.

„Fader Kerl", flüsterte Bernus seiner guten Freundin unbemerkt zu.

Marianne goß dem Gast ein Glas Wein ein. „Nun sagen Sie, weshalb blieb er nicht?"

„Weil er", sagte Herr von Rößler, „mit sogenannt wohlsituierten Leuten eigentlich nicht verkehrt und sie vielleicht mit ihm nicht."

Bernus lächelte und stieß mit dem korrekten Herrn an.

„Kein Ding ohne Ausnahme."

„Ja, bei mir liegt der Fall eigentümlich." Herr von Rößler bekam etwas ganz besonders Zugeknöpftes.

„Er ist Ihr Freund?" frug Marianne.

„Jawohl — ja — mein Freund."

„Sagen Sie, Herr Bezirksrichter, Sie machten doch neulich eine Andeutung, oder hab' ich mißverstanden — er ist ... wie soll ich sagen?"

„Er ist Büßer," unterbrach er sie — „umschreiben wir's: Büßer."

Herr von Rößler wurde steifer und steifer. Sein schwarzer Gehrock schien noch tadelloser als bisher zu sitzen. Seine Wäsche leuchtete vor Vollkommenheit. Seine Kleider, sein Rock, sein Schuhwerk, alles sprach für ihn und mit ihm. Noch nie war in der kleinen Stadt so ein Bezirksrichter gewesen wie dieser. Immer hatten sie kleine, dicke, etwas ausrangierte Herren gehabt.

„Ei der Tausend", sagte Geheimrat Bernus.

„Ja, sonderbar, nicht wahr?"

„Das sind ja eigentümliche Verhältnisse hier", meinte Bernus amüsiert.

„Wie man's nimmt. Die Gefängnisverhältnisse sind ganz abweichender Art — sagen wir liberal.

Es könnte sein, daß mich gerade diese bewogen hätten — — lassen wir das. — Den Baumgarten muß man kennen. — Wenn man ihn kennt — — kann man nicht anders."

„Sie sprechen in Rätseln, Herr Bezirksrichter", sagte Bernus.

„Ja, verehrter Herr, es bleibt mir nichts übrig; auch wenn ich ganz klar sprechen würde, rätselhaft bliebe es Ihnen auf alle Fälle."

„Sagen Sie mal ernstlich, er sitzt also jetzt augenblicklich wirklich bei Ihnen unter Ihrer richterlichen Obhut? Und wie kommt es denn, daß Sie mit ihm — so vertraulich — verzeihen Sie ..."

Herr von Rößler sah dem heitern Geheimrat fest ins Auge. „Herr Geheimrat, er ist jetzt — soeben auf Urlaub, — sozusagen."

„Ist er", frug Marianne teilnahmsvoll, „durch Unglück in diese Lage gekommen?"

„Durch Unglück?" wiederholte der Bezirksrichter — „Nein." Er rieb sich mit der Hand über die Stirne. „Außergewöhnliche Verhältnisse, meine Gnädigste. Er lebt, wie er will; es ist eine Freude mit ihm zusammen zu sein. Er kommt zu uns, weil es ihm beliebt. Er befindet sich bei uns wohl. Es liegt eigentlich kein rechter Grund vor, — vielmehr ist's so eine Art Marotte von ihm. Wir klügeln den Grund gewöhnlich miteinander aus. — Freilich ist das keine Sache für einen Bezirksrichter — wenn man alles bedenkt." Das sagte er lachend und fuhr fort: „Mein Freund ist nie alltäglich. — Er rüttelt einen immer auf — und das braucht man. Den zu verstehen — ich sage Ihnen, da fallen wir alle durchs Examen! Jawohl, Herr Geheimrat." So sprach Herr von Rößler ungeschickt, steif und verlegen von seinem sogenannten Freunde.

„Vielleicht lernen Sie ihn kennen, trotzdem er keine rechten Ehrgeize hat. Er treibt sich den ganzen Sommer zwischen Bauern und Volk umher. Wenn ich ihm nicht von der gnädigen Frau erzählt hätte, würde ich ihn schwerlich bis hierher gebracht haben."

„Ja, von der gnädigen Frau," sagte Bernus schelmisch, „der fliegt so manches zu. Sei es wie es sei: ein Bezirks-

richter, der mit seinem Strolch oder Büßer, wie Sie sagten, nachts einsame, verschwiegene Wege geht, findet sich wie von selbst zu Frau Marianne.

Überhaupt, was täten wir ohne so manche liebe Frau, die still und wissend durch die Welt geht und vereinsamte Herzen begreift. Das Unbekannteste auf Erden ist die Frau. Das ist mal Tatsache. — Jetzt machen sich die Herren Professoren und gelehrten Herren darüber her, das Rätsel zu lösen. — Aus dieser Löserei ist so eine Art Hexenverbrennung im modernen Stil geworden — und die gelehrten Herren sind gerade noch so kollerig und zutappend und allweise wie Anno dazumal.

Unserer lieben Frau Gamander!" Bernus hob sein Glas und nickte seiner Freundin zu.

„Sonderbar, Hans," sagte Marianne, „du bist doch ein dankbarer Mensch! Es ist wahr, nur ein dankbarer Mensch mit feinem Gedächtnis kann die Frauen begreifen. Was wir auch tun und sagen, verschwindet wie Wellenbewegung. Nirgends ist's aufgeschrieben wie in den Herzen der Menschen, und die sind hart wie härtester Stein oder weich wie Butter. Im besten Falle verschwinden wir in die große Schar der guten Geister, die wie schönes Wetter an den Männern vorüberfliegen. Um ihnen lebendig zu bleiben, müßte man sich ihnen schon materieller in Erinnerung bringen. Weißt du noch, als wir einmal uns das Dankbarkeitsmenü von einem Lebemann ausdachten?

Jede Frau, die er geliebt hat und die für ihn mit dem Räuschchen verschwand, verwandelte sich aus purer Güte in seine Lieblingsspeise. Es könnte einer am Ende seiner Liebeslaufbahn oft ein ganz stattliches Menü beieinander haben. Die erste zarte Liebste, weißt du noch, versänke wie alle späteren und wäre dann ein köstliches Wunschsüppchen geworden, im zierlichen Gefäß, der Anfang zu einem Tischchen deck dich. Wieder eine verschwände und statt ihrer besäße er eine Kristall-

flasche voll ewig frischen Weines, frisch und stark wie des Weibes Liebe war. An Weinen, Forellen, zarten Braten, würzigen Puddings und Zuspeisen aller Art würde es dem Herrn nicht fehlen. Selbst die kalte Schöne würde zu Vanilleeis oder irgendeinem Creme, und eine ganz besonders kleine feine Schlanke läge als lebenslängliche Henry Clay in seinen Händen; eine andere dampfte als Mokka-Kaffee und erinnerte an pikante Abenteuer, und es wäre eine Ehre und Freude für jede, so hinzuschmelzen in Wohlgeschmack für ihn." Mariannens Augen lachten. „Er verschlänge sie auf diese Weise gern des öftern, treu in der Erinnerung."

So plauderten die Leute im Berghaus, beschienen von der Benareslampe, und jeder sprach zu Frau Marianne gewendet, nicht aus Höflichkeit zur Frau des Hauses, sondern weil ihr die Herzen zuflogen wie der brennenden Kerze die Falter. Es war auch nicht ihrer Schönheit und ihrer geistigen Regsamkeit wegen; das alles nebenbei. In ihr strömte das Leben stark und gütig und voller Wonne am Dasein, in ihrer Nähe erwachten die Halbschläfer.

Draußen klangen eilige Schritte, laufende Schritte. — In großen Sätzen kam es näher. — Die im Zimmer lauschten auf diese Schritte.

Die Tür zum Hause ging auf. Die alte Treppe knarrte. Nicht stufenweise, sondern springend über zwei, drei Stufen wurde sie betreten. Ehe die im Zimmer sich besinnen konnten, ward die Tür sachte und höflich geöffnet und des Bezirksrichters Freund trat ein.

Frau Marianne bekam ihre tadellose förmliche Verbeugung. Mit einem ruhigen Handgriff strich er sich das Haar aus der Stirn. Er schien sich zu sammeln.

„Zwei ganz arme Kerlchen sind in der Nähe Ihres Hauses, ich muß Ihren Frieden stören, gnädige Frau. Zwei Ver-

wundete liegen unter den Nußbäumen. Erschrecken Sie nicht", sagte er, als wenn es sich um etwas vollkommen Alltägliches und Gleichgültiges handelte.

„Ja, um Himmels willen!" rief Frau Marianne.

„Eine ganz abgedroschene Liebesgeschichte", wehrte des Bezirksrichters sonderbarer Freund die aufsteigende Bewegung gewissermaßen ab.

Angesichts der trockenen Ruhe des Freundes kam man im ersten Augenblick trotz aller Betroffenheit zu keinem rechten Bewußtsein der Tatsache.

„Es gibt ganz unauffällige Ereignisse und Scherze, die an sich viel merkwürdiger sind; nur geholfen muß werden", sagte der sonderbare Heilige in größter Gemütsruhe.

Marianne hatte sich erhoben. „Sie wollen uns doch nicht irreführen? Ist's wirklich wahr?"

„Ja, gnädige Frau. Es liegen wirklich zwei Verwundete unter Ihren Nußbäumen, zwei, die eine Liebesgeschichte voreilig abschließen wollten."

Der Bezirksrichter fiel ein: „So sag es doch ganz einfach."

„Wüßt' es nicht einfacher zu sagen."

Marianne war nach dem ersten Schreck soweit gefaßt. Bernus brummte etwas von verfluchter Störerei und niederträchtiger Unverschämtheit. Der Bezirksrichter setzte seine trockenste, unerschütterlichste Dienstmiene auf. Marianne rief nach Nickele, dem Hausmeister und dessen Frau.

„Und wo steckt mein Hausfräulein?" rief Marianne erregt und ging eilig, gefolgt von Hermann, zur Tür hinaus.

„Ja, wo wird die stecken", sagte Bernus.

Der alte, kleine, spitzige Hausmeister trat ein und wurde hinunter zum Doktor geschickt und die größte Eile ihm anbefohlen.

Marianne kam mit einem Arm voll Leinen eifrigst ins Zimmer zurück.

„Kognak", sagte Baumgarten.

Die Köchin, eine kleine, fette, blonde Person brachte auch allerlei in großer Verwirrung geschleppt und überreichte es Baumgarten mit einem gewohnheitsmäßigen Lächeln, was sie sicher für jedes männliche Wesen zu jeder Stunde bereithielt. Der Fremde verbeugte sich tadellos mit größter Ehrerbietung vor ihr. „Schmierbiges Lächeln", sagte er wie zu sich selbst. „Lächelst du immer noch, Kleopatra?" Die Köchin stieß einen leichten Schrei aus.

„Herr Baumgarten, is dös meglich?"

Marianne blickte erstaunt und unangenehm berührt auf Baumgarten. Dieser gab Geheimrat Bernus ein zerknittertes, von einer Nadel durchstochenes Blatt in die Hand, auf dem mit verwässerter, blasser Tinte, wie man sie in Landgasthöfen findet, zu lesen war:

„Für die Liebe verfeinerter Menschen sind die Lebensumstände zu roh. Überall Beleidigung und Hindernisse. Wir erlösten uns —. Die ihr uns findet, laßt unsere irdischen Reste in vereinten Flammen zum Himmel steigen." Bernus überflog das Blatt, gab es kopfschüttelnd zurück.

Mariannens Korb war inzwischen mit allem Nötigen hastig gepackt, und so machten sie sich auf den Weg, dem geheimnisvollen, bewegenden Ziele zu, Jonathan Baumgarten, Marianne, Hermann, Bernus, die Köchin mit dem schmierbigen Lächeln, die Hausmeisterin. Sie trafen die Stütze der Hausfrau, die sich bis jetzt nicht gefunden hatte, und fanden sie damit beschäftigt, ein Herz in einen Baumstamm zu schnitzen. Diese Jungfrau schloß sich begierig und aufgeregt den andern an.

„So," sagte Frau Gamander, „nun bleiben Sie fürs erste einmal alle hier zurück. Sie, Herr Baumgarten," sie wendete sich an den Freund des Bezirksrichters, „kommen mir vor,

als wenn Sie hier zu gebrauchen wären. Alle anderen sollen einstweilen warten. Wir wollen die beiden Ärmsten nicht durch zu viele auf einmal erschrecken."

Frau Gamander nahm den Korb, der ihr von der Köchin übergeben war, in Empfang und ging mit Baumgarten unter den hohen Nußbäumen hin.

„Werden Sie sich auch nicht zu sehr erregen?" fragte Baumgarten.

„Nein," sagte sie ruhig, „es wäre mir freilich schon lieber gewesen, ich hätte die beiden heut' nachmittag an meinem Teetisch gehabt und wir hätten miteinander über Liebe gesprochen. So was hilft oft."

Im hellen Mondschein kauerten, nahe am Wege, zwei Gestalten.

„Bleiben auch Sie zurück", sagte Frau Gamander leise.

Ein grau beschuhtes Füßchen, eine zarte Gestalt in weißem Kleide, ein blondes Köpfchen, hilflos angeschmiegt an die Schulter eines jungen Mannes, der gebeugt dasaß, bleich, leidend, die Stirn blutüberströmt. Die Hand des Weibchens hielt ein blutgetränktes Taschentuch. Ihr Kleid blutbefleckt. Jonathan Baumgarten war mit der Laterne einige Schritte hinter Marianne zurückgeblieben und hörte, wie sie die beiden anredete, mit einer Stimme, die in ihrer blühenden Mütterlichkeit Sterbende beruhigen konnte.

„Die erste liebe, herrliche Menschenstimme, solang ich auf Erden bin, — die andern haben nur ein ganz notdürftiges Ausdrucksmittel", dachte er. Er stand und sah, wie Marianne sich zu den Verwundeten beugte. Sie nahm das Köpfchen der jungen Frau sanft an ihre Schulter und winkte ihrem Begleiter. Es lag etwas wie tiefes Leiden und Freuen der Welt in ihren Bewegungen. Sie war mitfühlend und doch froh lebendig. Es lag auch viel ungestillte Sehnsucht eines großen Temperaments in ihr.

Jonathan Baumgarten dachte an ein altes silbernes Madonnenbild, dem die Strahlen wie goldene Kornährenbündel aus den Händen wuchsen. „Da wäre es, das tägliche Brot, nach dem die Seelen hungern."

Er half ihr, aber ließ sie gewähren. Sie tat, was sie tat, in Weltvergessenheit, und es gab in diesem Augenblick nur diese beiden verwirrten und entsetzten Kreaturen auf Erden, über die sie ihre sehnsuchtsvoll dürstende Liebe strömen ließ.

Der junge Mann sank vor Mattigkeit zurück, nachdem Marianne ihm seine Wunde am Kopf verbunden hatte.

Jonathan Baumgarten, der ihn stützte, flüsterte ihm beruhigende Worte zu. Der Arzt kam bald. Alle hatten zu tun. Marianne ordnete an, im Hause die Betten für die Findlinge bereitzumachen. Vom Arzt wurden Baumgartens Beruhigungen bestätigt. Er machte den Verband des jungen Mannes kunstgerechter, und es stellte sich heraus, daß das ganz in Schrecken aufgelöste Weibchen unverwundet war.

Der Doktor, ein starker Mann mit hängenden, mächtigen Gliedern, lebhaften braunen Augen und einer gewaltigen Stimme. „Oho, oho", sagte er, als er die kleine Frau sorgsam nach einer Verwundung untersuchte. „Ganz frei ausgegangen. Gratuliere! Ich bin ganz einverstanden, daß, wer die liebe Sonne nicht liebt und die Liebe nicht versteht, sich aus diesem Lebenskreis entfernt. Nun, ich gratuliere, Püppchen," wendete er sich an das zierliche Persönchen, „sehn Sie, nun kann's weitergehen, nun können wir uns wieder Toilettchen kaufen und so schöne graue Stiefelchen." Darauf nahm der Doktor das kleine, zitternde, lautschluchzende Wesen in die Arme und trug es allen voran, Mariannens Behausung zu.

Jonathan Baumgarten und der Geheimrat nahmen den jungen Mann in ihre Mitte und trugen ihn fast, denn er war vor Schwäche und Erregung kaum bei sich.



Auf dem Wege sang der Doktor ganz unbekümmert um seine schluchzende Last:

„Du liebes Herz
blick erdenwärts
und sieh deß Frühlingsschein,
ein Kuß, ein leichter Druck der Hand
führt uns ins Zauberland.
So mag es uns geschehn.
Ein Blütenduft, ein Vogelsang
schließt uns das Herz schon auf."

„Herrgott," sagte Marianne Gamander zu ihrem Sohne, „wie nur seine Frau so 'n Männergesangverein hat heiraten können."

„Laß nur, Goldele, wollen froh sein, daß wir ihn erwischt haben. Sieh nur, wie er die kleine ekligе Trine schleppt, die wird freilich glauben, sie liegt mit dem Ohr an einer Orgel."

„Geh," sagte Marianne, „wen findest du nicht eklig."

„Die beiden mal sicher. Er ist 'ne lyrische Laus. Sei vorsichtig, Goldele."

„Kalter Bub", sagte Frau Gamander.

„Eine dumme Kiste, sage ich dir."

Die beiden Voreiligen waren bald jedes in einem Zimmerchen zu Bett gebracht. Es war nach großer Geschäftigkeit wieder einige Ruhe im Hause eingezogen. Der Doktor saß jetzt mit einem Glase Wein draußen auf einer Bank vor dem Haus und sang. Er hatte sich das so ausgebeten.

Sein Tag war heiß gewesen, und er wollte noch eine ruhige Stunde auf diese Weise genießen. „Auf so einem Berggipfel, mit einem Glase Wein, im hellen Mondschein sitzen und singen wie der Weltenwächter, kann denen drin nur beruhigend sein", hatte er gesagt.

„Frau Marianne, hören Sie nachher auf mich, ich singe Ihnen, was das Herz Ihnen bewegen soll. Ich singe nur für Sie. Aber gehen Sie hinauf in Ihr Zimmer, niemand soll sich um mich bekümmern, ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt."

Jesus Maria Josef und alle Teufel! Himmel und Hölle! Jetzt bleiben wir aber beieinander", sagte Bernus zu Frau Marianne und ihrem Sohn, als sie sich im traulichen Raum unter der Benareslampe wieder zusammengefunden hatten. Hol der Teufel alle Romanhelden! Hab' ich's nicht immer gesagt: es kommt noch mal einer, der sich in deinem Salon erschießen möchte, weil er auf der Welt keinen geeigneteren Platz dazu finden kann? — Ich werd' mich hüten, wieder so etwas vorspuken zu lassen. Na, nun hast du ja allerhand beieinander, um die Seele zu erquicken; — für den Anfang reicht's gewiß! 'nen Zuchthäusler auf Urlaub, einen unbegreiflichen Bezirksrichter, einen ewig treuen Geheimrat, — hör' doch nur, einen singenden Mann und zwei halb Erschossene. — Besetzt!"

„Sei doch still, Bernus. Ich will ihm zuhören.

„Eine nette Gesellschaft für eine geschmackvolle Frau."

Marianne lachte. „Ja, geschmackvolle Frau! Wie du mich kennst, Herr Geheimrat. Das ist's nicht, was sie alle zu mir führt. Ein bißchen Schein, ein bißchen Geist und Welt; das mag locken — aber was sie zurückführt, ist die barmherzige Mutter. Kommen sie mit ihren Wunden, ich verbinde sie. Sie wissen gar nicht, ob es eine barmherzige Schwester oder wer es ihnen tut. Du, mein Lieber, kämst längst nicht mehr zur geschmackvollen Frau, die dich enttäuschte, wenn du's nicht hier so warm empfändest, wenn du hier nicht wieder zum guten Kinde würdest."

„Glaub' mir, mein Kind, versprühte Liebeskraft," sagte Bernus, „die für einen einzigen bestimmt war."



„Der's nicht verbrauchen kann", lachte Marianne. „Sie sollten nur alle mehr ihre Liebeskraft versprühn. Das könnte ein Leben werden! Was wäre da euer kluger, kühler, nützlicher Verstand dagegen? Was würden wir erfahren, wenn die Herzen zu leben und zu denken begännen! Selbst die Philister würden wie alte Kartoffeln im Keller zu keimen anfangen. Geht mit eurer eingesperrten Liebe! Ihr meint, ihr habt sie, und sie vertrocknet euch. Gottlob, daß meine wach ist!" sagte Marianne heiter und schaute in die herrliche milde Nacht hinaus.

Hermann saß an seiner Mutter Schreibtisch und schrieb in sein Tagebuch. „Mutter," sagte er, „du mußt mir heute noch etwas auf mein neues Löschblatt schreiben."

Sie suchte und nahm drei weiße Blättchen — „Hab's schon."

„Liebste, gnädige Freundin, laß mich's sehn", bat Bernus.

„Hier," sagte sie, „aber lach nicht, du kennst unsere Gebräuche."

„Sie sind mir heilig, Marianne." Zögernd und wie ein Kind lächelnd gab sie ihm die Blätter.

Auf dem ersten stand: Sei gut. Denk Gutes. Tu Gutes. Auf dem zweiten: Du gehörst mir, mein Liebling. Auf dem dritten: Sei lieb und gut, auch wenn dich niemand sieht.

„Du Kind", sagte Bernus warm.

Mariannens Augen strahlten sommerlich.

„Wir könnten beide nicht schlafen gehen, wenn wir unsern Tag nicht aufgezeichnet hätten. Wenn er nicht bei mir ist, tun wir's wenigstens so weit als möglich zur selben Stunde. Du weißt's ja. Er schreibt mir in mein Buch auf jede Seite das Datum mit rotem Stift und ich ihm. Und oft finden wir gegenseitig unvermutet ein liebes Wort. Du kennst uns ja, Bernus. Daß die meisten Menschen ohne sanfte Gebräuche beieinander leben, das entfernt sie so voneinander, glaub's mir."

Bernus legte seine Hand auf Hermanns Schulter. „Glücklicher Kerl", sagte er.

„Ja, Onkel Bernus, es ist gar nicht so leicht, einen Menschen glücklich zu machen. Frag' die Mutter. Wenn ich denke, wie reich ich bin! Was erlebe ich gegen all meine Kameraden und wär' sonst grad so ein kalter Frosch wie alle andern."

Die Köchin brachte jetzt den Tee und den Imbiß, den Marianne nach allen Anstrengungen bestellt hatte.

„Das kenne ich!" sagte Bernus, „wenn die Störenfriede, gleich welcher Art, endlich verweht sind, dann noch so ein gesegnetes Teestündchen zur Belohnung."

„Ich dächte auch," sagte Marianne, „daß wir die verdient hätten."

„Gnädige Frau," sagte die Köchin, die Jonathan Baumgarten, der oben noch bei den Kranken wachte, Kleopatra genannt hatte, „Gnä' Frau." Sie winkte Marianne beiseite und sagte flüsternd, aber sehr erregt: „Gnä' Frau, das ist ja der Herr Baumgarten, wissen's der, der bei uns in Brenning so oft gesessen is."

„Gesessen?" frug Marianne zerstreut.

„Ja, nöt auf'n Stuhl." Die Köchin mit ihrem kleinen, blassen, fetten Gesicht, dem blonden Haar, der rundlichen Figur, die ganz aus zartem Fett gebildet zu sein schien, war bis zum Rand mit Neuigkeiten gefüllt. Es brodelte über. Die feuchten Lippen schmeckten die Worte ordentlich. „Ich will ihm nöt schaden, g'wiß nöt. Er ist 'n guater Mensch — aber dös is g'wiß, g'sessen is er, und spinnen tuat er anständig."

Die schwappliche, hübsche Person hatte jetzt noch Bernus und Hermann zu Zuhörern bekommen. Bernus hatte den Arm um Hermanns Schulter gelegt.

„Ja," meinte die Köchin gelassen, „sitzen tuat er a wieder hier, gnäd' Frau. I woas nöt, wie dös alles is. I woas nöt, wia a Mensch so ganz ausg'schamt sein kann, und is dabei soa a liaber Kerl so viel fein und freigiebig, wie der Herr Staatsanwalt."

„Herr von Rößler ist doch Bezirksrichter?" fragte Marianne.

„J red' ja vom Baumgarten, vom andern", fuhr die Köchin lebhaft auf. Die kleinen grauen Augen, die in dicken, zarten Lidern wie eingebettet steckten, flimmerten. Die ganze kleine Person war von Sensationslüsternheit durchdrungen.

„Gnädiger Herr," sagte sie zu Bernus, „dös will ich beschwör'n, daß der Baumgarten Staatsanwalt war. Draußen, — nöt herinnen. — Der Baumgarten nöt, der andere."

„Der Baumgarten?" frug Hermann, „Sie spinnen, Zenzi."

„G'wiß nöt, so wahr i selig werden will, gnä' Frau weiß, daß i in Brenning mei zwei Jahr abg'deant hab', bei der Verwalterin in der Gefängniskuchel."

„Oho!" sagte Bernus, „das war ja ein nettes Gefängnis, wo so ein Kochgenie, wie die Zenzi, angestellt werden mußte."

„Do hätten's g'spannt, gnä' Herr. Alleweil Linsen mit Speck, Erbsen, plentene Knödel. Alle heiligen Zeiten amal a Suppen mit an Suppenfleisch. Dös hat mir auf d' Läng nöt paßt."

Die kleine fette Köchin machte ein Näschen, als schnupperte sie alle Küchenwohlgerüche, und ihre kleinen runden Hände, mit denen sie eben eine knetende Geste ausführte, bekamen etwas ganz Sündhaftes, in Sinnenfreuden Spielendes.

Bernus zwinkerte Marianne von der Seite an und lachte.

„Nun begreife ich unsere feinen Diners hier auf dem infamen Gipfel."

„J woaß nöt," sagte Zenzi, die Köchin, „wenn unsereins sich aufführen tät, wie den Herrn Bezirksrichter sein Spezi, der Herr Staatsanwalt, i mein a mal nöt, daß unsereins so eschtimiert würde."

„Ach, gehen Sie, Zenzi, mit Ihrem Staatsanwalt", sagte Bernus lachend.

„Freilich, Staatsanwalt is er g'wesen. Davongangen is

er ihnen, weils sein Guschto nöt war und runtergekommen is er — ganz anständig a noch.

Aber ein seelenguater Mensch — da war koaner, den er nöt getröstet hätte, koaner war ihm zu notig. Wenn der November so rankommen is, is der Baumgarten eingerückt. Die Verwalterin hat allemal g'sagt: ‚Was wird er denn heint ausgepelzt ham. Der, der Hallodri, der.'

Alle ha mer gespannt. Jn seine Kreichen ha mer an Kranzel gestift mit an ‚Willkommen' dazu.

An jeder hat was von ihm g'habt, die Verwalterskinder Nachhilfsstund. Die besten weizenen Knödel hat er machen gekinnt. Die Bücher hat er geführt, den Herrn Bezirksamtmann sei rechte Hand is er überhaupt g'wesen. Sicher is er's noch. — Die beiden Herrn ham z'amg'hockt."

„Sagen Sie mal, Zenzi," frug Marianne, „was um Himmels willen hat er denn aber immer getan, daß er eingesperrt wurde?"

„Baschquillelen", sagte die Köchin trocken.

„Baschquillelen? Was für eine Art Verbrechen ist denn das?"

„Reimeln, so Verdrußliadln, Herr Geheimrat, über die Regierung. Wenn er gar nichts mehr hatte, machte er so 'n Baschquillele. Jn oaner Wirtschaft hat er's dann g'sungen. Da war er bald wieder bei uns; und weil er ein Studierter ist, hat er's immer gleich weg, wie viel's ihm etwa eintragen tät. Bis zum Frühjahr hatten wir ihn immer, dann ging's heiti in die Berge zu den Bauern. Ausg'schamt is er freilich — aber freigiebig — an guater Herr. Singen und lachen kann er, den druckt nix in seiner Ausg'schamtheit."

„Netter Herr", sagte Bernus.

„Eine barmherzige Schwester hätte aber nicht sanfter mit unsern beiden sein können, wie er", meinte Marianne.

„Dös glab i", sagte die Köchin trocken.

„Na, und Sie, Zenzi, waren wohl sein Schätzchen?"



„Na, Herr Geheimrat — da gab's nix, und wenn unsereins g'wollt hätt! Nacher grad nöt. Wia a Hundeschnauz so kalt. Dös is schon ein ganz besunderer Herr. Der hat die hohe Gerichtsbarkeit und Kaiser und König und die hohe Obrigkeit beleidigt. Der is fein ganz eingebild't. Und je ärmer und schlechter oans is, desto süßer tuat der Kerl. Drum scham i mi, wenn er bei mir steht."

„Was Sie für Geschichten wissen", sagte Bernus. „Was mögen Sie erst für Sünden tun?"

„Herr Geheimrat, die kann i leicht beichten: i dearf nur kei Geig net hörn, Musik überhaupt nöt, die treibt mi zu die Mannsbilder. 's is grad' als hättens mir dann oane Lokomotiv vorspannt. Meinens, i hätt in der Stadt nöt die schönsten Plätz hab'n gekinnt. I wollt aber auf 'n Berg, wo koa Musik nöt hinfind. Jetz hab'n mir a do so a singada Maschin vor der Tür. I mach, daß i in mei Kuchl kim. Da hört ma den Singaden nöt. Guten Ab'nd mit anand! Nix für unguat. I wollt Gnädige nur warnen."

„Ein Original," sagte Bernus, „so was bleibt nur bei dir hängen! — Du hast wirklich Dämonen hier, gute und böse."

„Da habt ihr auf dem Gymnasium so dicke Worte gelernt und wendet sie falsch an," sagte Marianne leichthin.

„Aber der Dämon in euch selbst, der ist schon am Gymnasium verdorben, in eurer dummen Lernzeit. Das hier ist nicht dämonisch, das ist logisch, daß die bei mir ist. Ich bin auf den Gipfel gekrochen, um der Katzenmusik der Welt auszuweichen, und die ist auf den Gipfel gekrochen, um ihrer Musik auszuweichen. Gute Nacht, schlaf wohl."

In einem der kleinen alten Fremdenzimmer des Berghauses, zirbelgetäfelt, mit einem niederen Fenster, das hinaus in den blühenden, duftenden Garten blickte, lag, während Marianne, Bernus und Hermann im alten behaglichen Wohnzimmer plauderten, bequem gebettet, der kleine Baron, und

Jonathan Baumgarten saß neben seinem Bette. Der Doktor und Jonathan Baumgarten hatten ihn sorgsam behandelt. Die Kugel war am Stirnbein abgeprallt.

„Zu fest aufgesetzt“, hatte der Doktor gesagt.

Jonathan war in diesem Fall mit dem Doktor einer Meinung gewesen.

Der Verwundete lag in größter Erschöpfung. Der Blutverlust und die schwere Erregung hatten ihm bös mitgespielt. Nach dem Weg, den er zwischen seinen beiden Helfern zurückgelegt hatte, war er zusammengebrochen. Er hatte sich das In-den-Tod-gehen wohl leichter gedacht.

Er mochte eine große Erfahrung erworben haben — die Erfahrung des Sterbens.

Die kleine Hortensie war in der ersten Stunde im Berghaus in Weinkrämpfen in Mariannens Armen gelegen. Das Blut auf ihrem weißen Kleide war aus der Wunde ihres Geliebten auf sie niedergeflossen.

Sie konnte es gar nicht fassen, daß sie heil und ganz sei, und schluchzte und bebte wie vernichtet.

Marianne hatte sie wie ein Kind an sich gedrückt und war erst ins Wohnzimmer zu Bernus und Hermann gegangen, als die schwere Erregung sich in Mattigkeit umgewandelt hatte. Das Herzen in die Bäume schneidende Hausfräulein war von Marianne bei der jungen Frau zurückgelassen.

So konnten beide, der Baron und Hortensie, fürs erste sich bei Marianne ganz wohl versorgt fühlen.

Jonathan Baumgarten saß am Lager des jungen Mannes, den Kopf in die Hände gedrückt. Sein festes kurzes Haar quoll zwischen den darin ganz eingegrabenen sehnigen Fingern auf. Er saß in sich versunken und doch wachsam. Denn bei jeder Bewegung des Leidenden ruhte, durch eine Wendung des Kopfes, ein langer Blick aus forschenden Augen auf ihm.

Still war's im kleinen Raume.

Der Mann im Lehnstuhl verstand sich regungslos zu halten,



wie es Leute verstehen, die in sich leben, in sich hineinleben, die nach innen blühen. Es gibt deren nicht viele. In der Pflanzenwelt heißen solche: Innenblüher. Unter den Menschen mögen sie Gott weiß wie genannt werden. Sie tragen viele Namen: Toren, Einsame. Sie tragen auch schimpflichere Namen, denn sie sind den Massen fremd, sie locken nicht an. Man geht an ihnen verächtlich vorüber.

Der im Lehnstuhl sitzt da, als dächte er: kriecht mir alle den Buckel 'nauf. Er hat etwas Abwehrendes, — und wäre der sorgende, lange Blick nicht gewesen, so hätte man ihn für einen sehr borstigen Herrn halten können.

Der abgetragene, wohlgepflegte Anzug, das herbe Gesicht, das widerstrebende Haar und die Form der festen Finger und der schmalen festen Handgelenke machten Mut dazu.

Als Krankenwärter nicht besonders gut zu empfehlen.

Er war ja auch nicht dazu ausgesucht. Das Schicksal hatte alle am Schopf genommen und sie auf diesen Berggipfel zusammengerückt wie überall, Herr und Knecht, alles durcheinander.

Übrigens war der lange, sorgende, fast mütterliche Blick, den der Mann über den Leidenden gleiten ließ, keiner von den Blicken, die mit dem Menschen geboren werden. Es war einer jener herausgerungenen Blicke, die früher kalt gewesen sein mochten, voller Empörung und Zorn, und die schließlich gütig wurden durch Erkenntnis, daß hier auf dieser Erde, auf der jedes Geschöpf unerbittlich dazu verurteilt ist, das andre zu fressen und vom anderen gefressen zu werden, Empörung und Zorn nicht am Platze sind, daß man Empörung und Zorn den Verworrenen überlassen muß, — denen, die nichts durchschauen, die keinen Zusammenhang sehen, die aufs einzelne blind und besserungswütend losstürzen.

O, ihr Gütigen, die ihr auf dieser Raubtierwelt gütig geworden seid, weil ihr alles verloren gabt, außer der Güte, —

Recht und Ruhm und Ehre und Erreichen und Bessern und Strafen. Euch sollte man in dem Treiben der Welt stille Kapellen bauen und zu euch beten und sich in euren mütterlichen Schutz stellen.

Ob aber der Herr im Lehnstuhl zu euch gehört, ist mehr als fraglich. Seine schmalen festen Hände sehen sehr nach Greifen aus, und seine schlanken, sehnigen Beine, die in groben, wollenen Strümpfen und grauen Kniehosen stecken und groben genagelten Schuhen, sehen aus, als könnten sie ihren Herrn elastisch und flink zu allerlei Torheiten und großen Übereilungen tragen.

Und die eckige Stirn ist eine zornige, leicht erregbare Stirn, die Nasenflügel sind auch verdächtig und der Mund leidenschaftlich, geradezu gefährlich.

Aber der Blick war da, fürs erste. Es ist wenig genug darauf zu geben. Wer will behaupten, daß er auf den ersten Blick irgend etwas Zutreffendes über einen Menschen sagen kann?

Schrecken, fast wie vor einem Leichnam, beim ersten Begegnen eines Menschen, wenn uns nicht das angenehme Bild der Jugend gefangennimmt. Seelenloser Körper. Erst wenn er sich vor unsern Augen langsam beseelt, vergessen wir den toten körperlichen Anblick.

Der Kranke bewegte sich und flüsterte leise, kaum hörbar: „Hortensie! — Es wird mir doch nichts verschwiegen? — — Sagen Sie, sagen Sie — —" Da fielen ihm die Augen wieder zu.

„Hortensie" — brummte Jonathan Baumgarten wie vor sich hin und schaute dann auf den Kranken. „Warum nicht gar, da können Sie ganz ruhig sein. Weshalb glauben Sie denn unserem braven Doktor nicht? Getroffen ist's ja gar nicht. Nur ein bissel erregt, was ja schließlich ... eine Kleinigkeit ist das nicht."

„— Sie hat selbst — — selbst — ..." Der Kranke wollte



sprechen, fiel aber sofort wieder in schwere, stumme Mattigkeit.

„Immerhin anständig," brummte Baumgarten vor sich hin — „Sehr anständig. — Treffen — das steht auf einem andern Blatt."

Der Mann im Lehnstuhl vergrub seine Finger noch fester im Schopf.

„Ihr mögt euch gut herumgehetzt haben — ihr," dachte er, „eh ihr feinen Kerlchen — dazu gekommen seid. — Jawohl, das Leben versteht seine Leute mürbe zu kriegen. Aber Liebe — aus Liebe? — Gott bewahre — aus Liebe nicht. — Liebe ist selten — selten.

Diese Frucht kommt fast nie zur Reife. Wurmstichig, verkrüppelt, angefault fallen die Früchte vom Liebesbaum. — Ich sah nie eine reife Liebe. — Aber das wurmstichige Zeug, was unter diesem Namen geht, ist freilich an sich zum Erschießen."

Der Baron lag im Halbschlaf der Ermattung; oder er schlief wirklich, sein Atem ging sanft. Er war sehr bleich. Und der weiße Verband, der seinen Kopf in festen Windungen einhüllte, ließ seine Züge fast kindlich jung erscheinen. Jonathan Baumgarten dachte weiter: Eine Frau umarmen — Körper zu Seele, Seele zu Körper werden fühlen, — Seele und Körper empfinden — liebkosen. Geheimnis aller Geheimnisse. — Lösung tiefster Geheimnisse.

Solcher braucht keine Religion. Er braucht auch keine Dichter.

Die größten Mysterien sind vor euch ausgebreitet — ihr dürft sie feiern und genießen. — Euer Stumpfsinn aber. — — O mein Gott, was habt ihr getan!! — Was tut ihr! —

Wer da weiß, was Liebe ist, für den gibt's keinen Streit.

Ja, — diese Frau hier im Hause, der Strahlen wie goldene Ährenbündel aus den Händen wachsen! — — Wenn Mutter ein Titel wäre, diese Frau müßte ihn tragen.

„Haben Sie das nicht empfunden, als Sie von ihr berührt wurden?“ fragte er leise murmelnd und blickte fragend auf den Schläfer mit dem tiefleidenden Zug.

Er wußte, daß er keine Antwort bekommen konnte, und deshalb fragte er.

„Mich geht's nichts an!“ rumorte es weiter unter dem dicken Schopf. „Einem Lump blüht alles mögliche — Gesegnete — aber vom Liebesbaum — no! — Und wurmstichige Früchte? — Pfui! — Abgemacht!

Barönle,“ flüsterte er fast stimmlos, „Überdruß, mein Herr? — So etwas! — Überreiztheit? — Gott weiß was? — Liebe? — No. — Grüßen Sie mir Hortensie.

Aus Liebe erschießt man sich nicht. — Wenn ich eine Frau liebe und sie mich, so ist das eine heilige und sehr starke Sache über alles hinaus. Ich will mit ihr köstlich die Jugend leben und will auch mit ihr altern, — und wenn ich will, wird's geschehen. Ja, ich freue mich mit ihr zu altern, den großen Weg zu gehn. Ich will bei ihr bleiben, will sie behüten — will sie einhüllen in Frohes — Schönes — — einhüllen.

Von Liebe, wenn so ein Elender träumt — das ist wie aus einer andern Welt? — Nicht wahr, Herr Baron? Nicht wahr, Barönchen? — Ach so. — Sie schlafen. Und so redet er auch nur, weil er nichts weiß. Ein Stück Bestie ist er auch nie gewesen — leider. — Wie man's nimmt.“

Jonathan Baumgarten war durch das erregende Erlebnis aus seinem Gleichgewicht gehoben. Unter seinem Schopf rumorte es wirklich. Er war, was man so In-Stimmung-gekommen nennt. Aus dem Glück und Unglück anderer, wenn es uns packt, steigen immer unseres eigenen Ichs Freuden und Leiden. Wir schleppen dann doppelt.

„Hab' die Ehre, Herr Baron“, brummte er vor sich hin. Und wieder glitt der lange gute Blick über den Kranken, dem der Arzt Morphium gegeben hatte, um die große Körper- und Seelenerschütterung zu dämpfen.



„Ist Ihnen Ihr Pfleger recht?“

„Oder? — Bitte — sagen Sie's nur. Ja, wohl, in der Not... und so weiter — Fliegen. — Ich verstehe vollkommen, wenn Barönchen nicht angenehm berührt sind — aber was tut's? — Hab mich ja wohl auch vergessen vorzustellen? Nr. 3, aus Keiche Nr. 3, hochdeutsch: ‚Zelle‘ wenn Sie wollen. Bezirksgefängnis. — Einem vorzüglichen, liebenswürdigen, man könnte sagen in einem Falle etwas närrischen Bezirksrichter unterstellt; — aber — das wird Sie nicht weiter interessieren. Bin ernstlich ein Mensch, der wirklich nicht wert ist neben einem schlafenden Baron am Bette zu sitzen. Alles, was angesehen, bürgerlich, ehrenwert, erstrebenswert, unantastbar, selbstverständlich und so weiter ist, liegt wie ein Berg hinter mir. Ich sehe einen Löffel neben dem Berg liegen.

Ihr alle tragt diesen Berg in euch; — und wenn ich jetzt den Berg wieder in mich einlöffeln müßte — explodieren — nein, zerstäuben zu Atomen würde ich.

Auch ich hatte ihn einmal eingelöffelt. — Geheimnisvoll, nicht wahr? Sie sehen es mir gewiß nicht an, Herr Baron, wie wohl mir ist und wie leicht, ohne mein Gebirge?“

Jonathan Baumgarten verbeugte sich gegen den schlafenden Baron und sagte: „Nr. 3 befindet sich sehr wohl.“ Darauf vergrub er wieder die Hände in den Schopf. Der Baron wurde unruhig. Jonathan Baumgarten beugte sich über ihn und sagte mit der weichsten Stimme: „Wo fehlt's denn?“

„Das Hemd, das harte Hemd vom Doktor“, war die matte Antwort.

„Natürlich,“ sagte die weiche Stimme, „dieser Bär von einem Doktor. Echtes Bauerngarn. Das Tuch hat er jedenfalls von einer Bäuerin, der er ein Kind ins Leben gebracht hat, oder sonst wem aus dem Leben. Da kann er noch von Glück sagen der Doktor. — So, — drückt's noch?“

„Besser," sagte der Baron stimmlos und im Unbewußten wieder zerfließend, „aber schrecklich."

„Denk' ich mir", dachte Jonathan Baumgarten, „ja ins Jenseits nimmt keiner Reisegepäck mit. Nicht viele können sich die Sache noch einmal überlegen. Seien Sie froh, Barönchen, daß Sie des Doktors Nachthemd belästigt. Ich habe Tote immer sehr unbelästigt liegen gesehen."

Jetzt ließ er sich wieder vorsichtig in seinen Lehnstuhl nieder, um den Kranken nicht zu stören.

„Weiß Gott, er hat recht, der Baron, das Beste, was ich zurückließ vom ganzen Krempel — das zarte Fell. — Meine Bekannten hol alle der Teufel, mein Amt widert mich an. Die jahrelange, wahnwitzige Bildung etwa? Der Berg, der grausliche? — Aber das zarte Fell! Das habt ihr gut gemacht!" Bei dieser Vorstellung verweilte er lange Zeit und breitete gewissermaßen das zarte Fell, wie er es nannte, vor sich im Geiste aus. Weißes, weiches Linnen, seidnes Gewebe, schmiegsam, zärtliches Tuch, in das die Glieder leicht gleiten.

Es zog etwas Trübes über sein Wesen.

„Ja, man ist ein gröberes Vieh", sagte er vor sich hin. Marianne Gamander klopfte leise an die Tür und trat mit ihrem Sohne ein.

Jonathan Baumgarten verneigte sich vor ihr wie vor einer Königin.

„Nehmen Sie bitte eine Erfrischung. Inzwischen bleibt mein Sohn hier bei unserm Pflegling", sagte sie.

„Gnädigste Frau, nicht einen Bissen und nicht einen Tropfen und kein gutes Wort. Ich bin kein Eindringling und auch kein Gast — schöner Gast! Aber Kaiserlich Königlicher Büßer. Sollten Sie mich zufällig kennen lernen und nicht verwerfen — — aber jetzt — nein."

„Nun," sagte Marianne lächelnd, „glauben Sie, daß ich umsonst auf einen Berggipfel gekrochen bin? Ich sehe mir

das Leben gern von oben herab an und erschrecke vor dem Ungewöhnlichen nicht. Ich fürchte mich vor nichts, Herr Baumgarten, als vor den lebendigen Toten."

„Möglich", sagte Jonathan Baumgarten. „Aber ich liebe Klarheit. Das ist mein einziger Luxus. Vielleicht darf ich mich einmal durchleuchten, um ein Recht auf Salz und Brot in Ihrem Hause zu haben. Höchst gleichgültig für Sie, gnädige Frau. Ich habe meinen Urlaub längst überschritten. — Kennen Sie unser Bezirksgefängnis, unten im Städtchen? Das stammt noch aus dem goldenen Zeitalter, da gibt es Urlaub, da gibt's Strolche, die wegen Bettel und so weiter eingesteckt wurden, tagsüber aber zur Arbeit herausgelassen werden und ruhig weiter betteln. Abends kommen Sie dann heim, seelenvergnügt — 's geht auch. Guten Abend, gnädige Frau." Er grüßte wieder feierlich und empfahl sich.

Der Mond schien die ganze Gegend in bläulichen Lichtdunst aufzulösen. Nichts Festes rings umher, als das Stück Erde, das den Schritt trägt. Die Berge wie Schemen, Nähe und Weite, als flösse und woge alles in flimmerndem Lichte. Jonathan Baumgarten ging des Weges, das graue Filzhütchen weit aus der Stirn zurückgesetzt. Er öffnete das Hemd auf der Brust. Er wollte ganz durchdrungen werden von dieser reinen, kühlen, blauen Stille, und er ging, wie die gehen, die das Gehen selbst als Freude und Genuß empfinden.

Unten im Tal schimmerten kaum sichtbar durch das helle Mondlicht ein paar Lampen-erhellte Fensterchen des Berghauses.

Jonathan Baumgarten blickte hinauf, nahm den Hut ab, fuhr sich durch das Haar, schüttelte gedankenbeschwert den Kopf und ging dann langsam weiter.

Er badete jetzt nicht mehr mutwillig, wie ein ganz junger Mensch im kühlen, flimmernden Lichte, berauscht von der

Nacht, ging beladner, war der sechsunddreißigjährige Jonathan Baumgarten mit einem sonderbaren Schicksal und trug an sich und an dem, was sich mit ihm begeben hatte, wie jeder einsame Nachtgänger.

Der Nachtwächter begegnete ihm mit seiner Laterne. Von weitem hatte er Jonathan Baumgarten schon singen hören.

„Heut sans aber lang außer gewesen, Herr Baumgarten“, sagte der, als sie aneinander vorübergingen. „Wo sans denn umeinand kimmen? Törggelen (jungen Wein probieren) is do nöt im Mai? Oder sans oben beim Johannser g'wesen? Der möcht techtern froh sein, vielleicht läßt sich doch eppas tian? Daß der arme Tuifil net zum Vergantn kimmt. Sie täten schon eppas austuifieln, weil's allweil mit dena Gockln bei Gericht zu tian habn.“

„Ja,“ sagte Jonathan Baumgarten, „mei Liaber, da geascht nöt fahl, wenn du meinst doppelt gnaht halt't besser. In oaner Person Richter und Hallodri, dös glabst! Wann du den Johannser siahst — i kimm scho.“

„Heut habens oane derwuschen, Herr Baumgarten, oane, die Grawötscher Moidel, wann's Ehana bekannt ist?“

„Na.“

„So an loadiges Weibermensch — so an dumm's hat'n Bauer an Sack Plenten grabscht.“

„So — so“, antwortete Jonathan Baumgarten und ging seines Wegs.

„Daß i net d'rauf vergiß, wann's heimkommt's, der Schlüssel liegt im Mauereck. Die Verwalterin hat mir's noch auf die Seelen bunden.“

„Guat, Zeit lassen, Patz.“

„Zeit lassen, Zeit lassen, Herr Baumgarten“, gab ihm der Nachtwächter murmelnd zurück und fiel wieder in seinen Singsang.

Jonathan Baumgarten tastete in dunkeler Mauerecke, in der früher ein Heiligenbild gestanden haben mochte, nach dem



Schlüssel, fand ihn und schloß das Bezirksgefängnis auf, dessen berechtigter Inwohner er war. Mit Stolz und Behagen schien er hier seine Nr. 3 zu tragen. Wie in ein gutes, ihm gewohntes Gasthaus trat er ein, nahm aus seiner Rocktasche ein Laternchen, entzündete es und ging friedlich die breite Treppe, die von einem mit Backsteinen belegten Vorplatz in den obern Stock führte, hinauf, da trat er durch eine angelehnte Tür in eine geräumige Küche ein. Die offene Feuerung auf dem altmodischen Herd, über dem ein gewaltiger Rauchfang den schwarzen Rachen aufriß, hatte die ganze Küche mit glänzendem Ruß geschwärzt, der in kleinen Zapfen und Wülsten von der Decke herabhing. Auf Reichhöhe ungefähr war der Raum weiß gekalkt. Und die schwarzen Töpfe und gelben Messingpfannen hoben sich scharf, wenn das Licht des Laternchens darauf fiel, davon ab.

Jonathan Baumgarten leuchtete über eine saubere, aber ganz dünn gescheuerte, große Tischplatte aus Lärchenholz hin, deren rötliche Holzrippen, scharf von der weichen Holzfaser entblößt, dem heftigen Reiben und Bürsten von Generationen braver Weibermenscher Trotz geboten hatten.

Auf diesem Tische stand ein Teller mit gerösteter Polenta und einer dünnen Schnitte Speck, dazu ein Glas Schepps (Gesindewein) und eine Schnitte Brot.

Da stellte er sein Laternchen nieder, rückte sich einen alten Bauernstuhl zurecht, klappte sein Taschenmesser auf und begann, gebückt sitzend, sich über sein Nachtmahl herzumachen.

So saß er in der stillen, nächtlichen Küche, schnitt sein Brot in Streifen, vom Speck spießte er hin und wieder ein winziges Stückchen mit der Spitze seines Taschenmessers auf und führte diese Delikatesse gewissermaßen feierlich sich zu. Auch vom dünnen Wein nippte er, wie der kleine Mann es zu tun pflegt — bedächtig, fast genußsüchtig. Er aß wie ein gut beobachtender Schauspieler, doch gelang es ihm besser, denn

ihm fehlte das Publikum — und er aß, wie er aß, aus Überzeugung.

Sein Mahl währte eine ganze Weile, denn er hatte die Geduld und Ausdauer beim Kauen vom Bauer mit angenommen.

Nachdem er geendet, stellte er Teller, Gabel und Glas auf den Herd, wischte die Krumen sorgfältig vom Tisch, nahm sein Laternchen und leuchtete einen winkligen Gang über Stufen und Treppchen. Das ganze Haus lag im tiefen Schlaf.

„Häm, häm", räusperte, rief oder hustete er, so etwas von allem.

„Oho", klang es aus einem Zimmer. Gleich darauf fiel helles Licht durch eine geöffnete Tür, und der Bezirksrichter trat ihm entgegen, verdunkelte die helle Türöffnung, streckte ihm beide Hände entgegen und zog ihn gewissermaßen zu sich herein.

„Du hast mich lange warten lassen."

„Ja," sagte Baumgarten, „mein Lieber, unser Herr und Meister, wenn der an uns vorübergegangen ist! — Da oben kam's erst nach. Der Doktor mußte mit Morphium und Gott weiß was herausrücken. Die beiden hat's in den Nerven gebeutelt, jetzt schlafen sie."

Das Zimmer des Bezirksrichters war ein angenehmer Arbeitsraum im uralten Hause. Korrekt und tadellos in jeder Beziehung. Es paßte zu seinem Bewohner, der in einer leichten Hausjoppe, die Zigarre im Mund, bequem in einem lederüberzogenen weiten Klubsessel saß, seinem Freund, dem Kaiserlich Königlichen Büßer gegenüber.

Beide schwiegen geraume Zeit „Wenn du wieder fort bist, wird's in dem Nest verdammt ledern sein."

Baumgarten erwiderte nichts, lehnte sich gedankenvoll zurück und spielte mit den Fingern auf den Armlehnen des

Stuhls. „Wir werden uns schon zu finden wissen", sagte er nach einer Weile.

In den Zügen des Bezirksrichters liegt, trotzdem sie langgezogen und hager sind, etwas Weiches, fast Unenergisches, aber sie sind gut ausgeprägt, die Nase scharf, der Nasenrücken etwas knorplig und uneben. Er ist kein Kraftmensch, aber seine Freundschaft mit Jonathan Baumgarten ist jedenfalls nicht ganz einwandfrei in den Augen der Welt. Und dazu gehört etwas, eine nicht ganz einwandfreie Bekanntschaft zu pflegen, sie gar zur Freundschaft werden zu lassen. Das heißt, wenn man ein wohlsituierter Beamter ist, ist das geradezu eine Heldentat. Und hier! Der Bezirksrichter, der Nr. 3 bei sich empfängt, Nr. 3 im lederbezogenen Lehnsessel sitzen läßt und auf Nr. 3 mit Blicken schaut, so voll Freundschaft und Anhänglichkeit, — das muß ein sonderbarer Kauz sein, mit einem Vorrat innerlichster Widerstandskraft gegen die Meinung der Welt und einem Vorrat von Wärme und Liebesbedürfnis — also, ein nicht gewöhnlicher Mensch, denn Vorrat von irgend etwas anderem als der ganz gewöhnlichen, hungrigen Selbstsucht haben nicht viele.

„Eine sonderbare Geschichte, so als Abgeschiedener in der Welt aufzutauchen, der man den Rücken gekehrt hat. Man fühlt sich, als wäre einem inzwischen Gummiarabikum ins Blut gekommen — oder, als hätte man ein paar Gelenke weniger, — unbeweglich, — ungelenk — grobes Vieh."

„Nun, was tut's?"

„Tun tut's nichts. — Unbequem ist's, wie dem Barönle das grobe Doktorhemd unbequem war. Unbequem ist man ihnen auch. — Man soll sich fern von ihnen halten."

„Die oben, das sind doch ganz natürliche Leute", sagte der Bezirksrichter.

„Sie sind etwa so natürlich wie gute Kunst", meinte Baumgarten.

„Ja, ja. Sie gehören aber nicht zu den im gewöhnlichen Sinn Weltgewandten."

„Nein. Die leben in einer anderen Kultur — ganz verschieden von der heutigen. Der Geheimrat, das ist ein feiner Herdenmensch."

„Und du?"

„Ich habe mich zu drücken."

„So," meinte der Bezirksrichter ruhig, „gerade du. Ich hab's so erwartet, mein Lieber, das schadet nichts, wenn dich wieder einmal der Schuh zwickt. Mir bist du recht, wie du bist; aber weshalb sollst du nicht wieder einen anderen Weg einschlagen?"

„Philister", brummte Baumgarten.

„Nun, weißt du — Philister? Ich hab' nicht Sack und Seil hingeworfen wie du und bin vom Pack unters sogenannte Pack gegangen — aber schließlich, — ich hab' mir's doch von dir mit viel Genuß und Verständnis vorspielen lassen. — Meinst du nicht? Oder sagen wir statt vorspielen: ich hab's miterlebt."

„Es gibt Menschen," sagte Baumgarten, „die sich von andern ihr eigenes Leben vorleben oder vordichten lassen. — Die sind es auch, die ihren Lieblingsautor sich hin und wieder in Buchform kaufen. Von diesen lebt die Zunft der Fabulierer. Dann sollen sie aber gefälligst wenigstens nicht mit hineinreden, diese Faultiere und Schmöker!" rief er heftig. „Ich tue, was ich tue, und lebe, wie ich lebe! Wenn mir's gefällt, bei euch unterzukriechen, gefällt mir's eben. Wenn mir's gefällt wie ein Siouxindianer herumzustreichen, ist's eben mein Geschmack, — und vielleicht liegt's auch tiefer. Na, was willst du eigentlich?"

„Dich wieder unter Menschen deinesgleichen bringen. Früher oder später gehst du daran zugrund, daß du ..."

„Ich? Nein, daran nicht", fiel Baumgarten ihm ins Wort.

„Das sagst du. — Willst du mich abschütteln? Heiratest du? Oder wirst du Ministerpräsident? — Laß mich in Frieden. — Möchte wissen, was mir abginge? — ein freier Mensch, — ganz ausgeschamt, weißt du noch, eure Kleopatra? Die ist übrigens oben bei der schönen Frau und schaute nicht übel. Du sahst sie ja —. Keine Ehrgeize, keine Sorgen. Mein bißchen Zeichnen, daß ich nicht zu verhungern brauche, den guten Wahlspruch: Alles ist nicht wahr, was die Leute sagen — und einen Freund! — Sonst allen Ballast über Bord geworfen. Ja, was willst du denn noch mehr?"

„Und hattest doch Gummiarabikum im Blut? Frei ist gar nichts. Behaglich muß sich einer fühlen, mein Lieber."

„Man kann nicht in zwei Welten auf einmal leben", sagte Baumgarten ruhig. „Die, die ich verließ, habe ich verlassen und gebe keine Gastrollen darin, wie ein Gespenst. Fang nur nicht an, mich beglücken zu wollen. — — Übrigens, die Grawötscher Moidel? Da will ich ihr doch mein Wiegenlied singen."

„Hat's dir Patz gesagt?"

„Freilich. Gute Nacht." Baumgarten zog seine Uhr und sagte: „Zehn Minuten nach eins. Schläft sie, so schläft sie, dann hat sie sich ihr erstes Wiegenlied selbst gesungen."

Der Bezirksrichter löschte die Lampe. Baumgartens Laternchen erhellte einen kleinen Kreis in der Dunkelheit des hohen Zimmers. Sie traten miteinander in den Korridor. Der Bezirksrichter schloß sein Arbeitszimmer ab, um sich ein paar Häuser weiter in seine Privatwohnung zu begeben. Baumgarten leuchtete seinem Freund die Treppe hinab, schloß die Tür auf, und sie nahmen beide einen guten, warmen, herzlichen Abschied voneinander.

Vom Vorraum vor der Küche führten drei Türen zu den weiteren Räumen des Hauses, die erste zu den Reichen der Männer, die der Küche gegenüberliegende zu dem Anbau, in dem die Bureauzimmer und die Gerichtsverhandlungs-

räume lagen, und die dritte zu den Reichen der Frauen. Baumgarten öffnete diese und betrat einen breiten Gang, in dessen Mitte ein Öllämpchen herabhing und schwache Dämmerung verbreitete. Die Laterne hatte er vor der Türe stehengelassen.

Zu beiden Seiten des Ganges Türen, deren jede ein quadratisches Fensterchen hat. Das große, weinumsponnene Fenster an des Ganges Ende steht offen. Die sanfte Maienluft dringt ein und Flussesrauschen.

Das Fenster blickt in einen großen Garten, der zum Gerichtsgebäude gehört, den die Insassen des Gefängnisses zu bearbeiten haben. Aus den Reichenfenstern dringt dumpfe schwere Luft und Atemzüge Schlafender.

Jonathan Baumgarten bleibt an einem der kleinen Türfenster stehen. Ein jedes hat ein Brett vor sich, auf das die Verwalterin die Schüssel mit plentenen Knödeln zu stellen pflegt. Die Häftlinge holen dann die Schüssel nicht zu sich herein, sondern lieben es in Gesellschaft zu speisen und löffeln durchs Fensterchen.

Es bewegt sich etwas im Dunkel der Reiche, an der Baumgarten steht. „So — so“, murmelt er, lehnt sich mit dem Rücken gegen die Reichenwand, verschränkt die Arme.

Sein Ausdruck ist lauschend, im ganzen Haus tiefste Stille. Durch das Wellenrauschen und das Klimpern der Scherben und das dumpfe Rollen der Steine, mit denen der starke Gebirgsbach auf seiner Reise zum Süden spielt, klingt es wie geisterhafte Musik, als zögen holde, geheimnisvolle Gestalten in Wellenzügen mit und sängen, zwitscherten, lachten silbern vor sich hin und zueinander.

Baumgarten schien auf die seltsame nächtliche Musik zu hören, die nicht jeder hört. Dann beginnt er dumpf, mit einer weichen Stimme, eintönig, einem Wiegenliede gleich, das keinen Schläfer stören soll, zu singen.

Unbekannte Seele, ruhe du,
Ruhig hinter verschlossener Türe.
Was du auch tatest in deiner Seele Not,
In der Not deines armen Leibes.
Fühle Verstehen des Verstehers,
Fühle Verzeihen des Verzeihers.
Durch die Welt zwischen Raubtieren und Teufeln,
Gehen sanfte Menschen, sanftherzig und gütig,
Erkennend und wissend.
Die schauen durch Kerkerwände,
Die schauen in die Herzen Verlorner,
Die schauen in die Seelen Verzweifelnder,
Die spüren die Wunden Verwundeter,
Die heben keinen Stein, die haben keinen Fluch,
Die haben kein hartes Wort,
Die haben kein Recht, die haben keine Macht,
Die sitzen nicht zu Gericht.
Die sind nicht Könige, die sind nicht Priester,
Die tragen ihre Herzen, heilige Gefäße,
Aus denen Güte quillt, das Verstehen aller Kreatur.
Und wo sie gehen und wo sie schreiten,
Kommt Trost gegangen, kommt Frieden gegangen.

„Rapp, du narreter, hat di der Bock! Gib a Ruh!" kam eine zornige Weiberstimme aus der Reiche.

„Nur ruhig," sagte Baumgarten, „nur ruhig" und fängt in dumpfer Weise sein wunderliches Wiegenlied wieder an. Es fallen ihm heut gar sonderbare Dinge ein, die er dem Weiblein hinter dem vergitterten Türfenster zum Willkomm singt.

Und ist kein Gott über dieser Erde Grauen,
Und ist kein Gott, zu dem ihr flehen könnt,
Sie tragen ihre Herzen, heilige Gefäße,
Aus denen Gott quillt, aus denen Liebe quillt.

Auch an dir, meine Seele, streifen sie vorüber.
Halte die Hände auf, empfange den Segen.
Einsam bist du nicht mehr, meine Seele,
Auf der Raubtierwelt.
Sie tragen ihre Herzen, heilige Gefäße,
Aus denen Gott quillt, aus denen Liebe quillt.

„Bischt still jetzt!" rief es von innen, „a so a Gagockala, Kürbas! Wo kimmscht du her?"

„Laß gut sein, du schlafst do net."

„Wird dir gleich sein."

„Selm is nöt so."

„A so. Woaßt, i bin an alt's Weibermensch, mi kannscht in Ruh lassn."

„Geh", ruft eine andere Stimme aus einer anderen Keiche. „Den Baumgarten kennscht do? Da brauchst net zu wettern."

„Schau," sagte Baumgarten, „i woaß, wie ihr daheim betet: ‚Schmaroalt, schmaroalt, gedroaschala mit einander auf Eardin. Muggedeas, Maggedeas, leibseas sahs.'*)

Nöt wahr? So beteten eure Väter und Mütter schon und die Urväter und die Urmütter, und koans hat's je verstanden, und guat is do? So is a mit meinigem Gebet. Es ischt guat. Es macht, daß dir's ums Herz leicht wird und daß die Krippen (der Leib) schloaft.

Gut ischt's nöt, wenn Dans die Dinge, die 's bet, ganz verstian tat. Gar nöt guat. Da wär koan Segen dabei. Nichts für ungnat. Jetzt wirst deine erschte Keichennacht schlafn."

---

*) Dies Gebet, das die Bauern wohl den Gebetslauten eines lateinischen Gebetes nachgebildet haben und in einem Tale der Südtiroler Alpen beten, heißt „das Wilnösser Geschnarre".

Wenn meine Leser den Kopf schütteln über die wunderliche Einrichtung des Gefängnisses zum goldenen Zeitalter, so kann ich ihnen Wege und Stege sagen, auf denen sie dies köstliche und friedliche Nest leibhaftig vorfinden werden.

Damit ging Baumgarten leichtfüßig davon. Es wurde wieder nächtlich still. Baumgartens Schritte hallten auf den breiten Steinfliesen.

„Kuh, volle!“ brummte die Grawötscher Mali in ihrer Keiche. „Tier, verrucktes. Akkerat war i am Einschlafn. I woas nöt, was d' g'meint hascht? Außer hätt'st mi lassn solln, dummer Bock.“

Die nächste Keiche am offenen Fenster der Männerabteilung war Baumgartens Keiche. Dort wusch er sich den ganzen Körper in einem Kübel kalten Wassers. Es plätscherte im stillen Hause, und er trocknete sich mit einem schönen, alten Leinentuche, wie es die Bäuerinnen früher zu sticken verstanden. Im Schlaf verloren seine Züge das Eckige. Sie wurden weicher. Es kam etwas, was an jugendliche Zartheit erinnerte, über sie. Er trug eins jener Gesichter, die stündlich neu von Gefühlen und Gedanken geformt werden. So vielgestaltet lief er auf Erden umher, als er Stimmungen hatte.

In München, im Glasscherbenviertel, wo fast jedes Haus sein Maleratelier oder Atelierchen gen Himmel reckt, von Hitze und Kälte unbeschützt, da ist durch viele, viele Glasscheiben ein wunderliches Leben eingesperrt und abgesperrt von Regen und Schornsteinrauch und Stadtdunst. Da könnte Gottes Engel, der über die Erde fliegt, gar wunderliche Dinge sehen und diese gelegentlich seinem Herrn und Meister unterbreiten. Unten in den Straßen, da gibt es viel tierische Hast und Not zu sehen, die gehetzt dahingeht, viel Gier auf den Gesichtern, viel, viel tote Dumpfheit, viel, unsäglich viel Mühsal. Alltägliches Treiben, Kaufen und Verkaufen. Aber ganz oben unter Gottes Himmel, da hat das menschliche Elend, das unten in schweren Wellen geht, Schaumkronen gebildet, Spritzwellen und Wellchen, eine große Lebhaftigkeit in der Erscheinung der Wellenbewegung.

Ein aufgeregtes Volk wohnt da oben hinter den dünnen Scheiben, Jünglinge mit großen Idealen, großem Glauben und kleinsten Mitteln, Malweibchen, die im Nordlicht verkümmern, sehnsüchtig ausschauen nach Kraft und Mut, die ihre müden Körper peinigen, ihre heißen Herzen wie Wunden tragen, unter Tränen und Hunger Liebe genießen.

Auch alte Leute wohnen im Glasscherbenviertel hinter den Scheiben, müde, von der Kunst verstoßene Menschen — und viel muntre Buben, denen's gelang, die sich einen Samovar kauften, türkische Teppiche und Urväterhausrat.

Ach, und Liebespärchen sonder Zahl, junges, ungebundenes Volk in Liebesqualen, -Ärgern und -Wonnen, er, in frischer,

kühner Arbeit, sie, in kühnem Leichtsinn, an ein paar bunten Fetzen sich genügend, bunten Kleiderfetzen, Lebens- und Liebesfetzen. Und auch ehrbare Ehepärchen; die munteren Buben, denen es gelang, wurden bald bedächtig, hausväterisch und wollten etwas vorstellen, heirateten ihr Schätzchen oder suchten etwas Ehrbareres, was ihnen zusagte.

So war da auch ein sehr braver, kleiner, rundlicher Herr mit ein paar gutmütigen Augen, einem hübschen Talent, das so ziemlich jedermann behagte. Er hatte Bestellungen für Panoramen und war außerdem bei Kunsthändlern gern gesehen; der war wie zum Ehemann geschaffen. Er hatte eine sehr anständige Wohnungseinrichtung, und sein Schlafzimmer hatte er sich im modernen Stil angeschafft, weil er sagte: Bett bleibt schließlich Bett. Sie können es, auch wenn sie wollen, nicht biegen und auf keine Weise verdrehen, so wenig wie einen Sarg. Es gibt Dinge, sagte er zu sich, an die sie nicht heran dürfen; aber als Mensch seiner Zeit wollte er wenigstens etwas im modernen Stil haben, den er eigentlich nicht mochte, denn der brave Maler war rundlich und konnte sich mit diesen zarten Linien und Linienwesen des modernen Kunstgewerbes nicht in Einklang bringen. In seinem modernen Schlafzimmer kam er sich auch nie so recht geheuer vor, da er ein sehr einfacher, lieber Mensch war mit etwas Humor, ja, er hätte sich zu einem Mozartmenschen entwickeln können, wenn ihm mehr Grazie beigemischt worden wäre; auch fehlte es ihm an Leichtigkeit der Empfindung, aber Humor, den hatte er, und eine behagliche, sonnige Heiterkeit.

Humor aber hatte das Schlafzimmer absolut nicht, ja, es gab kein Eckchen und keinen Nagel darin, an dem er seinen Humor nachts hätte aufhängen können; und so dachte er daran, sein Schlafzimmer wieder zu verkaufen oder umzutauschen.

Da aber begegnete er einem lilienschlanken Wesen, das



ihm außerordentlich gefiel, eben weil er selbst rundlich war. Und es ist ein anderes Verhältnis in der Beurteilung zwischen Mann und Weib, als in der zwischen Mann und Möbel.

Die Lilienschlanke gefiel ihm sehr und paßte dennoch zu seinem Schlafzimmer. Er verkaufte es nicht und erkundigte sich nach den Familienverhältnissen der Schlanken. Sie war Waise und hatte eine adlige Mutter gehabt, was ihn sehr ansprach. Ihr Vormund hatte sie nach München getan, damit sie sich auf dem Konservatorium in Musik ausbilden konnte. Das arme Kind sollte Musiklehrerin werden. Sie selbst mochte andere Pläne haben und verwendete jeden armen Pfennig auf ihr Persönchen. Sie hatte den modernen Stil erfaßt, schien dafür geboren zu sein und beschäftigte sich hauptsächlich damit, ihr schmales, zierliches Wesen zu stilisieren.

Wie wir in der Gotik einen Schauer mystischer Grausamkeit und Enge zu empfinden meinen, einen Duft von Blut, ringender Freiheit, leidenschaftlichen Lebens, leidenschaftlicher Lebensverneinung, süßer Zartheit und Inbrunst, etwas Unentrinnbares, Seelenbedrückendes, so bei dem Stil, der sich in unser gegenwärtiges Leben drängt, etwas Kaltes, nicht mystisch Grausames, aber spitzig Grausames, etwas Kühles, etwas, was gefällig und bestechend ist, weil es nicht warm und freudig sein kann, nicht naiv und vollblütig, der Stil für kühle, unschöpferische, etwas gefühlsdünne Menschen; ein Stil für eine frostige Spanne Zeit, die einem rundlichen Herrn mit Humor und Wärme nicht zusagen konnte. Wie fast allen Sterblichen des Menschengeschlechts war auch unserem Herrn der heilige Instinkt abhanden gekommen, und er war, wie alle seine Leidensgenossen, auf einen sehr mäßigen und unzulänglichen Verstand angewiesen, der weit mehr zum Irreführen als zum Zurechtfinden geeignet ist.

So kam es, daß Herr Karl Theodor Müller die schlanke Hortensie Spiegel heiratete; das heißt, sein Leben unlöslich mit dem Leben dieser ihm fremden Person verband.

Die junge Frau sah in dem modernen Schlafzimmer lieblich wie eine Blume aus, wie die kleine Porzellanperson, die sich um den Leuchter schlang. Wenn das Weibchen in ihrem Batistnachthemd und ihrem blonden langen Haar in dem hübschen Raume sich bewegte, sagte Karl Theodor zu sich selbst: „Nein, wie das alles stimmt."

Es kam eine Zärtlichkeit in sein Herz, wie robuste Menschen sie für etwas Gebrechliches, Hinfälliges, Überzartes empfinden, eine fast mütterliche Zärtlichkeit.

„Das Ganze ist etwas kitsch", dachte er einmal nach einer zärtlichen Stunde zwischen Schlafen und Wachen; aber was hatte diese törichte Kritik seiner Verhältnisse mit der lieblichen Wahrheit zu tun?

Zwischen Schlaf und Wachen denkt man so unnützes Zeug. Das war ihm schon manchmal so gegangen; aber er hatte diese Dämmerungsgedanken der Seele gottlob immer sofort wieder vergessen. Er lebte jetzt übrigens äußerlich ganz in der Linienkunst, Wohn- und Eßzimmer wurden auch im modernen Stil eingerichtet. Sein geliebter Urväterhausrat hatte weichen müssen. Das heißt, er hatte seine liebliche Frau mit der modernen Einrichtung überrascht, weil er wußte, daß sie sich freuen würde, wenn das Gerümpel, wie sie sagte, verschwunden wäre.

Gottlob, in seinem Atelier war alles beim alten verblieben, nur etwas voller geworden, denn seine Lieblingsstücke aus der Wohnung hatte er, soweit als es möglich war, um sich versammelt.

Für robuste Leute ist es, wie gesagt, gefährlich, etwas allzu Zartes, Hilfloses um sich zu haben. Entweder werden sie ungeduldig, rücksichtslos, ja roh, oder geraten in übertriebene Besorgtheit, Weichheit und Hingebung, die an ihnen zehrt. So erging es dem Panoramenmaler. Die kleine, fremde Person, die er sich so nahe glaubte, die er sich mit allen Mitteln,

die ihm zu Gebote standen, erkauft hatte, mit seiner persönlichen Freiheit, seinem Einkommen, seiner Arbeit, ja mit seinem Behagen, nahm mehr und mehr von ihm Besitz. Nach Jahr und Tag wohnte sie gewissermaßen in ihm und vertrieb ihn selbst in das äußerste Winkelchen seines Wesens.

Die Ehe blieb kinderlos. Das stilisierte Weibchen erhielt sich kühl und zart wie eine Jungfrau. Karl Theodor aber hatte oft das Gefühl, als wären seine Zimmer ungeheizt, oder als hätte die Sonne gerade bei ihm in seiner Wohnung keine Kraft. Es war etwas Sonderbares, was er sich nicht erklären konnte. In seinem Atelier, trotzdem es nach Norden lag, spürte er behagliche Lebenslust, er rauchte viel, das trug für ihn natürlich auch dazu bei, sich in seiner eigenen Atmosphäre wohl zu befinden, und seine Ölfarben und die Firnisse halfen dazu — da war der Duft eines lebendigen, arbeitenden Menschen zu spüren. Wenn er in seine Klause trat, wurde es ihm ordentlich harmonisch zumute.

Hortensie strahlte gar nichts aus. Er empfand sie gar nicht.

Wenn er zärtlich, besorgt und warm war, blieb sie immer gleichmäßig kühl und freundlich.

Auf einer sehr leise gehenden Nähmaschine nähte sie ihre zarten Reformkleider und stickte sie selbst. Sie schneiderte immer. Es nahm nie ein Ende, doch besuchte sie auch philosophische Vorlesungen in der Universität.

Wenn sie miteinander oft wochenlang aufs Land gingen, lief sie bloßfuß mit aufgelöstem Haar und stundenlang las sie Kant.

„Das ist ja", sagte Karl Theodor, „ein furchtbares Gewürm, was du da liest."

„Mir ist das alles vollkommen klar", sagte Hortensie.

„Nun, alle Achtung, sie muß ein Genie sein. Wieviel glücklicher aber würde sie mit weniger sein! Es ist wie mit einem Buckel. Von einem Zuviel wird n'emand glücklich", philosophierte der brave Panoramenmaler.

Daß sie Kant las und, wie sie sagte, verstand, erschien ihm wie eine Krankheit, die das arme Geschöpf befallen hatte.

Außerdem aber schoß sie auf dem Lande mit einer Pistole nach der Scheibe, die sie an irgendeinem geduldigen Waldbaum befestigte. Stundenlang lief sie in dunkler Nacht in dem Wald umher. Am Tag photographierte sie und tat allerlei Dinge, wie sie eine Jungfrau tut, die nicht recht weiß, wohin mit sich selbst, die auf Freiersfüßen geht und das sonderbar anfängt. Es war in Hortensie keinerlei frauliche Befriedigung.

Karl Theodors angestammte Heiterkeit litt bis jetzt nur insofern, als er sich klar über den großen Wert behaglicher Wärme wurde.

Wenn sie etwa abends ihr Kleid an einen bestimmten Haken von altem Messing, den er extra eingeschlagen hatte, hängen wollte, rief er jedesmal: „Laß das, laß das! Da hängt schon was!"

Nie aber sagte er, was da hinge, trotz ihres erstaunten Gesichtes.

Er aber wußte es. Das war eben der Nagel, an dem er abends seinen Humor und seine gute Laune aufzuhängen pflegte. Morgens versäumte er nie, sich an diesem Platz etwas zu schaffen zu machen, das darnach aussah, als bürstete er ein stattliches, unsichtbares Gewand aus. Dann schlüpfte er mit den deutlichsten Gesten in dasselbe und sagte: „So", besah sich im Spiegel und verließ das Schlafzimmer.

Hortensie ärgerte sich über diesen Unsinn.

Seine Freunde und Bekannten konnte er befriedigen, seine Besteller und Kunsthändler, seinen Hauswirt, seinen lieben Herrgott, seine alten Eltern hatte er durch sein Dasein und seine Bravheit hoch beglückt, und für seinen Pudel war er direkt ein göttliches Wesen — nur bei seiner Frau wollte es ihm nicht gelingen, die blieb gelangweilt und kühl gegen alle seine Vorzüge.

Er pflegte sie wie ein kleines Kind. Er diente ihr. Er tat, was er konnte. Ihm erschien die ganze Sache als eine böse, langwierige Krankheit — und er wurde Krankenpfleger. Es stellten sich auch wirklich nervöse Dinge ein. Herzaffektionen, viel Kopfschmerz und Gereiztheit.

„Gott," dachte der gute Mensch, „es ist doch nichts, wenn eine Frau keine Kinder hat. Sie ist dann wie eine Mühle, die leer mahlt." Das dachte er wieder einmal im Halbschlaf — — und vergaß es.

Er wünschte sich gar nicht so besonders Kinder. Wozu? Gar nicht notwendig. Frühmorgens stand er vor ihr auf, damit sie ihr Frühstück behaglich vorfand, denn mehrmals die Woche war die philosophische Vorlesung schon um neun Uhr morgens, und die kleine Hortensie mußte sich gut nähren und möglichst lange schlafen. Dann brachte er sie in die Vorlesung und holte sie auch wieder ab, weil sie zu hübsch war, um unbeschützt gehen zu können.

Er war überzeugt, daß sie sich in keiner Lage helfen konnte. Einmal hatte er sie mit einem Paket weinend auf der Treppe gefunden. Sie hatte im Hinaufgehen auf ihr langes Kleid getreten und wäre wahrhaftig so stehengeblieben ohne Rat, wenn er sie nicht getroffen und erlöst hätte.

Sie lebte wie ein kleines, hübsches Haustier, sehr versorgt und behütet. Ärgerlich war es Karl Theodor, daß seine Freunde sich wenig aus ihr zu machen schienen.

Kein einziger hatte so eine reizende und gut gekleidete Frau. Sie mochte ihnen aber zu fein und zu klug sein. Er kannte seine Kumpanen: sehr bequeme Herren in punkto Weiblichkeit. Ein dummer, lustiger Witz aus einem nicht allzu hübschen Munde war ihnen lieber als Hortensiens Klugheiten, die sie mit ihrem Gemmenmäulchen sagte. Seine arme, kleine Tensie!

Ja, ohne daß er es sich klar machte, wäre er gern einmal ein wenig eifersüchtig geworden, nur um zu spüren, daß er etwas ganz Besonderes sein eigen nannte.



So begab es sich, daß er eines Tages seiner Frau entgegenging. Sie kam aus der Vorlesung in Begleitung eines jungen Mannes, der ihr das Kollegienheft trug. Beide waren im eifrigen Gespräch und bemerkten den braven Karl Theodor nicht, bis er vor ihnen stand.

„Da bist du ja", sagte sie und stellte ihren Begleiter, einen Baron Renk, Karl Theodor vor. Der junge Mann war etwas rotwangig, sah aber außerdem recht aristokratisch aus. Das Haar trug er gescheitelt, Kleidung first class, die Hände, das Ergebnis einer Reihe von Ahnen mit sehr gepflegten Händen. Die Grundidee seiner Erscheinung war aber trotz alledem nicht bester Rasse. Man hätte aus einem Hausburschen mit Zipfelmütze und Laterne, wie sie uns aus Abbildungen des achtzehnten Jahrhunderts bekannt sind, durch Generationen langer unausgesetzter Pflege etwas Ähnliches zustande bringen können.

Der junge Mann war ein Mithörer Hortensiens und war paff von der eminenten Fähigkeit dieses zarten Weibchens. Er hatte seiner Platznachbarin angeboten, sie zu begleiten, da sie ihren Mann vergeblich erwartete. Alles war in schönster Ordnung.

Karl Theodor dachte: „Wie sich doch so ein Barönchen zu benehmen weiß. Dagegen ist doch unsereins der reinste Bleisoldat."

Der Baron kam von da an öfter die vier Treppen in Karl Theodors modern eingerichtete Wohnung hinaufgestiegen und stand sich bald mit Mann und Frau sehr gut.

Karl Theodor war etwas bequemer Natur, und es war ihm daher nicht unangenehm, daß der junge Baron Hortensie öfter von der Universität nach Hause begleitete. Die Unterbrechung in seiner Arbeit war Karl Theodor immer peinlich genug gewesen, so gönnte er seiner Frau die kleine Zerstreuung und sich die liebe Ruhe, denn er hatte mit dem zarten Wesen im Grund nicht wenig Mühe und fühlte un-

bewußt als Erleichterung, daß die ganze Schwere nicht mehr auf ihm allein lastete. Sie verstand es ja nicht recht, daß ihre Arbeit nicht denselben Wert haben sollte, wie die ihres Mannes. „Es ist doch nicht die Hauptsache, daß Arbeit Geld einbringt“, sagte sie.

„Nein,“ meinte er, „es ist auch hübsch, daß sie meine kleine Tensie zerstreut.“

„Zerstreut?“ Sie reckte ihr Näschen hoch in die Luft. „Die Hauptsache ist, daß man sich entwickelt.“

„Nun ja, weshalb nicht“, meinte Karl Theodor. „Zu was sie sich wohl entwickeln will?“

Er hatte über Frauen höchst einfache Begriffe.

Hortensie entwickelte sich jetzt in der Tat, und zwar ganz überraschend.

Wer weiß, was für Gedanken den blonden Kopf beschäftigten, wenn der über die leise gehende Nähmaschine stundenlang stumm sich hingebeugt hielt. Kurzum, der kleine Baron, der sich mit dem Weibchen zusammen in den philosophischen Vorlesungen philosophisch anhauchen ließ, fand erstaunt eine unverstandene Frau in der zarten Person, und zwar eine vom reinsten Wasser und vom durchglühtesten Eisen.

In Karl Theodors modernen Zimmern begann sich nun ein dazugehöriges Leben zu regen. Bisher hatte es nur leblos darin etwas vorgespukt, denn Hortensie, das Weibchen, die passive Kraft, hatte tatenlos träumend hingedämmert.

Eine unklare Sehnsucht war die einzige Lebensäußerung gewesen; dann war der männliche Erwecker gekommen, und wie nach langem Winterschlafe, durch kurze Sonnenwärme belebt, war das kleine, stumme Erdreich mit einem Male in Blüten aufgegangen.

Es kamen wunderliche Dinge zur Entfaltung, eine ganz sonderbare Selbstüberschätzung, eine kühle Spitzigkeit nervöser Empfindung, Schönheitsgefühle, die aus Schwäche und Müdigkeit stammten. Der Stil, dem das Weibchen in ihrer

Kleidung schon diente, begann zu leben. Hier gewann er in Verbindung mit Menschen, denen er glich, Daseinskraft, und es war ein kleines Stück ganz intime Naturgeschichte zu beobachten.

Gotische Menschen unter Spitzbogen, bei irgendeiner mystischen, verworrenen, flammenden Grausamkeit — und hier zwischen kühler Linienführung der Gegenstände zwei unproduktive, nervöse Leute, die sich etwas sein möchten, die sich voreinander zeigen wollten als etwas Unverstandenes.

Sie tun, was sie können. Sie rauchen Zigaretten aus Rosenblättern, die einen ganz eigentümlich parfümierten Geruch verbreiten, einen welken Duft. Die Kleine erzählt, wie ästhetisch sie ist, und verrät den guten Karl Theodor mit kleinen, scharfen Bemerkungen. Es ist nichts Gutmütiges in ihrem Lächeln über ihn. Sie gibt ihn so kleinweis preis, fast etwas schamlos, aber sehr zierlich, und der Baron gesteht ihr, daß es für ihn Dinge gibt, die ihm unerträglich sind, und daß es meist Kleinigkeiten sind.

Sie fanden sich in der Ästhetik. Sein Taschentuch ist ein Kunstwerk von Batist und Spitze. Er pflegt und trainiert sich wie ein edles Rennpferd, mit dem ein Vermögen gewonnen werden soll. Sie wird ganz Blume in seiner Nähe. Sie gesteht ihm, daß ihr innigstes Suchen auf Erden ist, Gewänder zu erfinden, die Blumenblättern gleichen, und daß sie darin ein Stück Erlösung der Menschheit sieht, ein Verdecken, Verhüllen des Menschlichen. Sie träumt davon, daß eine Zeit kommt, in der die Frauen wie große, wandelnde Blumen durch Straßen und Gärten wehen werden, von jeder Luft bewegt, und sie gesteht ihm, daß ihre süßeste, menschlichste Seligkeit ihre Schlankheit ist. Sie hat sich außerordentlich vor einem Kinde gefürchtet in den ersten Jahren ihrer Ehe.

Ein Heiligtum ist ihre Schlankheit für sie — ihr Lebensrecht!

Sie verständigen sich miteinander, daß sie eine ästhetische Lebensführung für das Höchste halten. Sie sind überhaupt

sehr verständnisinnig, denn sie fühlen sich vereinzelt. Sklaven und Arbeiter, wohin sie blicken.

Sie aber sind Könige und leben wie Könige im Exil.

So sind sie, ganz natürlich, zu Nietzsche geraten. Sie schwärmen beide für ihn, schlängeln sich in Nietzsches großem, verworrenem Urwald wie zwei verliebte Blindschleichen und sagen: das ist unser Urwald — das ist unsre große Verworrenheit der Schlinggewächse! Das ist unsre große Überwucherung alles Einfachen, das sind unsre Riesenbäume, die mit dem Gipfel in der Erde stecken und die Wurzeln grünend und blühend in den Himmel recken. Das alles haben wir so ganz begriffen, so ist es uns zu eigen geworden, von uns im Verstehen geschaffen. Diese grausamen Ungeheuer sind uns Brüder, sind uns gleich.

Die beiden verliebten Blindschleichen bedauern, daß ihnen kein Giftzahn wuchs. Sie spüren sonst eine ungeheure Macht in ihren zarten Schlangenleibern und spüren sich als Riesenschlangen in ihrer versteckten Ecke.

Sie haben wunderschöne große Stunden miteinander, Stunden der Anbetung ihrer Eigenart.

Was ist ihnen Karl Theodor! — Ein aus seiner Zeit gefallener Plebejer.

Aber sie beschließen wie Könige zu handeln, sie wollen rücksichtslos ehrlich sein und wie Könige sündigen. — Sie wollen alles, ihr Verstehen, ihre Liebe und was sie von Karl Theodor halten, ihm offen sagen. Denn unversehens sind sie in die Rollen der Riesenschlangen geraten. Das ist schon vielen Blindschleichen so ergangen, die in Nietzsches undurchdringlichem Urwald lustwandelten.

So war der arme Karl Theodor nicht übel erschrocken, als nach einem ganz gemütlichen Abendessen Hortensie einen Strauß stark duftender Tuberosen auf den Tisch stellte und sich danach alles mögliche entwickelte.



Sie trug ein Reformkleid aus elfenbeinweißem Chiffon, in dem sie wie ein Hauch erschien, so daß man hätte meinen können, der starke Tuberosenduft ströme von ihr aus.

Ganz unvermittelt und eigentümlich hart sagte sie und erhob sich: „Wir lieben einander."

Karl Theodor aber war ihrem Blick nicht gefolgt und sagte: „Das ist ja gottlob so."

Der Baron errötete.

Hortensie aber bewahrte die Fassung und sagte: „Du mißverstehst mich: Wir lieben einander, Baron Alexander von Renk und ich, und bitten um dein Einverständnis. Wir sind beide zu vornehm gesinnt, um hinter deinem Rücken ..."

Karl Theodor stand dunkelrot vor dem königlichen Paare, das Deckung in einer gangbaren Rolle suchte, um Haltung zu bewahren.

„Verehrter Freund," sagte der junge Baron, „ich trat Ihrer Ehre in keiner Weise zu nahe. Ein Wort genügt, um ..."

„Nein," sagte Hortensie und fiel ihrem Mann um den Hals, „Karl Theodor!" Tränen stürzten ihr aus den Augen.— „Ich lebe nur durch ihn. Laß mir ihn wenige, wenige Wochen, bis wir uns ausgesprochen haben. Ich will dir dann treu und ergeben sein, wie ich es immer war! Wir hängen von deiner Großmut ab, Karl Theodor!"

Sie sprach weinend, aber wie ein „schönes" Buch.

Karl Theodor verwunderte sich, daß er fürs erste nichts als eine große Verlegenheit spürte.

„Fades Frauenzimmer", dachte er in seiner Betäubung, die den Zustand zwischen Schlafen und Wachen vertrat, und vergaß auch dies sofort wieder, wie ihm das eigen war.

Statt dessen stieg aus seiner Seele ein ungeheurer Schmerz auf aus einer Tiefe, die ihm noch nie vom Leben berührt worden war. Seine Knochen schienen nicht stark genug, das derbe Fleisch zu tragen. Er hielt mit beiden Händen, ganz

in sich zusammengesunken, seine Stuhllehne fest und war vollkommen verstummt.

Er sah gealtert und schwammig aus.

Das junge Paar, das zu Karl Theodors moderner Einrichtung, die ihm nie zugesagt hatte, so gut paßte, war verblüfft. Sie wußten selbst nicht, was sie sich eigentlich erwartet hatten. Denn es fehlte ihnen beiden an Phantasie.

In Karl Theodors armem Gemüte aber bewegten sich die schwersten Dinge ungeschickt und zutappend.

Er hat sich seine Frau so mühselig erhätschelt. Er hat um sie gedient. Er hat sie für sein geliebtes Eigentum gehalten. Für den Schmuck seines Lebens. Sie war ihm so sicher gewesen, wie sein dicker Kopf es ihm war. Ja, er wäre nicht erstaunter gewesen, wenn der ihm die Eröffnung gemacht hätte, von seiner Schulter herunter zu wollen. — Was sollte er tun? Was sollte er fühlen? Die kalten, brausenden Wasser der Überraschung hatten ihn ganz verwirrt, es sauste ihm in den Ohren.

Und daß sie so wahrhaftig sind! Pfui! — dachte er. Sie wollen gewissermaßen seine Einwilligung. Die tun sich leicht, edel sein, das Liebesglück haben und ihn peinigen. Ein schöner Edelmut!

All das aber ging unter in dem großen Schmerz verlorner Liebe, der Herz und Kehle würgt, der die Sinne verdunkelt, der auch im einfachsten Menschen alles, was Freude und Lebenskraft ist, zertritt.

Wie fremd war Karl Theodor seine Einrichtung geblieben und seine moderne Frau, die er so liebte! Wie zufällig war er zu beiden gekommen! Wie unbehaglich waren sie ihm im tiefsten Grund geblieben.

„Du hast mich ja nie verstanden", damit störte Hortensie sein Schweigen.

„Prügeln hätte ich dich sollen, mit deinem Getue, du Gans", dachte er, sagte aber: „Ach was! Verstanden!" —

Und so kam es: Karl Theodor ließ seine Frau nicht gehen, hielt sie aus Leibeskräften.

Wir handeln alle in Blindheit, halten, was wir gehen lassen sollten, und lassen gehen, was wir halten sollten. Wir machen's alle ähnlich, wir, die wir wie Karl Theodor sind.

In seiner Güte und in seinem Schmerz wurde er ein rechter Teufel für das verliebte Paar und ein rechter Teufel gegen sich selbst. Er war nicht gütig und nicht kühl genug, um ihnen Freiheit zu geben, und nicht hartherzig und nicht fest genug, um sie ganz voneinander zu trennen. So entstand etwas Halbes, Qualvolles für sie alle.

Sie sahen sich verstohlen, und er fragte und brummte darüber mit seiner Frau, ja, er spionierte ihnen aufgeregt nach. Er lauschte in seiner Qual, ein andermal begünstigte er ein Zusammensein der beiden. Er tat die sich widersprechendsten Dinge, denn er war ein Mensch, der ehrlich mit sich kämpfte und bald auf diese, bald auf jene Seite geworfen wurde. Alle seine Taten aber waren erregt und gequält, es war kein Segen dabei.

Hortensie fand ihn unausstehlich und unvornehm. Er kam ihr vor wie Harz, das man an den Fingern hat und nicht los wird.

Für seine kindliche Güte, die immer wieder in Verwirrung und Verzweiflung umschlug, hatte sie nicht das geringste Verständnis.

Er wurde während dieses Konfliktes fett, seine Augen wässerig, sein ganzer Organismus litt an dem trägen Wissen und Doch-nicht-wissen, was zu tun. Die beiden andern wußten es ganz genau. Sie wollten sich so oft als möglich sehen und ihre Liebe genießen, denn sie fühlten sich jetzt nicht im geringsten mehr durch Karl Theodor bedrückt.

Sie verachteten ihn etwas. Ja, sie lächelten über ihn, und sie hatten von ihrem Standpunkte aus nicht unrecht; aber sie hatten es auch unbehaglich, denn ihre Liebe war so ziemlich

ohne Obdach. Er begleitete sie in Konzerte, holte sie vom Theater, denn das hatte Karl Theodor in seinem Unglück, das ihn träge und indolent machte, aufgegeben.

Hortensie faßte einige Male den Mut, zu ihrem Geliebten zu kommen, und er schlich in höchstem Unbehagen hinauf zu ihr, wenn sie wußten, daß Karl Theodor nicht daheim war. Doch fühlten sie sich beide zu einer solchen Art Liebesgenuß zu nervös. Die königliche Art, wahr und frei zu sündigen, die sie sich zu erringen versucht hatten, und die an Karl Theodors Unentwickeltheit gescheitert war, wäre auch bei weitem bequemer gewesen.

Wahrhaftig, Hortensie hatte recht. Karl Theodor war wie Harz an den Fingern. Er konnte mitunter so gut sein wie ein Kind, daß sie beide ganz gerührt und gelähmt wurden.

Sie wurden schließlich beide außerordentlich nervös, konnten ihrer Liebe keine Opfer mehr bringen. Es war ihnen alles zu aufregend. — Und der Baron kam wieder ganz bürgerlich zur Kaffeestunde des Ehepaares.

Karl Theodor begrüßte ihn freudig, denn er sah darin die Bestätigung, daß beide zu Vernunft gekommen waren und sich mit einem ruhigen, freundschaftlichen Verhältnis begnügen wollten. Er selbst besorgte ihnen für die nächste Kaffeestunde Zigaretten aus Rosenblättern, und als er sie ihnen übergab, war er fast gerührt, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er etwas taktlos seiner Freude Luft gemacht. Dazu kam es aber nicht, denn Hortensie fühlte sich durch die Zufriedenheit und das Behagen ihres Gatten so jämmerlich, daß sie den Kopf in die Sofakissen verbarg.

Eine große Verstimmung lag wieder über den dreien. Karl Theodor erzählte an diesem Versöhnungstag Anekdoten, die Hortensie schon unendliche Male bis zum Überdruß gehört hatte. Karl Theodor bemühte sich ehrlich, eine gute Stimmung zu schaffen, traf aber auf eine kühle Müdigkeit, die sich nicht beleben konnte.

Niemand war ihm dankbar. Er fühlte sich vereinsamt und zurückgestoßen. Der augenblickliche Frieden verschwand wieder aus seinem Herzen, und er litt mehr als je. Er nahm kurzen Abschied, schickte sich zu einem Spaziergang an und ließ das junge Paar allein.

„Eine Pein ist das!" Der Baron versuchte sich während dieses Stoßseufzers eine Zigarette anzuzünden, kam aber ins Stöhnen. „Eine Liebe ohne Unterkunft, ohne Hütte und Herd ist ein Unding! Ich bin auch kein solcher Teufel, daß der arme Mann in seiner Qual mir nicht schließlich leid täte. — Eine Kugel vor den Kopf, und die Sache wäre abgemacht." Da fing die Zigarette Feuer. „Es ist unästhetisch dieses ..."

Hortense sah ihn mit großen Augen an. Ein heftiges Schluchzen erlöste sie. — „Ich bin bereit zu sterben. — Ich bin müde. — Ich leide. — Ich habe alles genossen; was noch kommt, ist fad. — Karl Theodor ist mir unmöglich! — Ein Zigeunerleben ist mir unerträglich. — Was haben wir davon, wenn wir eine Stunde im Café sitzen. — Ich kann auch nicht mehr wie ein gehetztes Wild zu dir hinaufkommen. — Und hier?"

Der Todesgedanke flammte auf.

Sie wurden beide warm, sie rückten zusammen, sie hielten sich innig umschlungen. Sie flüsterten. Ihr Köpfchen lag an seiner Brust. Sie sprachen vom Tode, und ihren armen Nerven tat das wohl. Sensationsfroh, wie alle Nervösen, zogen sie aus der lebendig gewordenen Todesidee Kraft und Leben.

Ja, sie wurde ihnen zu einer neuen Art Liebesgenuß. Ihre Zuneigung erglühte. Ihre Zärtlichkeit wuchs. Die Lämpchen hatten frisches Öl bekommen. — Sie litten wieder. Sehnsucht trieb sie zueinander.

Karl Theodor und seine Qual rührte sie nicht mehr. Sie versanken vollkommen in den Egoismus der Liebe.

Eine wundervolle Ekstase hatte sie ergriffen. Sie lasen über den Tod von diesem und jenem.

Der Baron kaufte Rethels Totentanz. Er dichtete vom dunkelen, schweigsamen Garten, in den sie beide eintreten wollten, Hand in Hand.

Sie trug sich fast immer weiß.

Sie aßen nur bestimmte, sehr zarte Gerichte und sprachen, wenn sie sich trafen, endlos vom Tode — und wie alles geschehen sollte.

Er kaufte Pistolen.

Sie verschloß dieselben in ihrem Schreibtisch.

Sie streichelte sie nachts.

Es war eine schöne, innige, schwermutsvolle Zeit für diese beiden Menschen hereingebrochen. Sie wandelten mit königlichen Gefühlen unter den gewöhnlichen robusten Menschen. Ihre Gewohnheiten wurden immer zarter, immer lebensabgewandter. Sie wuchsen in etwas Fremdes, Großes hinein. Bisher hatten sie sich einer ziemlich unfruchtbaren Ästhetik hingegeben, die mit dem derben Leben wenig gemein hatte, aus der nichts wuchs und kam. Man war bald fertig damit, und das Ergebnis mochte Langeweile gewesen sein. Nun war das anders. Sie fühlten sich in sich selbst heimisch, denn es stand der Tod auf ihrer Eigenart, wie auf jeder Natürlichkeit.

Sie konnten wahrhaft erschauern, wenn sie einer robusten Gestalt begegneten.

Karl Theodor essen zu sehen, war Hortensien qualvoll, denn, wie es auch um ihn stand, seinen Appetit hatte er nicht verloren.

Was er aber mit seiner überzarten Hortensie machen sollte, das wußte er auch jetzt noch nicht.

Womit die beiden Lebensabgewandten sich manche Stunde beschäftigten, war, festzustellen, was sie Schriftliches hinterlassen wollten. Sie schrieben und dachten miteinander, bis sie nach Wochen zu dem etwas magern Wortlaut kamen, den Jonathan Baumgarten auf jenem Zettel an einen Nußbaum angeheftet gefunden hatte.

„Wie zwei tiefe Glockenschläge wollen wir verhallen", sagte der Baron einmal.

Hortensie bestand darauf, daß sie von einer Höhe in Südtirol, die sie von früher kannte, die Erde verlassen wollten.

Und so trafen sich Baron Renk, Hortensie geborne Spiegel, Jonathan Baumgarten, Marianne Samander, Hermann, Geheimrat Bernus und der Doktor im Berghause.

Wenige Tage, nachdem man das Pärchen unter den Nußbäumen aufgefunden hatte, kam Motte mit Friedel und Moidl. Sie waren unten in der lieben Doktorstadt abgestiegen, waren über die rauhgepflasterten Bergwege durch den stark duftenden, sonnendurchschienenen Kiefernwald und unter den Nußbäumen hingegangen. Zur Bergkuppel hinauf war Friedel gelaufen, denn er wußte, was ihn droben erwartete.

Das Berghaus hatte ihnen die grünen Fensterläden wie Arme entgegengestreckt. Vom frischen Bergwind waren die Gesichter gekühlt und Marianne kam ihnen im efeugrünen Kleide entgegen. Friedel hatte sich ganz in Mariannens wehendes Kleid gewickelt. Hermann war gekommen, um den lieben Bub zu herzen. Es war ein glückseliges Wiedersehen von Menschen, die sich lieben.

Motte küßte die strahlende Frau.

„Ich fühl's, du hast mich noch gradso lieb."

„Fühlst du's?" sagte Marianne. „Gottlob, alles ist da und blüht und grünt. Kommt gleich durch den Garten ins Haus.

Und willst du mich wieder wie's letzte Mal dicke Bohne nennen, sind wir geschiedene Leute, Friedel."

„Dicke Bohne", sagte Friedel sofort scheu und zärtlich und etwas verschmitzt.

„Du siehst so neu erwacht aus, so blühend, so ...? Was hast du denn? Wie geht's deinem Professor?"

„Gottlob gut. Er hat wirklich große Erfolge."

„So — und das freut dich so?"

„Für ihn. Er hat mich zu dir geschickt."

„Komm, setzen wir uns auf unsre Bank, gleich beim Wiedersehen." Sie setzten sich alle vier. Moidl ging voraus dem Hause zu.

„Wie hübsch meine Motte ist, so wie ich hübsch liebe. Nicht wahr, Bub, wir verstehen das?"

„Wir. Freilich. Aber weißt du, Motte, es gibt greulich viel fade Menschen auf dieser Welt. Onkel Bernus und euch ausgenommen."

„Bernus?" sagte Motte etwas enttäuscht. „Wie lange wird's dauern, Marianne, da führt er dich einmal vom Berghaus in seine Ebene. So treue Liebe . . ."

Marianne lächelte. „Glaub mir, gern würd' ich ihn lieben. Ich möchte, ich könnte ihm sein Glück geben. Aber bei der Liebe hilft kein Wollen. Sie liegt nicht in unserer Hand. Wie Friedel gewachsen ist!

„Geh, Friedel, lauf Moidl nach und sieh, ob du noch alles erkennst.

„Wenn ich dich um etwas beneiden könnte, wenn das möglich wäre, um den, um dieses wache, helle Seelchen! Wir kommen beinah mit seinen Worten aus, besonders Hermann, der erklärt sich meist durch Friedels Wortschatz: Gehen wir ‚einen innigen Weg', heißt's bei uns immer noch, und ein Schirm heißt nun auch bei uns ein ‚Spreiz'. Eine ‚Gottessünde' kommt bei uns alle Augenblicke vor. Wir machen ein ‚Gedenknis', wenn wir mal, was selten vorkommt, nachdenken. Was müßten wir ohne Friedel für Sätze bauen!"

„Und ihr habt mir in der Ferne brav bei seiner Erziehung geholfen," sagte Motte, „dein Zettel, Hermann, hilft — ich weiß ihn auswendig."

„Sag was draus", meinte Hermann lächelnd.

Motte sah ihn froh an und begann: „Du mußt seine

Wärme von innen heraus nähren. Du darfst nicht auf äußere Impulse warten oder mit solchen zufrieden sein, wenn er in einem Augenblick, in dem er etwas von dir will, zärtlich und lieb ist, so darfst du dich dadurch nicht irre machen lassen. Er muß zu jederzeit auch lieb und besorgt für dich handeln.

„Er muß dich jeden Morgen fragen, wie du geschlafen hast. Du brauchst nicht immer ununterbrochen um ihn zu sein. Es genügt, wenn du täglich eine Stunde lang ganz ihm zugewandt bist und mit ihm plauderst. Das muß innigst mit ihm und seinem Wesen zusammenhängen. Du mußt vor allem darauf halten, daß er warm und bewußt wird, — und seine Liebe zeigen lernt, sonst wird er so ein Germane, in dem das Gefühl wie ein Knoten sitzt, der nicht aufgeht."

„Ich weiß schon, du hast's nicht vergessen."

„Was glaubst du denn, Hermann?"

„Das mußt du mir einmal alles zeigen, Motte, was er dir aufgeschrieben hat, denn es ist doch mein Triumph, wenn mein Junge meint, daß man in einem Menschen die Macht, Wärme zu geben und zu gewinnen, entwickeln kann."

„Du glaubst nicht, was sich Hermann oft für Sorge macht, daß du Friedel zu unbewußt erziehst."

„Er ist so frech," sagte Hermann, „dich für ein bißchen sehr versunken zu halten."

„So", sagte Motte.

„Ich weiß es sogar ganz genau, du träumst. — Eine Mutter darf das aber nicht, so wenig wie ein Lokomotivführer."

„Er ist sehr streng", sagte Marianne.

„Ich kenne die Motte viel besser als du, Mutter. Glaubst du, ich weiß, warum ich es ihr aufgeschrieben habe."

„So, und nun wollen wir hinauf ins alte liebe Zimmer gehen." Marianne nahm Motte bei der Hand. „Wir sind nun mal Höhlentiere, und so eine rechte Freude muß in der

Enge gefühlt werden. Hier draußen könnte der Wind einen Teil davon fortwehen. — Und ich möchte jede Freude und jeden Schmerz bis in die tiefste Tiefe der Seele spüren.

Lebendigsein ist für mich alles und mit keinem Opfer überzahlt."

„Ach du!" jubelte Motte, „Lebendigsein!

Wie kommt's denn, daß Hermann hier ist?"

„Pfingstferien."

„'s ist immer noch so, Motte. Meine lebendige Mutter ist mir halt immer noch lieber, als die ganze heilige Alma Mater oder Mater Dolorosa, wie du willst!

Wir sind nun mal zwei ‚Lebse'! wie Friedel sagt. Weißt du noch, wie wir ihn einmal so dumm fragten, was er wäre, und er sagte: ein Lebs — und Papa ein Schreibs."

Es wurde ein wunderschöner Tag und Abend auf dem Berghaus.

Bernus und Motte waren sich von jeher nicht unsympathisch. Bernus respektierte die Wiedersehensfreude und unternahm einen größeren Spaziergang, der zwar nicht ganz nach seinem Geschmack war. Vor dem Abendessen saßen Marianne, Friedel, Motte und Hermann auf dem blumigen Sofa im Wohnzimmer und überlegten aufs eifrigste in ihrer gemeinsamen Schulangst eine Schulrüstung für Friedel.

„Einen Bart aus Vergißmeinnicht", sagte Marianne.

„Nein, lieber aus Veilchen", meinte Friedel wegen des Geruchs.

„An die Beine blecherne Höschen, weich gepolstert, — weißt schon."

„Und außen mit Stacheln, Marianne", war Friedels Ergänzungsantwort. Er hielt im Eifer seiner Freundin Hals umschlungen. „Und daß man die Hände einziehen kann, etwas."

„Jawohl," sagte Hermann, „da kommen Blechklappen darüber. Die ganzen Arme sind natürlich in Blechbüchsen."

„Aber sieh doch, daß man schreiben kann, Hermann."

„Natürlich, alles mit Gelenken. Wenn du einen Fehler machen willst, steigt etwas Dampf auf."

„Woher?" fragte Friedel.

„Aus dem rechten Blechärmel."

„Aber das Brüschtlein muß auch zu sein?"

„Natürlich."

„Und auf dem Kopf ein Helm? — Und vor dem Gesicht?"

„Ein Visier."

„Was ist das?"

„Ein Schleier aus Eisen."

„Und unter dem Helm eine pfeifende Laus."

Marianne hatte damit das Größte gesagt, das, was die Phantasie am innigsten befriedigte.

Sie amüsierten sich königlich.

„Sei kein Frosch!" war Hermanns Antwort, als Motte die Eröffnung machte, wegen der Verwundeten unten im Winkelhof wohnen zu wollen.

Beim Abendessen, als Bernus zurückgekehrt war, schimpfend über die niederträchtigen Wege, sagte Marianne: „Nie vergeß ich den Tag, als Hermann und ich heraufkraxelten und vor dem alten Hause festgehalten wurden, — steht da auch noch über der Türe: ‚Haus zur Flamm'. Ein warmes Haus! Nun ist's wirklich das Haus zu den lebendigen Herzen geworden. Klopfen und pulsieren fühl ich's wie ein Quellenfinder, wenn ein herzenswacher Mensch daherkommt. Und tritt er ein, ist er daheim, ganz von selbst.

Und so ein richtiges, von der Natur geheiztes Herzchen, was ist dem gleich auf Erden!

Vielleicht ist auf einem höheren Stern die Welt der Herzen aufgeblüht, statt wie bei uns die Welt des armen Verstandes.

Weißt du, Bernus, den sonderbaren Heiligen, den du den



,netten Herrn' nennst — ich glaube, der gehört ins Haus zur Flamm'. Meinst du nicht?"

„Dacht' ich's doch!" sagte Bernus. „Du weißt aber doch unser Glaubensbekenntnis: hüte dich vor dem Skrupellosen, vorzüglich, wenn sie kein Geld haben, sind sie einfach Raubtiere."

„Zu diesen gehört der nicht", sagte Marianne.

„Meinst du? — Deinen feinen Spürsinn in Ehren, aber ein Herr, der so ganz ,ausg'schamt' ist, wie deine Köchin sagt, ist doch auf alle Fälle etwas gewagt."

„Weißt du, Bernus, das geht ans verwandte Blut, da hab' ich kein Urteil."

Eine mächtige, weiche Männerstimme unterbrach die Maienstille draußen.

„Da singt der Doktor wieder!" sagte Hermann, „jetzt muß ich ihm gleich seinen Wein hinübertragen. Ich stell ihm den still hin, Mutter, wenn der singt, hört er mich gar nicht; aber nach dem Wein wird er schon greifen."

Der Doktor aber sang das wundervollste Lied auf Erden, das Lied, das Rosen in den Herzen der Menschen erblühen läßt, das nächtlich duftende Lied, voll heißer, schwermütiger Sehnsucht, — die sapphische Ode von Brahms.

Alle saßen sie still und lauschten. Mit leichtem Schritt trug Hermann den Wein zum sangesfrohen Doktor.

Bernus neigte bei den Klängen des Liedes seinen lebensfrohen Kopf und hing seinen Gedanken nach.

Motte war sehnsüchtig bewegt und tauchte im Geliebtsein unter wie in eine lebendige, duftende Flut und ließ sich umschmeicheln von den Wundern dieser Erde; gedachte des lieben, teueren Menschen, wie Liebende an die denken, die ihnen das irdische Glück bedeuten.

Marianne Gamander saß still in sich versunken und hörte die aus der Tiefe quellenden Worte und Töne wie aus einer fernen, kaum geahnten Welt. An ihr strich ihr Leben vorüber, die



ernste, kühle Ehe, all die Menschen, die sich zu ihr gedrängt und ihre Leiden, ihre Sorgen und ihre Unruhen ihr gebracht hatten.

Sie hatte immer zu tief geblickt, um anders als mütterlich lieben zu können. Die Liebe zu ihrem Sohne war die tiefste geblieben, — da hatte sie nicht auf den Grund geschaut, trotz seiner ruhigen Einfachheit, trotzdem er ihre Liebe für Kunst nicht teilte. Sie vermißte es auch an ihm nicht. Sie liebte sein natürliches, wenn es darauf ankam, kühnes Denken. Er zersplitterte sich nicht in Liebe zu den Menschen, wie sie es getan und wie sie es tat. Er wies ab, immer von neuem ab, ließ nur wenig Echtes an sich heran und war ihr mit der Zeit zum Gradmesser aller Echtheit geworden.

Marianne wurde von ihm von seinen jüngsten Jahren an mit einer so süßen, fürsorglichen Liebe geliebt, daß sie dies Stück Natur, das ihr gehörte, mit der wärmsten Heimatsliebe liebte, und gar als sie spürte, daß er voller Güte und Weichheit war, wo es sich um Taten handelte.

Als Mutter lebte sie schön und froh, ohne Enttäuschung belohnt für alles.

Des singenden Mannes Zauberlied brachte im ganzen Hause alle Empfindungen zur Blüte.

Unten in den Wirtschaftsräumen schimpfte die Köchin Kleopatra über die „Musikmaschin'" vorm Haus. Sie wollte ihre königlich bayerische Ruhe haben, als geborene Bayerin war sie ihr nötig wie's tägliche Brot. Sie wollte jetzt kein rebellisches Herz.

Vor wenigen Wochen hatte sie erst einem kleinen Weltbürger das Leben gegeben, hatte vor, sich hier oben, in guter Luft, bei gutem Dienst, behaglich zu erholen. Die Liebe war ihr fürs erste eine bedenkliche Sache.

In dem kleinen Gartenflügel des Berghauses regten sich auch die Lebensgeister, durch das heilige Lied angefacht — und es kam zu einem Wiedersehen der beiden Todesgefährten.

Frau Hortensie bat bebend die Stütze der Hausfrau, die hingebungsvoll bei ihr saß, sie zu Baron Renk zu führen.

„Zu Baron Renk?" fragte die Stütze der Hausfrau bescheiden und leise. Sie hatte erwartet, zu „Alexander" — wenn man miteinander hat sterben wollen!

Es kam ihr diese Ausdrucksweise in diesem Augenblick zwar erhaben, aber befremdend vor. Hortensie beachtete das Erstaunen ihrer getreuen Wärterin nicht, sondern ließ sich von ihr in das Morgenkleid helfen.

Sie fühlte sich noch sehr schwach. Ihre Nerven waren aufs tiefste erschüttert. Weinkrämpfe packten noch hin und wieder, wie Stürme, ihre zarte Gestalt. Der Tod, das Leben, die Liebe, ihre Ehe, alles war in ihr durcheinander geraten, und keinen Fuß breit sicheren Bodens fühlte sie unter den Füßen.

Dem armen, kleinen, matten Baron hatte der singende Doktor wehe getan. Der Ärmste hatte zu viel Blut verloren und zu wenig besessen.

Und als Hortensie langsam wankend bei ihm eintrat, begannen ihm die Tränen über die Wangen zu rinnen. Hortensie ließ sich auf seinem Bette nieder, und sie verbargen die Köpfe aneinander und weinten, wie arme, verlassene Kinder.

Die Stütze der Hausfrau hatte sich zartfühlend zurückgezogen.

Weshalb sie weinten, wußten sie selbst nicht. Vielleicht, weil sie nicht stark genug gewesen waren, mit dem Tode gar nicht anzubändeln, oder weil sie nicht stark genug gewesen waren, mit ihm Ernst zu machen, vielleicht, weil sie für eine heimliche Liebe zu nervös und zu nervös für eine trotzige waren. Sie hatten gewiß allen Grund zu weinen.

Nun hatte sich auch der Tod ihrer nicht angenommen. So weinten sie heiß und heftig und streichelten einander bebend.

Für sie gab es keine Worte.



„Du Armes", sagte Hortensie und fuhr scheu mit den Fingerspitzen über seinen Kopfverband, sank wieder an seine Brust, in Tränen aufgelöst.

„Ja," sagte er schmerzvoll lächelnd, „gottlob, daß du unverletzt bist."

„Das", meinte Hortensie unter Tränen, „war nun wohl nicht der Zweck unserer Reise."

Der kleine Baron mußte wider Willen lächeln. Es war für beide gewiß nicht leicht, über ihren vereitelten Tod zu reden, das sich beieinander, voreinander Verbergen war ihr einziges Auskunftsmittel, das ihnen gut tat.

„Hast du mich noch lieb?" fragte der junge Mann in dem Wirrsal der Empfindungen, das sie beide bedrängte.

Sie nickte arm und rührend. „Was wollen wir tun, wenn Karl Theodor kommt? Ich fühle, es wird sich alles wieder wie Harz an den Fingern hin und her ziehen."

Während sie in dem kleinen Fremdenzimmer ratlos sich in den Armen hielten, kam Marianne Samander, um nach ihren Gästen zu sehen, und fand ihr Fräulein lauschend an der Türe stehen und schluchzen.

„Was tun Sie da?" fragte Marianne. „Interessiert Sie das so sehr?" Marianne dachte: es macht sich doch nicht besonders gut, das Lauschen. Übermäßig vornehm ist's nicht. Aber gegen einen versteckten, undankbaren, aus Langerweile verräterischen Philister gibt's kein anderes Mittel. Notwehr! Der verdient's nicht besser, als daß er belauscht wird; aber nicht meine beiden armen Angeschossenen. „Liebes Fräulein," sagte sie zu der Überraschten, „in meinem Hause möchte ich, daß meine Gäste sich sicher fühlen, tun Sie das nicht wieder." — Sie weint, dachte Marianne, sie haben ihr einen rührenden Roman vorgespiegelt und sie hat ihn verschlungen, mein Gott, und jeder genießt das Leben, wie er's genießen kann.

„Haben Sie der Dame und dem Herrn schon das Abendessen gebracht?"

Das hatte das Fräulein vergessen, vor lauter Schwärmerei und Mitgefühl, und war froh, jetzt davonkommen zu können.

Die beiden Armen im Heroismus Steckengebliebenen hatten in ihrer Wiedersehensverwirrung den leisen Wortwechsel vor der Tür nicht beachtet, sie fuhren auf, als Marianne anklopfte und fragte, ob sie bei ihnen eintreten dürfe.

„Gewiß, gnädige Frau." Der Baron behielt die kleine, verweinte Hortensie im Arm.

„Nicht wahr," sagte er, auch noch mit Tränen in der Stimme, „Sie verstehen, daß es uns nicht leicht zumute ist?"

Marianne lächelte mit ihrem sonnigen Lächeln, und die goldbraunen Augen leuchteten auf. Die kleinen Blitze der Ringe sprühten, als sie ihre Hand auf das Fußende der Bettstatt legte. „Sie sind beide so jung und lieben sich, und was auch geschehen sein mag, das Leben will Sie beide. Ich meine, da ist nicht zu verzweifeln."

„Uns?" In Hortensiens Stimme lag Bitterkeit und Hohn.

Sie sind beide gestern gestorben und zugleich wieder auferstanden. — Und nun Mut und Freude!" Mariannens Stimme klang wie eine lebendige Quelle.

„Es gibt eine Geschichte," sagte sie; „ein Mensch träumt einen schweren Traum. Er ist dabei, einen Riesenberg zu erklimmen, einen beschwerlichen, furchtbaren Berg, der aus Schädeln und wieder Schädeln besteht. Der Gipfel ist in den Wolken verborgen und der Mensch steigt und steigt und stöhnt. Da kommt vom Gipfel aus den Wolken eine Stimme: ‚Steige! Aus deinen eignen Schädeln, die du im Leben trugst, ist dieser Berg getürmt. Gelang auf den Gipfel, und du wirst wissen, wohin das Leben dich führte.'"

„Das ist kein Gedanke für schwache Menschen", sagte der Baron.



„Wir sind alle stark wie die Ewigkeit", meinte Marianne.

Der Baron lächelte. „Sehen Sie doch die kleine Frau Hortensie an, und sagen Sie das noch einmal, gnädige Frau."

„Jawohl," antwortete Marianne lächelnd, „die kleine Frau Hortensie hat Kräfte, die für Millionen Jahre ausreichen, für Tausende von Wiederauferstehungen. Ich wollte Ihnen damit nur sagen: lassen Sie sich beide Ihren Tod nicht allzusehr imponieren. Sie haben ihn vielleicht schon sehr oft erlebt und immer wieder abgeschüttelt."

„Sie sind Anhängerin der Seelenwanderung, gnädige Frau?" fragte Hortensie im Gesellschaftston, etwas affektiert.

„Nein, von der Unendlichkeit des Lebens", sagte Marianne. „Ich bin Anhängerin des Lebens! Sonst gar keine Anhängerin."

„Hortensie," sagte der Baron, „wir wollten unserer verehrten Wirtin unsere Lage mitteilen, wie sie ist, ich weiß nicht, gnädige Frau, mir scheint's, als würde dann die Wunde schneller heilen und Sie würden uns eher los. Mir ist's schon, als gäbe Ihre Nähe mehr Kraft."

„Sprechen Sie sich aus, lieber Baron."

Marianne setzte sich an sein Bett, und sie erzählten von Karl Theodor, von seiner Langmut, seiner Treue, seiner unerschütterlichen Güte und Zähigkeit, aber seinem Mangel an höherem Leben, von ihrer beiden Nervosität, der Heimatlosigkeit ihrer Liebe und von ihrer Verzweiflung.

„Ich glaube," sagte Marianne mit der ihr eigenen Grazie, „ich hatte recht, als ich sagte: wären Sie, statt in den Tod zu gehen, zu mir zum Tee gekommen; da hätten wir manches in aller Ruhe besprochen. — Auch den guten Karl Theodor möchte ich zu mir zum Tee bitten, ich glaube, wir würden uns nicht schlecht verstehen. — Machen Sie sich vorderhand gar keine Sorgen. Ich fühle eine glückliche Lösung in Ihren Angelegenheiten. Für den Tod waren Sie wahrlich nicht

reif. Jetzt schlafen Sie heute nur ruhig, wie zwei gute Kinder, die eine Dummheit gemacht haben und denen sie verziehen worden ist."

Das Abendessen, das das Hausfräulein gebracht und langsam serviert hatte, stand noch unberührt.

Eine herrliche Person", sagte der Baron, als Marianne ihnen beiden Gute Nacht gewünscht hatte und gegangen war. „Weiß Gott, an der könnte man gesunden."

„Zu robust," meinte Hortensie, „die rennt einen ja über den Haufen."

„Leben bis in die Fingerringe hinein. Hast du je Ringe so blitzen sehen, wie lebendig! — Und diese Augen! Und ist das ein Mund! Wie ein Auge, ein Mund! An Frau Gamanders Rock würde ich mich beim Jüngsten Gericht halten. Ich bin überzeugt, die steht sich gut mit Gott Vater; die würde sogar Karl Theodor entharzen."

„Da ist mir ihr Hausfräulein lieber, die ist wirklich ein reizendes Herz. Wie eine Schwester ist sie neben mir gekniet und hat mit mir geweint", meinte Hortensie.

„Dazu gehört nicht viel", sagte Baron Renk.

„Du bist ja ganz aufgeregt, Alexander?"

„Das regt auf, zum ersten Male ein lebendiger Mensch."

„Du meine Güte, sie ist sehr laut, find' ich."

„Nein, laut ist sie gar nicht. Sie ist — ja wie ist sie denn? Wie der Sommer selbst. Sie sieht ganz wie der Sommer aus. Findest du nicht?"

Hortensie sah ihren Todesgefährten eigentümlich an. „Ich weiß nicht, mir sind solche Frauen gar nicht besonders angenehm. Für wie alt hältst du sie?"

„Das ist bei ihr ganz gleich.'"

„Na, weißt du, sie hat einen großen Sohn von zwanzig Jahren. Das Hausfräulein sagt ..."

„Ach, laß das, Hortensie, das kommt dabei gar nicht in Frage." Er hatte eine müde Stimme, der Baron.

„Willst du schlafen?"

„Ja, es wäre wohl das beste, auch für dich. Wir sind beide noch recht lebensschwach. Wir sehen auch nicht wie Sommer aus. Etwas wässerige Ende-Septembersonne, die nicht froh macht."

„Bitt mir's aus? Septembersonne? Gegen Frau Gamander sind wir doch wohl Märzensonne", sagte sie ungeduldig.

„Märzensonne? Kaum, — wir werden aber nie Sommersonne."

Hortensie hatte während dieses Gesprächs etwas aus jener Zeit, ehe der moderne Stil aufkam, als sie noch ein einfaches Münchener Madel war, das da sagen konnte: „Jetz' aber bin i g'schlenkt," oder „jetz' wird mir's z'fad."

Im Zimmer von Motte und Friedel wurde noch gezwitschert, als Marianne vorüberkam. Da waren zwei lebendige Flammen eingezogen! Wie standen sie ihr nah! Es war das Lebendige, was sie zu Motte und ihrem Kinde hinzog. In Motte war alles Bewegung und alles Liebe. Sie erschien Marianne immer wie der Inbegriff der Geliebten eines Mannes. Die eingeschlafene Liebe eines würdigen Professors mußte sie schwer drücken.

Und Marianne wußte nicht die kleinste Untreue dieses zarten Herzens. Wie muß sie ihre Natur, Laune und Phantasie umgewandelt haben. — Und der Herr Professor war kein zärtlicher Gatte, ein sehr kühler Herr, der seiner Wissenschaft lebte, ein Mann angestrengter Arbeit. Sein mäßiges Temperament war in die ruhigsten Bahnen geleitet. Sein Intellekt verbrauchte alle Kräfte, und so war er der Typus eines sehr gelassenen Ehemanns geworden.

Marianne öffnete die Türe zu Mottes Zimmer und sah sie vor dem Bette Friedels knien.

Sie spielen miteinander „Bärenwusch", — „Bärenjunges". Friedel lag zusammengerollt auf den Tatzen der Bärin. Er lag mit dem Bestreben, wie eine Kugel zu liegen, war ganz durchdrungen davon, ein kleiner Bär zu sein. Durch seine starke Kinderphantasie war er es auch. Sie bissen sich gegenseitig zart in die Ohren und schüttelten sich ein wenig, bissen sich sanft und vorsichtig in die Wangen. Friedel brummte vergnügt und behaglich. Sie waren beide ganz versunken.

Motte lachte, als Marianne eintrat. Friedel aber brummte ganz gewaltig, denn er wehrte sich gegen jede Unterbrechung seiner Entrücktheit.

„Wir haben schon Löwenwusch und hilfloser Menschenwusch gespielt, und nun ist's auch gleich genug." „Wusch" statt Baby, das hatten sie sich erfunden. „Wir müssen beten."

„Darf ich noch immer nicht bei eurem Gebet dabei sein?" fragte Marianne.

Friedel, noch ganz versunken in seine Bärenrolle, schüttelte den Kopf.

„Nie, Marianne — niemand."

„Also gute Nacht, Spielmutter. Ich mache meinen Abendspaziergang. Gute Nacht, Wusch. Wenn ich dich später noch in meinem Wohnzimmer fände, Motte?"

Und Motte und Friedel beteten. Motte faltete die Hände und sagte: „Mögen wir Gott in uns finden. Das ist unsere Seele. Das höchste Gut. Der Tropfen aus dem großen Meere Gott.

Halte dein Gottesträpfchen rein.

Es muß glänzen wie ein Glühwurm, wie ein Tautropfen in der Sonne. Es will zurück zu Gott und kann nur durch deinen Willen zurück. Es will brennender, heller zurück, als es kam. Du mußt es hegen und pflegen.

Du mußt so sauber sein wie ein Kätzchen, mußt es putzen und glänzend machen. Durch Wahrheit bekommt es Feuer und Glanz. Durch Güte für die andern. Durch etwas Sich-entsagen-Können. Dadurch, daß du Muttchens Freund bist, ihre Stütze und ihr Stolz wirst, durch Fleiß und Ernst bei jeder Sache, die Ernst braucht.

Es ist ein heiliges, heiliges Tröpfchen. — Du bist es selbst."

Marianne ging unter den hohen Bergkirschbäumen hin. Unten im Tal schimmerte der Fluß matt im Mondenschein, glitzerte hin und wieder auf. Die Abendmaienluft auf dem geliebten Berg! Die Abendgartendüfte! Die Düfte aus Wald und Bergen! O welch ein Leben! Marianne fühlte das Glück ihrer sicheren Instinkte.

Als sie zum ersten Male heraufgekommen war, hatte es kein Wenn und Aber mehr gegeben. Früher war sie unruhig gewesen, die Erde hatte sie von allen Seiten gelockt. Von dem Tage an, als sie das uralte Haus zur Flamm' gefunden hatte, war eine große Ruhe über sie gekommen.

Bernus, der ihre Liebe für diesen, ihm unbequem gelegenen Wohnsitz nie recht begriff, dem hatte sie sich so erklärt: Ich bin das erstemal schon hierher zurückgekehrt. Es war vielleicht Wiedersehensfreude, die ich fühlte. Es sah aus wie ein sehnsüchtiger Traum meiner Jugend, wie meine Ur-Heimstätte.

Marianne wandelte unter den Kirschbäumen weiter abwärts, hinab zu der Nußbaumwiese, ging durch den großen Obsthain an der Lehne des Berges immer den Wiesenpfad entlang auf und nieder.

In ihrer Seele war wundervoller Friede.

Droben beim Johannser, zu dem Baumgarten dem Nachtwächter Patz versprochen hatte zu kommen, saß er nun. Der junge Johannserbauer hatte vor ihm auf dem alten, viereckigen Tisch die Urkunden ausgebreitet.

So ein ehrwürdiger Hof dieses Sonnenlandes hat seine Geschichte.

Dieser Hof war einst Eigentum einer Tiroler Herzogin. Ein uralter Edelsitz, auf dem es einst reichlich zugegangen sein mochte. Die gewaltigen Kastanienbäume, die vor dem weiten Wiesenplan am Hause wie zerklüftete, grünende Felsen standen und die Last ihrer schwebenden Äste und Zweige mit der gewaltigen Laubmasse trugen, hatten auch noch andere Zeiten gesehen als die der bäuerlichen Mißwirtschaft hier oben.

Das Haus mit seinem langen, hohen Dach, den drei Bogenfenstern, dem gewaltigen Hoftor, gab auch heut' noch einen stattlichen Eindruck von großer Sommerfreude, den hier alle die stillen, weltabgelegenen Höfe machen, die ihr Lebtag in blaue Ferne schauen, auf in Sonnenlicht schwimmende Bergeszüge, auf ferne, strahlende Schneehäupter.

Diese Höfe besucht selten ein Fremder; zu ihnen gelangt man nur auf holprigen, beschwerlichen Bergwegen, die mit seit Jahrhunderten von Wind und Wetter und Wasserbächen abgeschliffenen Steinen gepflastert sind, die im Herbst mit Grasschöpfen beworfen werden, damit der Wanderer einigermaßen Fuß fassen kann.

Diese Höfe liegen in großer, feierlicher Einsamkeit, hoch oben im Sonnenlicht. Der Bahnzug im Tal gleicht, von



ihnen aus gesehen, einem schleichenden Räupchen, und doch hört man in dieser stillen, dünnen Luft die Tagesgeräusche.

Der, den hier der Zufall herführt, atmet Frieden, den scheinbaren Frieden der Natur.

In den öden, leeren Räumen des alten Edelsitzes, in dem so vielerlei Gelasse sind, daß der Bauer für jedes seiner Gerätschaften einen eigenen Raum haben könnte, geht es soeben nicht recht friedvoll zu.

In der uralten Badestube sind die Hausbewohner alle versammelt und sitzen um den Tisch, der mit den Urkunden bedeckt ist.

Des mächtigen grünen Ofens wegen, der auf vier starken Beinen steht, hat der Bauer dieses Gelaß zum Wohnraum gewählt. Es liegt auch bequem an der Vorhalle des Hauses, in der alles Gerät steht, der Wagen mit den zwei Rädern, dem grob geflochtenen Wagenkorb und den Schleifstangen, die die zwei Hinterräder vertreten, die einzige Art, wie ein Wagen auf den steilen, mühseligen Wegen hier benützt wird.

Im Badezimmer sind auf der Holzwand noch uralte Ölmalereien halb verkratzt und verwischt zu sehen, wie Edelfrauen einen Rittersmann baden, der in einer sargähnlichen Wanne sitzt. Eine Edelfrau reicht ihm einen Becher Wein an den Mund, die andern halten Tücher und Kleider. Tanzende Paare und wieder Sargwannen mit Deckeln, die nur den Kopf des Badlings sichtbar lassen, der von einem holden Weibsbild mit Wein und Brot gefüttert wird, Wannen, wie sie heut noch die Bauern in den Bauernbädern Tirols benützen.

In dieser vorweltlichen Badestube sitzen: der alte Johannserbauer mit seinem alten Weibe, die beide ins Altteil vom jungen Johannserbauern mit seinem jungen Weibe verdrängt sind. Diese sind beide auch gegenwärtig.

Am Ofen, auf der Ofenbank, liegt ein etwa zehnjähriges

krankes Kind, ein Mädchen. Neben diesem hockt auf einem Schemel, ein halbwüchsiges Mädchen, das auf einen kleinen Buben, der ihm zu Füßen spielt, acht gibt.

Baumgarten sitzt zwischen den Bauern.

Die zwei Paare liegen miteinander im Streit. Baumgarten hört gelassen zu.

Es handelt sich darum: die Alte hat Geld versteckt, so wenigstens behauptet der Sohn und die Schwiegertochter. Die Alte sitzt mit verkniffenen Lippen. Welsches Blut hat sie in den Adern. Das Gesicht ist scharf, die Nase gut geformt, die Augen voller Leidenschaft. „Muatter," sagte der Sohn, „sie sein decht ..." Er war heftig, aber sprach nicht aus.

„Schau, daß d' weiter kimmscht, talketer Bua. Moanst, i laß mi von dir an jeden Tropfen Milch und a jedes Bissel Brot vorzählen und gib no a Geld drauf? Na. 's Geld kriagt die Kirch und i die ewige Seligkeit dafür. Die tatst mi a no abzwacken? Und wann an ganzer Larm Burschen kam wie du — na!"

Der Hof stand auf dem Spiel. Bei der starken Verschuldung war Geld gekündigt. Und nun war guter Rat teuer.

Sie hatten schon lange auf die Alte eingeredet, schon tagelang und wochenlang. Die aber wollte nach einem abgerackerten Leben sich die ewige Seligkeit kaufen.

„Der alte Haggn, der narrete", sagte die Schwiegertochter gleichmütig vor sich hin.

Sie mochte schon manche saftige Redensart über diesen Fall haben regnen lassen, denn niemand, außer Baumgarten, achtete darauf; der aber sah das junge Weib ruhig an.

Das mochte der Bäuerin nicht behagen; sie stand auf und ging ans Fenster.

„Ja," sagte der alte Johannser, „die Alte ischt, wia sie ischt. Wann nur sie dem Himmelsvatter auf'n Schoß ze sitzen kimmt."

„'s ischt mei Sach", sagte die Frau. „Mei erstorbnes Geld



von der Mutter Schweschter und das Toten- und Krankenwartgeld.

Die Haut hab i mi mei Lebtag abschinden lassen für enk Bagagi."

„Jo", lachte der Johannserbauer, ein zaundürres Männchen, verschmitzt. „Sie hat das g'tan, was wir alle tun: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen; aber getuifelt wie dös Weibermensch hat koans; und wann sie für ihr Geld 'm Himmelsvatter auf 'n Schoß ze sitzen kimmt, steigt's mir auf'n Buckel, wann's ihm recht ischt — mir ischt's gleich.

I geh. I bleib nöt. I geh zum zweiten Sohn, zum Alois abi, meiner Seel, nach Matrei. G'schrieben hat er mir schon, daß i die Petroleumlamp'n mitbring und mein Totenschein, sonst nix.

Die Koffeemühl bring i mit, weil zum Bohnenkuien," er klopfte sich schelmisch auf den Mund, „die Zähn ausgegangen sein. Nur noch so'n paar alte Stallatschen hätt' i." Mit all diesem hatte er sich an Baumgarten gewendet.

„Die Koffeemühl, na, die bleibt do", meinte die Alte mürrisch. „Die nöt — du kannscht giahn, wann d' magst."

„Halt's Maul! Ma wird do no reden derfen? Du wirst schauen, wenn i davun bin. Wer loaßt denn, wann du tuifelst, Weibermensch?"

Das kannte Baumgarten schon, der Alte drohte immer mit seinem Fortgehen. Der letzte Trumpf war gewöhnlich: „An Allerseelentag komm i über Berg und Tal. Hab a an Bruder un an Vatter auf'n Freithof. I geh's a bissel auffrischen. Lang halt i mi damit net auf. Bei enk kehr i nöt ein, ös Tschotten, ös."

So war der Ton droben beim Johannser, seit es an allen Ecken und Enden nicht passen wollte — und seit sie wußten, daß die Alte ein Sümmchen versteckt hielt.

Die guten Leute waren von all dem zapplig geworden, so

etwa, wie die alten Tiroler Jungfrauen den „ledigen Unwillen“ bekommen.

Wir würden sagen, droben beim Johannser sind sie nervös geworden, auf ihre Art.

Sie tuifelten eben jedes auf seine Weise.

Baumgarten beriet mit dem jungen Johannser den Verkauf eines Grundstückes, das tiefer dem Tal zu lag. Sie schauten miteinander in den Urkunden nach — über dessen Schuldbelastungen.

Während die Alten sich mit ihren Angelegenheiten abgaben und die Köpfe zusammensteckten, plauderten die Kinder leise am Ofen.

Das kranke Kind sagte und bewegte beim Sprechen altklug die durchsichtigen, abgemagerten Hände: „Wann i stirb, kriag i a Kranzl an, und von Muatter das Tüchl vom Hochzeitsg'wand und Ring an die Finger.“

„Solangst als an Engel in der Totentruchen liegst, — woll; aber eh vor's die Truchen zuanageln, da nimmt dir die Muatter 's Tüchel und die Ringeln ab. Glaabst's nöt? Die sind zu guat für in die Erden.“

„Na, aber dös Kranzel nöt?“

„Was hast am Kranzel? wann d' in der Erden liagst? — Da schaugst, koaner siaht's.“

„Aber i hab's do“, sagte das kranke Kind ruhig.

„Aber bei uns tians Krapfen bachen.“

„Selm woll. — J aber kimm zum Himmelsvatter, der gibt ma, was i mog. Das Sterben freit mi“, sagte das kranke Kind behaglich.

„Dös wird di vergiahn. Dös tut grausli weh!“ meinte das andere.

Die alte Magd trat ein und schaute auf die Kinder. „Was treibt's ös?“

„Sie red, wann's sterben tat.“

„A so a Gagogala! 's Mariele stirbt fei nöt.“

8*

„An der Lungelsucht stirbt kein jedes“, sagte das ältere Mädchen wieder.

„'s Mariele nöt.“

„Woll, woll“, sagt's Mariele. „I stirb schon, i geh in' Himmelsgarten.“

„Baleibs nöt!“ sagt die alte Magd.

„Warwel, sie will auch in der Totentruchen, wann's in der Erden ischt, der Muatter Hochzeitstüchel anziagn und die Ringerln. Nöt, Warwel, dös geschiaht kein nöt?“

„Bischt g'stobn! 's Mariele bleibt do. Dös geben wir dem Himmelsvater gar nöt, akrat nöt. Das keinst von enk.“ Die Magd täschelt es auf die Wange.

„Muatter,“ rief das kranke Kind in Tränen, „die Warwel vergunnt ma in Himmelsgarten nöt.“

„A was!“ rief die Mutter, „da kann die Warwel nix machen.“

„'s geht zu End mit'n Hascherl“, sagte die junge Bäuerin scheinbar gleichmütig zu Baumgarten. „Drunten der Doktor meint, 's macht's keine zwei Täg nimmer. 's ischt hart; aber was soll ma dann mit so a Kitz tian. Dös war koa guata Muatter nöt, die dös 'm Kind nöt vergunna tat.

's Hascherl ist elf Jahre. Die beschte Zeit is um. Was nachher kimmt?“

Baumgarten schaute die Frau wieder ruhig und kühl an und dachte: eure herbe Luft da heroben ist doch gut.

Er stand auf, ging zum grünen Ofen und faßte die zarte, dünne, heiße Hand des Kindes.

„Geh,“ sagte er zu der Schwester, „laß mich neben'm Hascherl sitzen.“

Das Mädchen stand verlegen auf und machte ihm Platz.

„Das gefreit di, daß d' in Himmel kimmst?“

„Jo, dös g'freit mi.“

„Dös glab i. — I tat mi a frein, durch die Rosenlauben zu ziagen. — Und die Nagerlstöck! So a Madel wie du, das

hat sei Gartel dorten. Die Erden da oben is guldkörnig un leicht wie Seiden. Und wann d' ein Samenkörndel einisteckst, wachst's un grünt's un blüht, wie d' magst. Die Farb von den Bluamerln kannst du dir wünschen. Un feine Tischerln san gedeckt unter grünen Lauben — und feine Madeln un Buabn un schneeweiße Rösser, die aus goldnen Trögeln saufen — und was d' magst is da. Das ist das wahre Wunschlandl.

Und vorm Aveläuten schaut der Himmelsvatter über enk und denkt: auf Earden habt's euer Binkel Leiden brav g'schleppt, ihr liaben Hascherl. Nu habt's die Freiden da heroben. Gel, dös is fein?" Die großen Augen des kranken Kindes hingen an dem unregelmäßigen Männergesicht und sogen die Worte ein.

„Jo, dös ischt fein, Baumgarten, dös ischt fein", sagte es leise. „Und Schul? Gibt's dorten Schul a no?"

„G'wiß", sagte Baumgarten. „Hast gern g'sungen?"

„In die g'sunden Täg, woll."

„Schau, Gottes Engel in weißem Gewand lehrt enk Liadeln singen von Langes (Frühling) un Muatter Gottes Liadeln un a lust'ge Trutzliadeln. Lustig sein ist koa Sünd. Da heroben a nöt, un getanzt wird un g'spielt wird. Und alles so liab un guat und hoamlich."

Der alte Bauer mit seinem alten Weib und der junge Bauer mit seiner Bäuerin und die Magd hörten Baumgarten auch kindlich aufmerksam zu.

Der alte Johannserbauer, das spindeldürre Männchen, nickte dem sterbenden Enkelkind zu, wenn etwas in Baumgartens Worten nach seinem Herzen war.

Die Mutter trocknete sich die Augen. Es tat ihnen allen wohl, vom schönen Himmelsgarten, in dem Mariele bald spielen und singen soll, zu hören.

Für sie alle waren die schlichten Worte und Bilder, die der sonderbare Mensch dem Kinde auf dessen Sterbelager



sagte, hohe Kunst, die ihre Seele wie auf Flügeln von dieser harten Erde trug.

„Muatter," sagte der junge Bauer zur alten Bäurin, „aber d'ertrutzen sollten Sö do die Himmelsfreuden nöt. Das ischt so viel unfein."

„Laß sie," sagte Baumgarten, „wer sagt dir das?

Wie einer seinen Himmelsgarten erreichen will, ischt sei Sach, mei Liaber. Plagt die Muatter nöt so viel. Wir werden's schon machen auch ohne ihr erstorbnes Geld. Wann i enk einen Herrischen bring, dem ihr das untere Wiesenlandl verkauft, werd's schauen, was wir außaschlagen. G'nua zum Zahln und um ein andres Stück a noch z'ruckzukaufen, und i woaß enk oan. Nur: mit den Gockeln bei G'richt wollen wir nix ze tian kriagen.

I geh enk dö Tág zum Rapaunzer, der muß sei Kündigung a no auf a Weil zurückziagen."

„Und wann's nacha g'ratn hat, wie's ös moant's, was verlangt's ös?"

„Wann i dörfat in der Hallen dös gemalne Tafelwerk abmalen?"

„Ein guater Handel", meinte der Bauer pfiffig. „Nimmts nur, wann's ös wollt."

Baumgarten ließ die Hand eine Weile auf der feuchten Stirn des Kindes ruhen und sagte leise zu ihm: „Sei ruhig, Gitschele. A bisserl Not, wann kommt, halt's Köpferl hoch. A große Freiden muß allmal mit a wengerl Leid erkauft sein. Verstiahst."

„Sel woll", sagte das Kind matt und sanft.

Als Baumgarten seines Wegs ging unter den uralten Kastanien hin, haschte eifrig die alte Johannserin hinter ihm drein und rief ihn draußen vor der verfallenen Mauer, die Hof und Garten umschloß, an.

„I hätt a Bitt, Baumgarten, wann du zum Bäder-Hans aufsteigen tatst. Letz steahts mit ihm, i moan, er kinnt himmelen."

„A so," sagte Baumgarten, „ist er nöt alt genug zum Rasten?"

„Woll, woll. Der Totentruchen kimmt koans aus. Aber wann d' an paar chrischtliche Worte mit ihm reden tatst, wie mit unserm Mareili, wurd ihm gleich anderschter."

Die Alte stand, als wollte sie noch weiter sprechen, schwieg aber.

„Johannserin, i steig dir zum Bäder-Hans. A sakrischer Weg."

„Sell woll", meinte die Alte. „Vergelt's Gott." Sie stand und schaute ihm nach, machte ein paar Schritte, als wollte sie ihm folgen, — kehrte aber um und ging gebeugt dem Hause wieder zu.

Baumgarten schritt wohlgemut und leichten Herzens davon und dachte: es ist das einzige, sich wie ein Kind mit den Menschen und Dingen einlassen und nur selten in stiller Stunde sich in die Abgrundtiefe versenken. So wächst eins wie ein Baum tief ein und läßt den Wipfel im Winde schaukeln.

Sein früheres Leben strich an ihm vorüber, und er hatte nur ein Lächeln dafür.

„Wunderlich, wenn einer geht, wo ich gehe, ist's, als wenn alle Tore sich öffneten."

Zum Bäder-Hans war's wohl ein sakrischer Weg. Die Kastanien- und Nußbäume blieben bald zurück, die Birken und die Kiefern beherrschten das Erdreich, und die nur verknorrt und niedrig. Aber welcher Duft strömte dem zarten Birkenlaube aus. Welch ein Duft! — Und das Sonnenland rings umher! Bergesgipfel über Bergesgipfel, schwimmend in tiefgoldner Lichtflut. Die blaue Sonnenbahn! Eine einzige runde, mächtige, weißstrahlende Wolke kam feierlich wie ein Himmelsschiff daher gezogen.

Über das Bergmoor strich ein frischer, würziger Wind. Baumgarten blieb hin und wieder stehen und schaute und



atmete tief auf. Bäder-Hansens Häusel hatte keine fürstliche Vergangenheit. Es klebte am selten begangenen Weg hoch oben am Bergmoor, ureinsam.

Bäder-Hans lag auf verwahrlostem Lager. Ein alter Bauernknecht, mit dem's zu Ende geht, kann sich nicht viel vergönnen.

Einmal des Tags schaute die Valtliner Franzel von der Gratschleralm nach ihm, ein einschichtiges, armes Frauensmensch; aber immerhin.

„Guten Abend," sagte Baumgarten, „kennscht mi nöt?"

„Na", bekam er zur Antwort. Der Alte hatte kaum die Kraft, die Augen dem Eintretenden zuzuwenden. „Die Johannserin schickt mi, daß ich nach dir schau, wie's steht."

„Lummrig, mei Liaber, lötz in alle Schuh."

„Ma kennt's", sagte Baumgarten.

„Bischt schon versehn? I geh dir zum Kooperator."

„Das wann d' tätst! Bischt du nöt der Lamech — den sie unten . . ."

„Du meinscht den Lamech (den Lump)," half ihm Baumgarten, „den sie drunten in der Reiche haben? Woll, woll selbiger Lamech bin i."

„Du tiast dir leicht, Hallodri, hascht's beschte Leben", sagte der Todkranke matt, aber doch verschmitzt.

„Sell woll, mei Liaber."

„Guat isch's da unten, i wollt, mi hättens a drin. I lieg do gor so alloanig. Alloanig leben is nöt hart, aber alloanig sterben, mei Liaber. Nix woaß unserein un verstiat nix. Ma liegt in da Finster. Und a sell a Wind wie nachts hier giat, mei Liaber. — —"

„Versteast mi?" fragte Baumgarten.

„Woll, woll."

„Los! (hör zu) mei Liaber, ob d' alloan bischt oder nöt, das tuat nix zur Sach. Auch für dich ischt unser Herr und Heiland gestorben."

„G'storben ischt er?" fragte das alte Knechtlein mit schwacher, vertrockneter, zitternder Stimme. — „Jessas g'storben!" und schaute ganz betroffen auf Baumgarten. „Bei uns da heroben hört eins nie nix. — Und wanns alle drei hinwerden — uns sagt koaner nix. — Un ma verstiat's a net.

Wer ist denn jetzt dafür?" Der Alte grübelte mit Anstrengung.

„Wann oans aufi kimmt — ist dann oans do, daß man net immasunst anklocken tat?"

„Du wirst erwartet, mei Liaber", sagte Baumgarten beruhigend und strich dem armen Alten die Kopfkissen zurecht und die Decke und versuchte, ihm das Lager behaglicher zu machen.

„Und über jeden wird Buch geführt. Da brauchst koa Angst nöt zu haben. Alles ischt in bester Ordnung. Wann du kimmscht und klockst, na brauchst net zu meinen, daß d' lange warten mußt wie unten, wann d' die Steuern bringst. Für g'wiß nöt."

„Buch wird g'führt?" meinte das Knechtlein mit bedenklich bangem Ausdruck und schwach zum Verlöschen.

„Weil's Brauch ischt," sagte Baumgarten, „da brauchst koa Angst nöt hab'n. Buch wird geführt, damit vergeben werden kann. Vergebung find't alles, bloß dafür ischt der Himmelsvatter do, mei Liaber." So sprach er beruhigend weiter.

Das weltverlassene, sterbende Knechtlein flüsterte: „Selm scho." Der gebrochene Blick hing an Baumgartens Lippen, von denen Trost kam, der Trost, den das Knechtlein fassen konnte mit den schwachen Händen der armen unwissenden Menschheit.

Ehrfürchtig stand Baumgarten, denn er sah, daß er zur Stunde gekommen war, in der die Seele des dumpfen Knechtleins bereit wurde, sich von dem alten, gebrechlichen Leib zu trennen.



Baumgarten hielt die kalte, harte Hand.

„Kannst ganz ruhig sein, mei liaber Mensch", sprach er sanft in den Abschiedskampf hinein. „Du wirst erwartet."

Und er sah auf dem verrunzelten, kleinen Gesicht den großen Frieden sich ausbreiten, der nichts gemein hat mit allen Worten und allem Wissen und Nichtwissen dieser Welt.

Und als er sah, daß dieser Friede von dem mühseligen Gesicht völlig Besitz genommen hatte, ließ er die harte Hand los, legte das Knechtlein sanft zurecht und verließ das Haus, das am stillen Bergmoor, am selten begangenen Weg liegt.

Er ging, hielt den Hut in der Hand.

Der Abend war hereingebrochen. Die Berg- und Felsenwelt lag fahl in weiter Runde um ihn her. Der Himmel strahlenlos. Und hinter den graubleichen, fernen Felsen hob sich der noch scheinlose Vollmond.

Eine bleiche Welt.

Der Weg führte steil abwärts. Sehr kühle Luft wehte oben.

Baumgartens Seele war friedvoll, wie es die Züge des Knechtleins wurden, als der große Friede sich seiner erbarmte. Er ging seines Wegs nach der feierlichen Handlung froh und ruhig und voller Dank, daß er ohne Reue stand, wo er stand, nichts auf Erden lockte ihn, als das, was er erreicht hatte. Sein eignes Wesen war ihm recht. Er fühlte sich in sich selbst wohl und stand frei unter Gottes Himmel. Was Menschen geschaffen und geschieden, berührte ihn nicht. Frisch ging er darüber hinweg, wie ein Bauernbursch mit starken Sohlen über Geröll läuft.

Ein Lächeln spielte um seinen Mund, als er sich vorstellte, daß er so froh und frei wie der schönsten Heimat seiner Reiche zulief, dem „Bezirksgefängnis zum goldenen Zeitalter".

Auch er hatte einst gestanden, wo die Unbescholtenen stehen, die gute Gesellschaft. Er hatte mit all diesen sich streng von den Lumpen, den Erwischten, den Überführten und Gebrand-

markten getrennt und auf die verschlossne Welt der Schmach und Schande wie auf ein dunkles, widerliches Grab geblickt. Wer hinter dessen Tür verschwand, war auch für ihn ausgestrichen aus der Welt der Lebendigen. Die, über die er einst hatte richten sollen, waren seine Kameraden geworden, und er hatte sich mit kühler Überzeugung auf die Bank der Überführten gesetzt und hatte den Unbescholtenen, der guten Gesellschaft, den Rücken gekehrt.

Du wollest, lieber Herrgott, einem jeden seine Sünde geben, damit er demütig werde und von Herzen sanftmütig, — damit er Zorn belächle und Wichtigtun belache. — Sie langweilten ihn unsagbar, die Selbstgerechten. Wie jung und stark war er in seiner eignen Welt!

Nun ist er schon ein gutes Stück den steilen Weg hinabgestiegen. Vor ihm liegt wieder der Hof des Johannser Bauern, ganz verborgen unter den mächtigen Kastanien. Die Dunkelheit war mehr und mehr hereingebrochen. Die uralten Kastanienbäume lagen wie eine große, undurchdringliche Masse. Der Mond hatte seinen Schein bekommen. Die Maiennacht duftete. Ein kleiner Schatten löste sich aus der ungegliederten Masse der riesigen, breitästigen Bäume. „Aha," dachte Baumgarten, „da ist noch eins wach beim Johannser. Aber beim Johannser sieht mir doch niemand nach Nachtschwärmerei aus. Vielleicht vom Veltliner unten, da hat's junge Mägde und Knechte."

Baumgarten schritt stramm dem näher kommenden Schatten entgegen.

Jetzt lag der Mondschein breit über dem Weg. Baumgarten schritt durch den hellen Schein. Der Schatten aber blieb im Schatten stehn.

„Baumgarten!" rief's rauh und nächtlich, als auch er wieder aus dem hellen Lichte trat.

„Johannserin!" Da war's die alte Johannserin.



„Selig entschlafen ist der Bälder-Hans. Ich kam zur rechten Stunde."

„Vergelt's Gott in Himmel auf. I hab mers denkt, daß er himmeln tat. Die Krippen hat a nimmer z'ammg'halten. Vergelt's Gott! Baumgarten." Die Alte legte ihm schwer die Hand auf den Arm. Sie wollte sprechen, setzte an, tat einen Schnaufer und setzte von neuem an.

„Baumgarten, lus (höre): wann di aner dein Ohrwaschel reißen tat zum Niedersitzen, dös wär eppa dein Sach a nöt — wia?"

„Möcht i mer ausbitten."

„Gell ja! Aber i soll mir mei Geld außerderpeinigen lassen von die Meinigen. Sag's ihnen, wann mir an's a guates Wort geben tat."

„Ich nehme dich beim Wort, Johannserin."

„Gell, därfst, kimmts Mareili ungezahlter in Himmelsgarten, — probier i's halt a."

Baumgarten reichte der Alten die Hand.

„Johannserin," sagte er, „vergelt's Gott. Jetzt hast den Himmelsgarten kaaft."

„War nöt übel," brummte die Alte, „wann i unserm Herrgott ums Geld bring wegen dene Tschotten."

„Der laßt si nöt mit Geld zahlen wie unsereins. Unser Herrgott laßt si nichts abkafen, der will unser Herzbluat. I geh jetzt hoam. Vergelt's Gott."

„'s ist a koa Hoam für Enk, Baumgarten — dös. Daß es di goar nöt druckt. Wann kimmscht los?"

„In a Wochner sechs. Was soll mi drucken? die zwoa — drei Baschquillele?"

„Gar so viel unfein ischt's, Baumgarten."

„Unfein? O Jesus, Johannserin, 's gibt viel Unfeineres. I hab net g'stohln und hab neamand nichts getun.

Um die paar Baschquillelen wird der Himmelsvatter an Aug' zudrucken. Ihr doch auch, Johannserin? Und der

Bäder-Hans hat's a tan, hat gleich zwoa zuadruckt. — Vergelt's Gott, Johannserin. I hab gemoant, a Gitsch derwart sei G'spusi, wie i Enk stiahn sieh."

Die Alte lächelte: „Die Zeiten sein vorüber. Gute Nacht. Zeit lassen — Zeit lassen, Baumgarten."

Baumgarten lief jetzt mit großen Schritten dem Bezirksgefängnis zum goldenen Zeitalter zu. Die Zeit war wieder längst überschritten, und er hatte die gewöhnliche Strafe für unpünktliche Sträflinge morgen auszubaden, Holzhacken für das Bezirksamt. Nicht nur er war mit der Freiheit, seinen Beschäftigungen nachzugehen, gesegnet, auch die übrigen harmlosen Strolche genossen hier dieselbe Vergünstigung. Für Feld- und Gartenarbeit holten sich die Leute im Städtchen ihre Arbeiter oft aus dem Bezirksgefängnis, gaben ihnen einen geringen Lohn und geringe Beköstigung, die kein ehrlich im Städtchen Eingesessener sich hätte bieten lassen; aber sechs Uhr abends hatten sich alle beim Verwalter pünktlich zu melden.

Auf dieser Gesetzesbasis war also auch Baumgartens Freiheit gewachsen und war vom Bezirksrichter und dessen Kaiserlich Königlichem Büßer noch künstlich okuliert worden.

Aber auch für Baumgarten gab es Grenzen, und oftmals schon hatte er sich mit Holzhacken abfinden müssen. Gegen diese Beschäftigung wußte er auch nichts einzuwenden; davon abgesehen, daß die Sicherheit seiner Zeichenhand mehrere Tage darunter litt. Er aber hatte sich den üblichen Abschiedsgruß seiner bäuerlichen Freunde zu Herzen genommen. „Zeit lassen, Baumgarten, Zeit lassen." Er brauchte sich mit seiner Zeichnerei nicht unsinnig zu beeilen, denn er hatte noch andre Einkünfte. Während ihm die Hand vom Holzhacken zitterte, gab es mancherlei für ihn zu tun. Die Verwalterin ließ sich von ihm die Bücher nachrechnen, so manchen Brief hatte er für seine Mitgefangenen aufzusetzen, der Nachhilfe-

unterricht der Verwalterskinder war sowieso von ihm übernommen, und in solcher Zeit machte er auch am liebsten die Besuche bei seinen Klienten, die ihn gewissermaßen als Winkeladvokaten benutzten. Sein Ruf als Richter, wohlstudierter Herr und Kaiserlich Königlicher Büßer hatte ihm das Vertrauen der kleinen, einsamen Bäuerlein eingebracht, die oft in bittrer Armut verstreut an den Bergabhängen des Tals hausten. Sie alle wußten: leicht kommt der Mensch zu Fall, und ein zu Fall gekommener Berater in rechtlichen Dingen schien ihnen wie ein Sendbote Gottes zu sein, ein Mann, der ihre Not am eigenen Leibe kannte und zugleich alle Schliche und Pfiffe beim Gericht. Seine heimliche Anwaltspraxis war daher eine gar weit verzweigte. Und für ein „Knollele Butter" und ein paar Dutzend Eier gab er den Leuten sein ehrliches Herzblut hin. Er studierte im Arbeitszimmer des Bezirksrichters die Fälle der armen Teufel mit glühender Hingabe und machte seinem Freund, dem Richter, das Leben oft schwer genug, machte ihm Müh und Not, mehr als diesem lieb war, denn er rüstete seine Klienten so gewaltig und spitzfindig zu ihrer Verteidigung aus, daß so ein von Jonathan Baumgarten zugerichtetes Bäuerlein für den Bezirksrichter ein harter Brocken wurde.

Marianne war auf ihrer Wanderung vom Obsthain wieder unter die Nußbäume gekommen, da begegnete ihr Baumgarten.

Als dieser Marianne Gamander des Wegs kommen sah, er erkannte sie sofort im Mondschein, war sein Entschluß gefaßt, wenn es sein müßte, drei Tage hintereinander Holz zu schlagen. Er begrüßte sie lebhaft und fühlte am herzlichen Druck der Hand, daß auch sie die Begegnung freute.

„Sie kommen aus den Bergen?" fragte Marianne.

„Wie man's nimmt," sagte Baumgarten, „ich habe wenigstens dreie aufsteigen sehn, die kleine Gitsch, die in den Himmelsgarten wollte, und ein Knechtlein, was droben seine Lebenssteuern zahlen sollte und sich Sorgen machte, und dann

war noch ein altes Weib, das sich hoch oben seinen Himmelsgarten kaufte."

Baumgarten erzählte Marianne, was sich droben zugetragen hatte.

„Wie schön", meinte sie. „Was für ein gutes Leben Sie führen."

„Wie man's nimmt . . ."

Sie gingen miteinander unter den Nußbäumen hin. Im Nachtschatten leuchteten helle, zitternde Mondlichter. Von tiefem Dunkel traten sie in helles, scharfumgrenztes Licht, um wieder in tiefem Schatten zu verschwinden.

„Sei es, wie es sei", sagte Marianne. „Sie sehen aus wie jemand, der das tut, was er will."

„So?" meinte Baumgarten.

„Sie aber führen Ihr Leben nicht, weil Sie nach Tollheit und Verrücktheit verlangen? Sie haben tiefere Gründe?"

„So, meinen Sie," sagte Baumgarten, „wie kommen Sie zu dieser guten Meinung?"

„Wir würden hier nicht zusammen gehen, wenn dem nicht so wäre. Ich traue mir selbst felsenfest darin, daß nur eine gewisse Art Menschen mir näher kommt. Ich traue mir selbst, wenn ich anderen traue." Das sagte Marianne mit der ihr innewohnenden Vornehmheit, die ihr die Macht über die Menschen gab.

„Wir können also miteinander verkehren wie zwei Ebenbürtige, ganz einfach ohne Redensarten. Sie trauen mir also? Dann wäre ja eigentlich alles schon erledigt."

„Ja", sagte Marianne.

„Also bin ich Ihnen gegenüber ein vollkommen freier Mensch, frei von Redensarten und Entschuldigungen und Worten!"

„Ja", sagte sie wieder.

„Also, ich kann mich durchleuchten wie vor Gott, unserm Herrn?"



Es tat ihr wohl, daß er so sprach, und sie fühlte, daß, wenn es angegangen wäre, er sie einen Blick in sein ganzes Wesen hätte tun lassen, und daß er ungern die schwierige, mühselige Wortleiter anlegte.

„In einer andern Welt sind uns vielleicht Worte erspart," sagte sie, „schon hier brauchen wir sie ja nur im Notfall. Wir sind freilich fast immer im Notfall. Aber im eigentlichen, tiefen, wahren Leben, in dem die Seele über den Körper siegt, sind sie ja auch hier nicht nötig."

„Ja, das eigentliche, wahre Leben," wiederholte er, „wer kennt's! — 's ist auch durch Herzblut bezahlt wie der Alten ihr Himmelsgarten. — Wenn Sie's kennen, haben Sie sich's verdient."

„Wer durch die Kultur gepeitscht wurde, lieber Herr Baumgarten, nur der weiß, was Natur ist. Und Natur ist wohl das wahre Leben."

„Wie man's nimmt. Natur ist einfach alles, oder meinen Sie, Kultur ist nicht Natur? — Ach, lassen wir's! Gescheit reden ist das Dümmste. Wenn ich mich durchleuchtete und meine Seele klar wie Kristall vor Ihnen läge, was hülf's? — Alles dummes Zeug! — So du nicht wirst, wie der andre, ist der andre für dich einfach nicht da. Liebe, schöne Frau, man redet immer in die Luft. — — Es sei denn ... Aber wozu? Luxus. — Dummheit! Man hat nichts auf dieser Welt als seine eigne unsterbliche Seele — oder sterbliche — — wie Sie wollen. Im Grunde kommt's auf eins heraus."

„Nun", sagte Marianne, „und wenn Sie sich durchleuchten, sagen wir für nichts und wieder nichts — oder weil eine gute Seele neben Ihnen geht — was tut's? Leuchten und hell sein ist schön, auch wenn der andre nur das Leuchten sieht und nicht versteht."

„Es war eine Zeit — warten Sie —", sagte Baumgarten herb. „Warten Sie. — Ich hielt etwas auf Bügelfalten —. Zylinder, Gehrock — hoher Kragen — und so weiter. Alles

natürlich aus ersten Quellen. Ich hätte gemeint, wie man so ist, daß ich in die Erde sinken müßte, wenn ich in einem uneleganten Rock auf der Straße mich hätte zeigen müssen. — Einerlei!“

Er schwieg, hatte sein weiches, graues Hütchen abgesetzt und preßte es zwischen den Fingern.

„So fängt meine Durchleuchtung an. Hübsch? Überhaupt, ich hielt etwas von mir. Das ist nichts Besonderes. — Man liebt sich, wie man auch ist. Mir ist auch jetzt der Baumgarten angenehm, mehr als angenehm — ich liebe ihn, schätze ihn — er ist mir urnotwendig. Alles Gute, was ihm geschieht, streicht mir natürlich sehr angenehm übers Fell. — Den Baumgarten von damals behandle ich von oben herab wie'n Kalb. — Ganz mit Unrecht, aber man ist einmal so. — Die Vergangenheit wird immer etwas lächelnd abgetan, als ob man mehr geworden wäre. Jawohl!

Die Familie? Natürlich seit Generationen Juristenfamilie — etwas ganz Besonderes.“ Er seufzte, als wollte er sich selbst aus einem Brunnen holen.

„Wir hatten einige Minister im Familienkasten, Geheimräte, zahllos. — Wissen Sie, wie 's so eine heilige Familie haben muß. Kennen Sie das, was man eine heilige Familie nennt? Das sind wir natürlich noch, ohne zu übertreiben. — Über mich ist selbstverständlich Gras gewachsen. Ja, kennen Sie solche Leute?“ fragte Baumgarten. „Natürlich, — wie frag ich denn? — Sind ja eigentlich alle so. Die übrigen sind mit dem Fingernagel wegzuschnippen. — Nicht der Rede wert. Ihren Klex hat jede Familie. Gewiß.“ — Baumgarten schwieg, brannte sich seine Zigarette an. „Zu meinen Lastern gehört, daß ich rauchen muß. — So sich selbst wieder ausgraben, ist gar nicht leicht. Bei uns war die Mutter der Klex, ihre Familie war minder. Unbekannter Maler der Vater — so ziemlich unbekannt — Pionier einer Kunstrichtung, die erst nach seinem Tode aufkam, — Märtyrer. — Ja — sie



hatten was! Es war das was ganz Gutes! Einer Beamtenfamilie ist eine Künstlerfamilie immer unheimlich — und mit Recht. Ja, das können Sie freilich nicht verstehen, ich müßte es Ihnen mal in einem guten Satz sagen. Haben Sie je gefunden, daß einer vom andern etwas weiß und versteht, was bei ihm nicht gerade ebenso ist? auch nur das Allergeringste? Lauter dummes Zeug, nichts wie Unsinn. — Ganz unmöglich. Jeder lebt wie ein Einsiedlerkrebs; nicht einmal sein Junges ist eigentlich ein guter Bekannter von ihm — Gott bewahre. Auf irgendeine Weise reißt man sich gewissermaßen ein Stück von sich selbst los, das wird lebendig, wird fremd. — Und das Junge wird wieder ein Einsiedlerkrebs. Jawohl — ich wollte aber etwas ganz andres sagen. So ein Klex in der Familie wird, um sich Liebkind zu machen, päpstlicher wie der Papst. Das können Sie sich vorstellen. Der einzige Sohn natürlich Musterknabe. Alles vollkommen in Ordnung, kein Wort zu verlieren. Das Bewußtsein, einer heiligen Familie zu entstammen, wälzte der arme Klex, die Mutter, schon auf sechsjährige Schultern. So, also ein Einsermensch! So werden die Einsermenschen gemacht. Ein Einser! Lauter Einser! Der Traum, das Ziel, die große Suggestion. Im Schweiße seines Angesichtes lebte er, — verdammt zum ausgezeichneten Menschen. — Ja, ja, wie soll ich mich denn nur ausdrücken?" Er fuhr sich durchs Haar. „Ausgezeichneter Mensch! Angestrengtes Tier. Das können Sie freilich nicht verstehen — da müßte einmal wieder ein ordentlicher Satz her; — aber — ah — lassen wir's! Liebe gnädigste Frau, Sie gehen so neben mir her, wie aus einer anderen Welt. — Es stört mich ordentlich, daß Sie gut von mir denken."

Marianne lächelte nur, ohne Antwort zu geben.

„Das Tier kennen lernen! — dann erst den Menschen. Verstehen Sie mich nur! Wie anders sieht Herr Mensch dann aus! Ungeheuer einfach in jeder Beziehung. — Un-

geheuer überreizt, verzerrt in jeder Beziehung! — Ich mache meine Reverenz. — Manchmal gelingt's großartig. — Manchmal — na —! Sie wissen, — ein Hund ist dressierbar; ist also kein vornehmes Tier. — Eine Katze? — Ah! Alle Hochachtung. — Noch nie gelang's mit einer Katze! Das Tier Mensch, das dressierbarste! Schamvoll, das von allen Geschöpfen Himmels und der Erde unvornehmste. — Na, lassen wir das. Weiter: das unvornehmste Tier lebte im Schweiße seines Angesichts, stöhnte vor Vortrefflichkeit, — jagte Einser, — ging auf in Einsern, — sah nicht, hörte nicht, fuhr wie auf Geleisen dahin. Sie hätten es daheim mit Ehren, — ich weiß nicht, — genudelt, wenn Platz gewesen wäre — und Zeit. Die Jagd nach Einsern, die Dressur, nahm alle Kräfte. Eine langweilige Geschichte, da hören Sie's nun bei herrlichem Mondenschein. — Albernes Zeug. — Stumm nebeneinander hergehen und einander verstehen! Sagten Sie das oder ich? Ja. — Sowie die Sprecherei beginnt, ist's aus. Alle Schönheit ist hin — wie in der Liebe. — Gott sei dafür gepriesen, daß höchste Liebe stumm ist. Er hat den Schwätzern doch etwas gegeben, was über die Riesengeschwätzigkeit hinausgeht. Doch! — Doch! — Sonst.

Also: sein Essen, seine Wäsche, Kleidung, Betragen, tadellos. Der Unangreifliche! Der Gipfel der heiligen Familie gewissermaßen. Sie kam durch ihn in Blüte wie die Aloe. Schade, Minister hatten sie schon gehabt. War nichts Neues. Vielleicht Ministerpräsident! Das war noch nicht. Wäre er leicht zu dressieren gewesen! Aber, — aber. — Es war etwas in ihm, das wandte sich bei der Dressur. War's Schwerfälligkeit? War's Katzenart? War's Dummheit? Was weiß ich? — Eine Quelle von Leiden. — Fragt seine Nerven, wie sie sich gewunden haben. Überhaupt fragen Sie doch einmal das Blut all jener Bürschchen, was es über die ganze Teufelsgeschichte sagt. Die Sache geht weiter. Nehmen

wir ein Bild — so etwas — zu Hilfe. Man will einen Mann, der von selbst nicht stehen kann, zum Stehen bringen. Sie wollen ihn deshalb mästen. Es kommen die berühmtesten Metzgermeister und bringen ihre Beffsteaks und Filets. Er schlingt, was er bekommt, führt Buch über jeden Bissen, prägt ihn sich ein, und wenn er Jahr und Jahr geschlungen hat, dann kommt er vor die höchsten Richter, vor denen er beweisen soll, was er verschlungen hat. Da muß er Rechenschaft geben über jedes Pfund und wieviel Ochsen er schlang. Kann er das alles beweisen, so ist's in Ordnung, auch wenn er das Stehen nicht lernte.

So ein Unsinn, nicht wahr? Ich schlang und schlang, da war kein Lieferant, der mir nicht geläufig gewesen, da war auch kein unregistriertes Pfund! Auszeichnung! Referendar wie Assessor großartig!

Ob ich wirklich stehen kann, hat mich keiner gefragt. Ich habe nur referiert, was mir geliefert wurde. Die Zubereitung, meine Gnädige, von einer Stütze des Staats ist ganz merkwürdig.

Man war jetzt dabei, dem Herrn eine Braut zu suchen.

Durch ganz besondere Protektion wurde er sehr früh Staatsanwalt. Vater, Mutter, Rührungstränen! Alles schwamm. Sie taten, als sollte für die große teuflische Mühe einer ganzen Jugend nun tausend Jahre in Freuden gelebt werden. Unter allen Tieren Himmels und der Erde, das dressierbarste! — Das unvornehmste! — — — Lassen wir's. — Nicht hinschauen!

Er büffelte, büffelte, stöhnte, klügelte. Ach, so ein Kerl! Seine erste staatsanwaltschaftliche Handlung! — Mein Juristendeutsch hab' ich doch gut verlernt? — war, einen Meineidigen zu überführen, einen Meineidigen, der wegen einer Ehebruchsgeschichte in den Verdacht des Meineids gekommen war. Die Frau, die er liebte, hatte er schützen wollen. Sagen Sie, liebe gnädige Frau, ist es denn möglich, gibt's wirklich so dressierbare Tiere unter diesem Himmel, denen sich

die Federn nicht sträuben und der Pelz, wenn ihre Liebe, ihre wirkliche große Liebe — immerhin ihr Bestes, vor die Polizei geschleppt wird, mit Polizei etwas zu tun hat. Nur ein ganz dressiertes Haustier konnte das geschehen lassen. Nur ein Tier, das kein braves Tier mehr ist, dem sich keine Feder und kein Haar vor nichts mehr sträubt." Er hielt ihr mit zwei Fingern gewissermaßen ein Büschel Haar oder Federn hin. „Verstehen Sie?"

„Ja", sagte Marianne.

„Ja," wiederholte Baumgarten, „als ob das selbstverständlich wäre! Sehen Sie doch hin, was die Dressierten aus der Liebe machten. Wollen Sie noch weiter hören oder nicht, eine sehr dumme Geschichte."

Marianne antwortete nicht, und Baumgarten wartete auf keine Antwort.

„Da machte sich der große Einsermensch, der ausgezeichnete, an die Ehebruchsgeschichte des ‚Andern' wie an einen Strickstrumpf. Fertig! Los! Alles runtergearbeitet. — Wie ich ihn sitzen sehe, den großen Esel mit seinem Biereifer! Wie auf Geleisen fuhr er wieder dahin — eingefahren — unentwegbar. Nur eine einzige Entgleisung! — Aber — jawohl, — eine Entgleisung! Verhältnismäßig kommt's selten vor. Nie eine Zurücksetzung! Immer vortrefflich! Los. — Warten Sie nur, wie er seinen sogenannten Verstand spitzt. — Alles schnüffelt er auf — schnüffelt — schnüffelt — wie ein Trüffelschwein! Schwätzerei! Gierige Schwätzerei mit den Zeugen. Für meinen Geschmack schamlos — wie ein Bluthund auf der Spur, — die Zunge heraus — lechzend — nur weiter — weiter — weiter. Die Gier im Auge, recht zu haben — zu fangen — zu zerreißen. Damit will ich nicht sagen, daß es nicht so sein muß. — Es gibt keinen andern Weg. Die Menschen verdienen, was sie haben. — Ich bin auch kein Weltverbesserer; — nur Gott behüt: die Hände im Durcheinander der Menschen nicht mehr dabei haben. Der Unübertreffliche

wollte sich selbst übertreffen. Musterknabe wollte er auch hier sein. — — Warten Sie, warten Sie!" Baumgarten wehrte ab, als hätte Marianne etwas gesagt.

„Wie ein Guß Scheidewasser wollte er sich über die sträfliche Liebesgeschichte ergießen. Sagen wir künstlerische Schaffenslust! Eines anderen Liebe, vielleicht edelster Art, mußte er durch allen Schmutz der Gassen ziehn, wie so ein Hund einen Fetzen zieht, das sieht man ja oft. Er mußte dieses Ding so ekelerregend machen, durch sein Zerfleischen und Gezerre — wie nur möglich. Dieser meineidige Ehebrecher sollte bis auf den Grund der Seele bloßgelegt werden. Rettungslos! Die Kleider in Fetzen heruntergerissen! Die ältesten Richter sollten sich Blicke zuwerfen.

Zu Hause hatte er gebadet, ehe er ging. Nachts hatte er nicht gut geruht vor Eifer. Vordem er ging, hatte er auch ein paar Gläser Champagner getrunken. Auf dieser lustigen, gedankenlosen Welt geht man mit Segenswünschen zu allem möglichen. Seine Mutter, der arme Klex, hatte das besorgt. Hatte hinter ihm dreingebetet. Sie war es ja auch, die das Wunder von Sohn zustande gebracht hatte. Die ihn zur Einserhetz mit Tränen, Strafen und Liebkosungen getrieben.

Gebadet. Ganz sauber. Gesegnet, stand er nun da. Im Talar, im Barett. — Ausstaffiert. — Fertig. Glänzte. Nicht hinschauen, wo sich etwas spreizt. — Gar nicht hinschauen. Er spreizte sich. — Ich spreche nur von ihm. — An ihm gefällt's mir nicht. — Andere sollen, müssen sich spreizen. — Notwendig. — Vortrefflich. — Ganz in der Ordnung. Muß sein. Der arme Sünder hatte einen Verteidiger, wie man sie durchschnittlich findet, soweit erträglich, ganz ordentlich und anständig. Er kämpfte natürlich auch für sich selbst; aber doch nicht so wütend für sein eigenes geliebtes Ich wie der Musterknabe, nicht so im eigentlichen Sinne für sich selbst. Er war schon in einem gewissen Trott und machte seine Sache recht bürgerlich gut.

Ja, gnädige Frau, so sind alle am erträglichsten, alle, — überall. Bürgerlichkeit im Tun und Lassen ist das vernünftigste auf dieser Welt der ungeheuern Gegensätze. Haben Sie je so einen rufen hören: Mein Gott! Mein Gott, weshalb hast du mich verlassen!? — Nie. — Nein. — Gewiß nicht!

Der neugebackene Staatsanwalt aber, aus der heiligen Familie mit den Traditionen ... — Zeit lassen — Zeit lassen, Baumgarten! ... es versteht dich doch keiner! Verzeihen Sie; aber ich hatte immer gefunden, daß alles Sich-verständlich-machen-wollen nichts nützt. Entweder man versteht einander, oder man versteht einander nicht. Also: da steht der im Talar und Barett — und da — da — steht der arme Sünder. Der im Talar schreit auf ihn ein. Er wälzt sich gewissermaßen auf ihn. Talar ist schon eine ungeheure Sache! Eine Lawine von Machtideen, Übertrumpelungsidee. Der neugebackene Staatsanwalt, mit dem grauenhaft trainierten armen Hirn, das nie gedacht, gelebt, nur immer gesogen, gesogen, gesogen hat! Ein Vampir, wie er über das Opfer fällt; und das gemarterte Hirn arbeiten läßt! Wie eine feine, unaufhaltsame Maschine wühlt er, mit unmenschlicher Gleichgültigkeit und Sachlichkeit, in den intimsten Angelegenheiten seines Nebenmenschen.

Jagd — verzweifelte Jagd! Wie er sein Wild zu hetzen weiß!

Das war kein armer Mensch, der bis ins tiefste Bewußtsein gequält da vor ihm stand. — Ein Fall war's, auf den er losgelassen war. —

Ja, er ergoß sich wie Scheidewasser über ihn. Wehe dem, der so als Privatmann an seinem Nächsten handeln würde.

Wie im Traum war's ihm, als würfen die ältesten Richter sich wirklich Blicke zu.

Erquickung! Sein Eifer raste. Das Opfer mußte in die furchtbarste Enge. Lautlosigkeit um ihn her. Zum letzten Schlage brauchte er bloß auszuholen. — Da — da —! Ja,



was geschah — da! Da lächelte der arme, gehetzte Teufel, lächelte ihm ins Gesicht. — So wundervoll hat noch nie im Leben des Ausgezeichneten ein Mensch gelächelt. — Und dies Lächeln sagte: Was tat denn ich, du Tor? — Was aber tust du?

Wie im tollen Rasen war der wahnwitzig Vortreffliche an einen Fels geprallt — geprallt — geschleudert. — Erschütterung!" — Durch Baumgartens Gestalt ging der gewaltige Stoß ganz augenscheinlich. Seine Hände krampften sich, sein Körper und seine Seele litten den Stoß.

„Höchste Verwirrung! Die überreizte, überheizte Maschine! — Ein Knacks! — Gott weiß wie — — —. Und ich glaube, aus der Familie meiner Mutter wogte das gewaltsam unterdrückte Blut meines Großvaters, des fröhlichen Märtyrers in mir auf. In dieser Stunde versiegte das Blut der heiligen Familie, und das Blut der Mißachteten schlug Wellen."

Baumgarten ganz versunken: „Da steht der Sünder, bereit, den Streich zu empfangen, — da — der in der Robe, — der den Strafantrag schon auf den Lippen hat. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Alles atemlos. Nur das Opfer gefaßt — mit einem Ausdruck wie aus einer Welt, die über die schweren Dumpfheiten der unsern schon hinaus ist.

Der in der Robe mit aufgerissenen Augen. Was geht in ihm vor? Der Strafantrag! Der Strafantrag! Was um Gottes willen hat er! Die Sache ist in Ordnung, der Mann ist seiner Schuld überführt. Man schaut. — Unruhe — Bewegung. Mühsam die Worte herausstoßend, sagt er sinnlos — unzusammenhängend mit allem, was er bis zu dieser Stunde geglaubt und erkannt hatte: Ich beantrage Freisprechung."

In Marianne Gamanders Seele leuchtete ein wundervolles Gefühl auf, sie reichte ihm die Hand hin, er faßte sie,

hielt sie in der seinen. Marianne sagte voller Leben und Mitempfinden: „Ich verstehe die Bewegung Ihrer Seele in jener Stunde, ich verstehe den Ausdruck mißhandelter, gefangener Kräfte; — man wird von Ihnen aber sagen, daß Sie ein unklarer Rebell waren, der verworren gegen Recht und Gesetz sich auflehnte — das aber ist es nicht: Sie standen dem großen Menschenleid gegenüber, der geschlagenen göttlichen Seele, deren Lächeln Sie erschüttert hatte. Nein, Sie sind kein Weltverbeßrer! Gottlob nicht. Mit gutem Gewissen können wir jetzt", meinte Marianne, „schweigend nebeneinander hergehen." Und sie gingen miteinander, wenn auch nicht stumm, doch ebenso gut und ebenso deutlich wie stumm. —

Er fühlte ihr Verstehen. „Auch? —" sagte er, „gnädigste Frau, wenn der Einsermensch — erst recht zum Einser wurde? — Strolch erster Güte? Auch dann? Der Staatsanwalt, der Vortreffliche, in Keiche Nr. 3. Da liegt einiges dazwischen, das Ihnen fremd sein dürfte?"

„Fremd in der Gesinnung ist der Weg mir nicht", sagte sie ruhig.

„Als ich Sie zum ersten Male sah, wie Sie den beiden armen Kerlchen halfen, sah ich aus Ihren Händen Strahlen kommen wie Ährenbündel; da schon war es mir, halten Sie mich nicht für unverschämt, als müßt' ich einmal dies allen unverständliche Leben vor Ihnen ausbreiten wie einen Garten und sagen: ‚Schauen Sie, schöne, sommerliche Frau — was alles hier wächst und wachsen möchte! Heiligen sollte sich der Garten vor Ihnen. Dornen, Dornengesträuch, Giftpflanzen und Unkraut. Unfruchtbarkeit für alle. Vor den Augen der sommerlichen Frau mit den Strahlenbündeln sollte der Garten blühen und Früchte tragen. Sie sollte darin ernten und pflücken dürfen, was sie nur wollte. Verlacht, verhöhnt von allen, die mir zugehörten. — Begreiflich. Gar nichts dagegen einzuwenden. Die vornehme Frau sollte

aber sagen: laß dich's nicht kümmern. — Laß sie lachen. Laß sie's für verloren halten, dein Leben. Hast du einer kleinen Gitsch, heut', den Himmelsgarten versprochen und ein elendes Knechtlein getröstet, das ist soviel wert, als hättest du ——— na, — sagen wir — sagen wir, als wärst du — Wirklicher Geheimrat geworden."

Marianne hatte lauschend zugehört, — lauschend. Auf den andern lauschen war ihr Lebensberuf geworden; aber dieses Lauschen jetzt war ein Hingerissensein, ein Glücksgefühl wie noch nie, ein entzücktes Sich-selbst-im-andern-wiederfinden. Sie sah ihm in sein bewegtes, schönes Menschenantlitz, und in der großen, warmen Aufwallung ihres Herzens strich sie ihm mit einer fast mitleidigen, fast mütterlichen Zärtlichkeit über die Stirn. „Daß ich einen Bruder fand! Art von meiner Art — einen Bruder!" — sagte sie leise.

„Gnädigste, liebe, schönste, sommerliche Frau!" Baumgarten stammelte diese Worte. Er faßte ihre beiden Hände. Er war tief erschrocken.

Die Berührung dieser weichen, lebendigen Hand, das zarte, seidene, duftende Gewand hatte ihn in Verwirrung gestürzt. „O, mein Gott! Mein Gott!" Er küßte Mariannens Hände in Erschütterung; diese beweglichen, wohlgepflegten Hände zu berühren, tat ihm so gut. Er dachte: da bin ich in die schroffe, karge Welt gelaufen, aus der Welt des Scheins, und nun, das erste, süße Weiche, das mich seitdem berührte, kommt aus jener abgeschüttelten Welt zurück. „Verzeihen Sie — verzeihen Sie!" sagte er. — „Lachen Sie nicht, ich bin zu häßlich, hart gewöhnt! Mir ist's, als wären Sie in Rosenblätter gekleidet, solch weiche, kühle Gewänder! Sie duften nach Rosen. Ihre Hände — Ihr Haar!

O, zu etwas Einzigem können Frauen werden! Aus dem schwer beladenen, armen Tier machen sie selbst etwas so Leichtes, — Blumiges, was doch schaffen, helfen, erlösen

kann — ein Wesen, wie es Gott selbst nicht gedacht hat. Ich entsinne mich, mit welchem Schauer ich als Knabe in meiner Mutter duftende Kästen schaute, als wären darin Zauber verschlossen — und ob es Zauber sind!"

„Sie kindischer Mann!" sagte Marianne lächelnd, „da leben Sie abgrundtief, sind ehrlich zum Schwindelndwerden, zum Erschrecken, haben gehandelt wie ein altindischer König ..."

„Und bin ganz zerknirscht, nicht aus Reue — bewahre. Aber — das Schönste, — das Süßeste, das Einzige — kenne ich nicht — ein Geschöpf wie Sie! So ganz lebendige Seele. Leib und Seele voll Leben und Wahrheit und Güte und eingehüllt in sanfte, kühle, duftende Kleider, — ganz Wonne für den, der's ganz versteht. Auf dem großen Sumpf schwimmt ihr Wenigen wie herrliche Blumen."

Marianne sah des fremden Mannes ausgeprägtes Gesicht im Mondlicht von großer Sehnsucht ganz verändert werden. Das Gesicht sah so jung, so verlangend, so bedürftig nach Geliebtsein und so vereinsamt aus.

Er war aus der Welt der fein Grausamen, der fein Schlechten, fein Dummen, der Verwöhnten geflohen, der Überkultivierten, der Kalten, Klugen, Berechnenden, die ihr menschliches Elend, ihre Raubtiergelüste in angenehme Formen gebracht haben, die die Kunst, gleichgültig zu lächeln, lernten. Dieser Flieher, der unter Bauern und Vagabunden nach dem Herzschlag der heiligen Natur gesucht hatte, der alles von sich geworfen hatte, um das zu finden, wonach er dürstete wie nach einem Trunk aus dem Brunnen des Lebens, bekam in diesem Augenblick den Ausdruck leidvollster Überfeinerung, hinsterbenden Verlangens der Seele, der nichts genügte, nicht Natur, nicht Kultur, nichts, was sie nennen konnte.

Er trug in dieser Stunde die Züge des suchenden, gequälten, überzart gewordenen Menschen unserer Tage, den alles mit Widerstreben erfüllt, der nur in einer einzigen

anderen Seele seine Heimat finden kann. Und so sprach er von Sehnsuchtsfeuer brennend nach diesem wundervollen Gut dieser Erde.

„Verstehen Sie mich! Ach, verstehen Sie", schluchzte er fast auf: „Ich bin nicht sonderbar! — Es könnte Ihnen so scheinen! Es muß Ihnen so scheinen! — — — Es ist aber alles so einfach — so ureinfach! — Wieviel freie Menschen gibt es denn? Sagen Sie? Sah oder fühlte ich je einen bis jetzt! — Was heißt wohl freier Mensch. — Was denn? — Vielleicht wach! — lebendig! — lachend! — ungebeugt — ganz vornehmer Kerl — voller Glut und Willen. — Kann der aber Richter oder Henker werden? Nun sagen Sie selbst — wie hätte ich's denn weiter mittun können, als das fröhliche Märtyrerblut meines Großvaters in mir aufwallte — wie denn? Ein Ekel gegen alle Talare stieg in mir auf. Bei dem Gott, den ich meine, mich befiel die Sehnsucht nach denen, die irren.

Es ist alles in Ordnung, muß so sein, was die Menschen im Zaum hält, Gesetz und Recht! — Alle Achtung und Hochachtung, eine Peitsche für Bestien — eine Schablone, die auf alles Lebendige gedrückt wird — was in die stachlige Schablone nicht paßt — — einfach abgeschnitten! — Muß so sein! — Ist notwendig. — Aber mittun! — Mögen's die andern tun. Mir paßte es nicht! Trotz aller Dressur und allen Urahnen, das Richterliche steckte nicht in mir. Noch einmal hätte ich nicht schamrot werden können vor dem Blick eines armen Sünders, und gäb's auch nur noch einen solchen armen Sünder mit solchem Blick auf Erden. — Ja, Gott gebe uns allen unsere Sünde, damit wir barmherzig werden und von Herzen demütig! — Begreifen Sie mich! Kein Faulpelz bin ich, kein Phantast, — keiner, der in Absonderlichkeiten schwelgt. Es sieht vielleicht so aus. Ein ganz einfacher Mann, der mit Freuden arbeitet, mit Freuden lebt, der hilft, wo er kann, der nichts verlangt, nicht Dank und

nicht Ehre. — Wenn meine Kollegen wüßten, wie leicht, wie übermütig ich durch diese Welt gehe!

Welcher Mensch auf Erden ahnt das! Und es war nichts nötig, um es zu spüren, als sich durchwehen zu lassen vom frischen Winde, bis alles Gehüder und Gezüder fortflog.

Ich weiß, jeder ordentliche Mann trägt eine Etikette. Es muß alles darauf stehen, was darin ist oder war. Ich weiß, daß ich unter die etikettierten Flaschen nicht mehr gehöre; aber ich weiß, daß in mir Gluten und Freuden und Freiheiten wach sind, und daß ich ein Lächeln gefunden habe, wenn ich auf das Treiben der Menschen blicke, das Lächeln jenes armen Sünders, das mir nun kein König und kein Kaiser abkaufen kann.

Ganz einfache Sache: Um ein Lächeln hat er sein Philisterlinsengericht verkauft! — weiter nichts."

Dieser Jonathan Baumgarten, der soeben dem Knechtlein, das erwartet wurde, ganz hingegeben und gelassen die müden Augen geschlossen hatte voll Einfalt mit den Einfältigen, war jetzt neben der sommerlichen Frau in der tiefsten Bewegung des Lebens. Er wollte sich ihr ganz, ganz verständlich machen. — Was aber konnten Worte sagen! Worte! — Worte! Und Marianne sah tiefer, sein ganzes Wesen. Sie sah in dem wechselnden Ausdruck seines merkwürdig durchlebten Gesichts all seine Leiden, die Sehnsucht, das Verlangen seiner lebendigen, kühnen Seele, seine Gluten und Seligkeiten.

Nur Menschen höchster Kultur tragen in beweglichen, lebendigen Zügen den vollen Ausdruck der Seele. Und es tat Mariannen wohl, das untrügliche Zeichen edelsten Menschentums bei ihm so köstlich zu finden: den geistdurchdrungenen Körper. Er faßte wieder nach ihren Händen und küßte sie. Marianne Gamander zog sie nicht zurück. Ihr war, als küßte dieser Mann seine ersehnte Heimat, als wäre auch sie heimgekehrt. Sie näherten sich dem Berghause. Stumm,

weltentrückt gingen sie nebeneinander. Es schien ihnen kaum ein Gehen. Durch die nächtliche Stille tönte tiefer Gesang. Der Doktor saß wieder unter den alten Kirschbäumen und sang, wie er glaubte, seiner Freundin Marianne zur Traumbegleitung, denn es war schon spät. Jetzt begann er wieder das Lied der Sommermenschen: die sapphische Ode.

Der Mond war seinen Himmelsweg gegangen, versank jetzt hinter Bergeszügen und ließ den leuchtenden Schein einer versunkenen Welt im westlichen Himmel zurück. Marianne überließ sich selig ratlos den Empfindungen einer Zugehörigkeit zu diesem fremden, ungewöhnlichen Menschen, die sie erschreckt haben würde, wenn solche Zugehörigkeit nicht so selbstverständlich von unserem Herzen Besitz ergriffe.

Welcher Mensch bei gesunden Sinnen würde es sich gefallen lassen, alle Torheiten, Lasten, Freuden des andern geduldig auf sich zu nehmen, wenn er nicht müßte. Liebe, jede Form von Liebe, trägt auf dieser Raubtierwelt das Einswerden mit dem andern in sich, das Sichselbstvergessen, die einzige Erlösung auf Erden.

Marianne Gamander wußte es, daß sie diesen Mann von dieser Stunde an liebte, und wußte, daß sie sein sonderbares Schicksal auf sich genommen hatte. Sie empfand aber auch, wie dieser seltene Mensch ihr ganz zusank. Er hielt ihre Hände mit derselben tiefen Leidenschaft und Zartheit, mit der er lebte, und als er Marianne küßte, war das so eine erschütternde Sache für beide, denn beide hatten ihr durchglühtes, reiches Leben; beide konnten sich nicht leicht dem andern im Kusse geben.

Wie sie sein Wesen fühlte, in jedem Worte, jeder Bewegung. Wie sie es an sich nahm! Ja, sie empfand die aufflammende Leidenschaft dieses Mannes als einen geträumten Reichtum. Wie im Fluge zog ihr Leben an ihr vorüber. Es war, als wüßte sie jetzt, wofür sie sich so lange verschwiegen und verneint hatte. Er wird ihr inneres Heimatsgut mit ihr

teilen, er, der mit dem Herzen lebt. Jubelnd fühlte sie, daß sie mitempfinden konnte, daß sie jetzt ganz lebendig war.

Es gab also das Flammende, was sie ahnte, die Macht, die befreit, wenn sie nimmt. Nun war sie hingenommen. Jung war sie, geschützt, und schützen wollte sie. Keine Wahl! Ihr Gesetz ist über sie gekommen.

Als Jonathan Baumgarten seinen Weg zum Bezirksgefängnis weiter fortsetzte, als ein im Lebenstraum Befangener, als einer, der Wunder erlebt, ging Marianne dem Berghause langsam zu, in der tiefsten Bewegung ihres Daseins.

Sie stand lange an der Haustüre und verbarg ihr Gesicht in dem kühlen, zarten Aprikosenlaubgefieder des alten Hauses. Die glatten Blätter berührten ihre Wangen und Augen schmeichelnd. Das grüne, kühle Laubkleid ihres geliebten Hauses war wie das Kleid der Mutter, in dessen Falten das Kind sich schutzsuchend drängt. Alles still und dunkel. Schritte — eilige Schritte in nächster Nähe. Es kam jemand in leichten Sätzen dem Hause zugelaufen.

„Hermann", dachte Marianne.

„Mutter!" Ihr Sohn schlang den Arm um sie. „Ich habe dich gesucht, Dumm's, Dumm's", sagte er zärtlich und heiter anmutig, wie nur Marianne Gamanders großer Bub es konnte. „Was fällt dir denn ein, mich so zu ängstigen!"

Marianne war nicht Herr eines Wortes. Sie hielt sich bebend an ihm. Sie strich ihm zärtlich über das feste, lockige Haar.

„Was ist dir? Liebling? sag's, — quäl' mich nicht."

Marianne fand immer noch kein Wort.

„Weißt du, das ist außer dem Spaß, wie ich herumgerannt bin! Komm, wir gehen hinauf." In seiner Stimme sprach sich größte Sorge aus. „Bist du denn müde, Schatz? Hab' ich dich wieder unter Dach?" Er führte sie sorgsam und

zärtlich die noch erleuchtete Treppe hinauf. „Was fehlt dir denn, Goldele? Weißt du noch, wie wir früher spielten: ich kenne Sie nicht? Spielen Sie das vielleicht, gnädige Frau? Es ist gar noch nicht so lange her, als wir das letzte Mal gespielt haben. — Wie lang etwa?"

Marianne Gamander lächelte. „So, nun ist alles recht."—

„Dummer Bub", sagte sie weich. Sie waren eben in Mariannens dunkles Zimmer getreten.

„Die Lampe! Wart'." Er zündete die schöne Benareslampe geschickt und leise an. „So, jetzt ruh' dich aus." Er führte sie zu ihrem Sessel am Schreibtisch, kniete neben ihr nieder und legte seinen Kopf an ihre Schulter. „Hast du vielleicht über irgend etwas nachgedacht, du weißt, das kannst du nicht vertragen. Bei meinem Mutterle muß alles wie vom Himmel fallen, sonst bekommt sie schlechte Laune. — Sieh mir in die Augen." Das hatte Marianne von jeher zu ihrem Kinde gesagt, wenn sie mit ihm ernst über etwas redete.

Und sie sahen einander in die Augen, in die braunen, warmen, leuchtenden Augen. Marianne mußte wieder lächeln.

„Etwas Schlimmes ist dir nicht begegnet, Liebling?"

„Nein," sagte Marianne, „lieber Bub. — Mir ist das größte Wunder begegnet. Denk: ich weiß jetzt, was es heißt, als Weib einen Mann wirklich lieben."

„Du?" sagte er. „Liebling! — Aber wen? Onkel Bernus unmöglich? Wen, um Himmels willen? Wer ist denn hier? — Und eben? — Eben hier? —"

„Ja, Schatz."

„Also, das ist mir unbegreiflich. — Ich weiß doch alles von dir? Du hattest doch nie ein Geheimnis?"

„Nie, Kind — auch jetzt nicht vor dir und werde es nie haben." Sie sah ihn tief und ernst an. — — „Jonathan Baumgarten ist es, Hermann."

In des Sohnes Auge lag Schreck und Sorge. Seine Arme ließen für einen Augenblick Marianne Gamander frei. Für einen Augenblick. „Sei es wie es sei", sagte er dann fest, „was du tust und fühlst, kann mir nicht fremd bleiben. Wer sollte dich kennen, wenn ich nicht?" Er umschlang sie tief bewegt.

„Mein Kind! Mein ..." Sie konnte nicht aussprechen. — „Du erschrakst."

„Ja, — im ersten Augenblick, — aber wir kennen einander, gelt, Liebling? Das ist ja so ziemlich das Närrischste, was dein Herz dir antun konnte. — Dich konnte doch nur ein Büßer locken. Weißt du, Liebling, — davon hast du natürlich gar keine Ahnung, wie toll das ist. Weißt schon, toll für andere." Er streichelte sie. „Ich werde aber versuchen, dich ganz zu verstehen; erzähle mir, wie kam das? Was spracht ihr?"

Marianne erzählte ihrem Sohne, während sie sich fest umschlungen hielten. Sie beichtete getreulich von ganzer Seele.

„Goldele, da hast du mir einen schönen Gegenkönig ..."

Marianne Gamander schluchzte fast auf.

„Nein, erschrick nicht! — Ich meine nur, was muß ich nun tun? Versuchen ihn zu lieben? — Wenn er dich verdient, ist er dir verwandt. Hoffen wir auf diese Logik ...," sagte er stockend, kämpfend.

„Nein, nein — du brauchst dich nicht anzustrengen, bleib, wie du bist, — da ist niemand, der zwischen uns treten könnte."

„Gelt, Mutterle — das gibt's nicht?

Aber eins, ich gönne dir alles Glück auf Erden. Wenn wir zusammen sind, dann nehmen wir nichts schwer? Was dir natürlich ist, lern' ich begreifen —; aber, aber, du wirst doch nicht langweilig werden? Um Gottes willen nicht. — Dann fürcht' ich mich vor dir. Ach, Mutterle." Er legte den Arm

innigst um sie, „du tust ja doch, was du willst, und was du willst, wird gut werden; aber werd' nicht langweilig, denk' immer an unser Lachen, dann brauchen wir uns nicht zu ängstigen. — Wir werden uns dann auch mit der neuen Liebe einrichten. Uns zwei, die aneinander gewachsen sind, wird sie nicht stören. Den Büßer lassen wir halt ins Haus, so lang, — so lang es uns zweien gefällt, gelt? Gefällt's uns nicht mehr, dann lassen wir uns verleugnen. — Werden sehen — mit unsern vier Augen. — Siehst du, Goldele, ich könnte jetzt auch dummer Kerl sein, — oder ich könnte als ethischer Mustersohn in Tränen und Wut dich verstoßen. Ich bin es doch, der an der Reihe zu lieben ist —, oder ich könnte auch nur in Wut sein — ganz nach Belieben. Aber gelt, wir ziehen nicht alle Reiche Nr. 3 ins Gefängnis zum goldenen Zeitalter, wie er sagt?" Marianne lachte etwas. — „Gottlob!" rief Hermann, „noch ist nicht alles verloren! — Sie lacht! Verlern' mir nur um Gottes willen das Lachen nicht. Hättest du mich mehr als Heuchler, o als echten Bronzeheuchler erzogen — würde ich dir auch jetzt nicht alles sagen, wie ich's meine. Weißt du, und wenn ich dir unbequem bin und du mich zu frech findest, macht nichts, ich bin ja doch dein und du mein. Das gibt's nicht, daß etwas oder jemand zwischen uns könnte. Laß ihn deinen Sommertag sein. Ich aber bleibe deine Ewigkeit."

Erregt, zwischen Lachen und Weinen hatte Hermann gesprochen. Marianne war tief bewegt von ihrem großen, großen Reichtum.

Sie, die niemals im Leben geliebt hatte, hatte heute Liebe ganz empfunden. Und jetzt erlebte sie das Schönste mit ihrem ungezogenen Buben, dessen kühnes Im-Leben-stehen sie durch seine Laune hindurchspürte. — Und wie fühlte sie seine innigste Wärme, seine zitternde Sorge, sein Zu-ihr-gehören — in allen Fällen. Ja, er war ihr Eigentum und sie das seine.

Wie sie ihn liebte, ihren Lebensschatz, ihren unendlich guten, reinen Jungen.

Wie ein väterlicher Mann sagte er jetzt besorgt zu ihr: „Was wirst du aus dem Büßer machen? Staatsanwalt kann er nach diesem Umweg nicht mehr werden, und in seinem engen Häuschen wirst du ihn auch nicht lassen? Ich glaube, du verstehst's, eine Kanonenkugel zu einem Knödel zu streicheln. — Ich bin doch auch so eine Art Kanonenkugel gewesen, wenigstens ein sehr harter Knödel.

Ich habe oft gedacht, wenn ich heimkam und die Abendsonne auf unser Berghaus schien, daß die Fenster blitzten: da oben brennt eine Flamme, daran könnten sie sich alle, alle wärmen. Ein ganz einfaches Feuer, das allen Unsinn wegbrennt. Und dies Feuer brennt in deinem Herzen. Ich glaube auch in meinem. Eigentlich können wir tun, was wir wollen. — Aber wir wollen den Büßer nicht heiraten! Uns schadet zwar nichts — nur feste zueinander halten! — dann deixelt sich alles. Komm, wir rauchen eine Zigarette zusammen."

Marianne sah ihren Jungen voll tiefer Liebe an. Ihr war, als zeige man ihr in ihrer verborgenen Lebensquelle ihr Spiegelbild.

Sie war ganz still geworden. Hermann streichelte sie, brannte ihr ihre Zigarette an, setzte sich zu ihr und sagte in Kinderart: „Jetzt erzähl' mir eine Geschichte."

Marianne sagte: „Heute habe ich genug erzählt, erzähl' du, mein Goldkind."

„Da werde ich meiner jungen Mutter eine moralische Geschichte erzählen, die sie mir zur Warnung und Weisheit einprägte — mir zum Schutze — schon vor Jahren — sehr vorsichtig. Bei wie manchem Ehepaar sagte sie: die waren auch nicht löwenklug. Also: weißt du, — Geliebtes, es gibt Dinge ..."

Seine Augen blickten so bewegt und so gut und mit einem

leichten, weichen Humor in die tränenvollen Augen seiner Mutter.

„Also: Es gibt ein Haus, da steht an der Türe Standesamt. Stell dir vor — so etwas! — Und vor der Türe standen einmal zwei richtige Löwen. Da sagte der eine zum andern: Du, da drin ist's gefährlich. — Es gibt nichts Gefährlicheres auf der ganzen Welt. — Es ist stärker wie ich. Guck durchs Fenster, da steht Baldrian drin und Selterswasser und Brom und ganze Flaschen voll Natron und Gläser voll Veronal, oder wie's heißt, und Schachteln voll Morphium und Gott weiß was, das bekommen alle die, die hineingehen, sonst wachen sie auf und tun's nicht. Da guckte gerade der Standesamtsbesitzer heraus und sah die Löwen stehn. Und weil er eben nichts zu tun hatte, rief er ihnen zu: kommen Sie nur herein. Es tut nicht weh. Sie haben nur ein Wörtchen zu schreiben, und damit Sie das tun können, bekommen Sie Baldrian, Selterswasser und Brom, ganze Flaschen voll Natron — wenn Sie wollen — und Gläser voll Veronal, oder wie's heißt, und ganze Schachteln voll Morphium und Gott weiß was. Alles umsonst. Dann ist's eine Kleinigkeit. Da zogen aber die Löwen die Schwänze ein und liefen davon. — Gelt, Liebling, die waren gescheit? — Gelt, wir sind's auch?"

Marianne und ihr Bub kamen in ihr friedvoll gutes Lachen. Und mit erleichtertem Herzen sagte sie: „Schlaf wohl."

Er zündete Mariannens Leuchter an, löschte die Lampe und brachte seine Mutter an die Tür ihres Schlafzimmers.

„Gott segne dich."

„Gott segne dich", sagten sie noch einmal beide zueinander, ehe sie sich trennten.

Es war Freitag.

Marianne, als Tochter einer frommen Jüdin, brannte, wie sie ihr Lebtag zu tun gewohnt war, ihre zwei Freitagslichter an, um zwischen ihnen zu beten.

Aus der alten Gewohnheit ihrer Mutter hatte sie sich selbst einen Gottesdienst gebildet, an dem sie, so lange sie denken konnte, demütig gläubig festhielt.

Sie schloß die Türe. Das tat sie zur heiligen Handlung gehörig und sagte leise: „Hinaus, Welt, ich schließe meine Türe."

Dann nahm sie ihre blitzenden Ringe von den Fingern und legte sie in ein Kästchen. „Ich lege die Freuden dieser Erde von mir und die Tränen dieser Erde."

Das sprach sie sehr leise. Nun entkleidete sie sich ganz langsam.

Bei jedem Kleidungsstück, das sie sorgfältig auf ihren Stuhl vor dem Bette niederlegte, sprach sie:

„Die Hüllen, die mich von dir trennen, Einziges, Ewiges, fallen von mir."

Sie breitete die Arme aus.

„Und doch in tausend Hüllen stehe ich, in Dumpfheit und in Unbewußtheit. Segne mich! — Gib mir Kraft! Laß mich das Leben lieben als mein heiligstes Gut —, gleich, ob es glücklich oder unglücklich sei. Laß mich wachsen. Laß mich friedvoll sein. Laß mich wahrhaftig sein."

All das sagte sie langsam in großen Pausen, die Arme unbeweglich weit ausgebreitet. Darauf hüllte sie sich in ihr langes, zartes Nachtkleid, fiel auf die Knie und betete heiß und innig: Behüte mein Teuerstes auf Erden, mein Herzenskind. Laß ihn, wie er ist, erhalte ihm Gesundheit. Laß die Torheiten, die er lernen und in sich aufnehmen muß, seinen Geist nicht trüben, sein Herz nicht verengen. Laß ihn stärker sein als all den fremden Unsinn. Segne ihn — erhalte ihn — beschütze ihn.

Darauf betete sie wortlos für den, der ihr seit heute nahe stand, der ihr die Seele entflammt hatte.

Als sie sich niederlegte, die Lichter gelöscht hatte, versank sie in den tiefen, traumlosen Schlaf, der ihre Schönheit stärkte,



ihr die wundervollen Kräfte ihres Temperaments gab, in dem ihr ganzes Wesen, wie in einem kräftigen Erdreich wurzelte.

Am anderen frühen Morgen spielte Friedel im Berghausgarten. Er grub so eifrig und gebückt in der Erde, daß sein blonder Schopf fast den Boden berührte. Seine kleine Gestalt bebte vor Anstrengung.

Hermann kam des Wegs daher, vorsichtig auf dem Rasenrand, um das Bübchen nicht zu stören. „Er macht's genau wie wir Großen alle, er krabbelt an Mutter Erde herum und glaubt Gott weiß was zu tun. Wie er sich anstrengt, der süße Kerl!" Das Kind sah schön aus, wie eine lustige, rosige Blume. Hermann liebte es, es war ihm nach seiner Mutter das liebste Geschöpf auf Erden.

Frau Gamanders dummes, lebendiges Stück Natur, wie sie ihren Jungen nannte, hatte ihr oft gesagt: ich liebe die vollkommenen Geschöpfe des Lebens, ich kenne nur zwei, aber die liebe ich. Möchte irgendeine Kunst wissen, die sie mir wiedergeben könnte, wenn sie verloren gingen.

„Friedel", rief er jetzt, nachdem er dem schönen Kind eine Weile zugeschaut hatte.

Und Friedel stürzte auf ihn zu, die Hände voll Erde. Er schmiegte sich an seinen Freund an, als verstünde er die große Wärme dieses Herzens.

„Magst Du uns, die Marianne und mich?"

„Da braucht's kein Geschwätz", sagte das Kind.

„Ja, schau, das meine ich auch. Es braucht überhaupt sehr wenig Geschwätz." Das Kind drückte sich an ihn.

„Was tust du am liebsten, Friedel?" fragte er.

„In der Erde wühlen."

„Ich auch, Friedel. Weißt du, narrbeiten", sagte er, wie Friedel Arbeit auszusprechen pflegte, „in der Schule ist nicht meine Sache; aber es muß sein, gerade die ekligsten Sachen

müssen am ordentlichsten gemacht werden. In der Erde wühlen tut sich's von selbst."

„Du mußt ja auch schon etwas lesen und schreiben?"

„Ja," sagte Friedel, „aber erst nur bei Muttchen und Moidel."

„Das ist nicht schlimm", meinte Hermann.

„Nein." So plauderten sie miteinander. Bald saß Friedel auf Hermanns Schulter, und sie schwätzten so auf das verständnisvollste weiter. „Wir haben einen Freund, Edwin heißt er", sagte Friedel, „der hat Muttchen lieber wie mich."

„Das ist doch leicht möglich."

„Woher?"

„Nun, dein Muttchen ist doch so lieb wie meins? Weshalb soll er sie nicht lieber haben wie dich?"

„Ja," sagte Friedel, „er soll sie lieber haben; — aber er macht immer ein Versprechnis mit mir zu spielen — und dann vergißt er's."

„Das kommt vor", sagte Hermann.

„Aber bei dir nicht."

„Weil ich dich wirklich und wahrhaftig lieb habe. Das ist etwas sehr, sehr Seltnes."

Marianne und Motte kamen auf die beiden Freunde zu. Friedel fühlte sich so riesenhoch und groß auf seiner Höhe und war voll Herrscherlust. „Lauf!" rief er. Hermann ließ ihn aber von der Schulter herab, und Friedel rannte auf beide Frauen zu, und klammerte sich fest um den Hals seiner Mutter, und Hermann küßte Marianne auf das innigste.

Nach dem Frühstück in der großen Laube vor dem Haus zog Hermann seine Uhr. „Ich muß jetzt ins Städtchen."

„Weshalb?" fragte Marianne.

„In Reiche Nr. 3", sagte er ihr ins Ohr. „Höchste Eisenbahn." Da war er ihr davon.

„Junge!" rief Marianne ganz erschreckt.

„Mußt dich nicht ängstigen", rief er vom weitem.



Marianne schaute ihm bewegt nach. „Was hat er vor?" dachte sie, aber ohne allzuviel Unruhe. Friedel kam angelaufen, setzte sich auf den Schoß seiner Mutter, umarmte sie innig und sagte: „Hermann ist ein Esel —;" aber wie er das sagte, voll Bewunderung und Treuherzigkeit.

Hermann lief in großen Schritten den Berg hinab. Es lag etwas Entschlossenes, Ernstes in seinem ganzen Wesen. Er ging wie ein Mensch, der eine Tat zu tun hat, bis zur Tür des Bezirksgefängnisses ohne Aufenthalt.

„Kann ich Herrn Baumgarten sprechen?" fragte er die Verwalterin, die das Vorhaus kehrte.

„Den Herrn Baumgarten? Da müssen Sie sich schon in den Holzschupf bemühen. Der Herr Baumgarten ist beim Holzspalten. Er ist gar soviel unpünktlich."

„So", sagte Hermann, „er ist so unpünktlich. Wo ist denn der Holzschupf?"

„Im Garten rechts am Hause, Sie werden ihn schon hacken hören, den Herrn Baumgarten."

„Da hat mein Goldele was Schönes ausgeheckt", dachte Hermann, als er durch den langen, kühlen Hausgang ging, der in den Garten führte. Ja, er hörte den Baumgarten hacken und blieb stehen und lauschte.

Er mußte lauschen. Es war, als spräche das energische Holzhacken und das leichte Poltern der Holzstücke zu ihm: „Ihr seid mir eine schöne Gesellschaft. Ihr seid überhaupt ganz verrückt."

„Macht nichts", dachte Hermann. „Es ist nun einmal so. Mein Goldele hat sich genug im Leben gequält. Sie wird wissen, weshalb sie ihn mag." Geradenwegs ging er auf den Schuppen zu, trat ein und stand Baumgarten gegenüber, der brannte sich eben eine Zigarette an. Er blickte höchst überrascht auf. Seine sonnengebräunte Haut färbte sich

tiefer. Ein heftiger Ausdruck fuhr über seine Züge. Das Sich-wehrende in der ganzen elastischen Erscheinung kam für einen Augenblick zur Geltung. Hermann trat wortlos auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sah ihm ernst in die Augen.

„Sie haben Glück, Sie können lachen, Sie haben jetzt den besten Menschen auf der Welt gewonnen. Wann sehen wir Sie?"

In Baumgartens Zügen löste sich etwas Starres. Es kam wie Weichheit und wie Durchsichtigkeit viel jüngerer Jahre über ihn. „Wie aus einer andern Welt seid ihr, aus dem Hause zur Flamm'", sagte er langsam.

„Nein," sagte Hermann, „wir stehen ganz wirklich in dieser Welt. Die anderen wissen gar nicht, wo sie stehen. Wir kennen uns hier aber aus. Die Natur meiner Mutter hat uns unsere Freiheit gerettet. Wir machen ungefähr, was wir wollen, das sehen Sie ja. — Meine Mutter sagt immer: Wahrhaftigkeit ist das einzige Zeugnis, das man sich selber geben kann. — Und Sie zähle ich nun schon", sagte er zögernd, „zu den Wahrhaftigkeiten meiner Mutter. — Sie müssen jetzt hübsch lange Holz hacken?" Er lächelte.

„Ist nicht so schlimm," sagte Baumgarten, „ich kann's auf den Tag verteilen. Ich begrüße Sie beide aber heute noch."

„Gut", sagte Hermann, gab ihm die Hand. „Also auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen." Baumgarten war wortlos. Nur der Druck der Hand sagte Hermann, daß in der Seele des wunderlichen Mannes, den sein Goldele liebte, tiefste Bewegung war. Er brachte Hermann bis an die Türe und faßte noch einmal seine beiden Hände und sah ihn an, als wollte er ihm Dinge sagen, die auf dieser Erde noch nie ausgesprochen worden sind und nie ausgesprochen werden können. Und in dieser lebendigen Stummheit trennten sie sich voneinander.

In der engen, schattigen Straße, in der das Bezirksgefängnis lag, stieß Hermann auf den Doktor.

„Heda! Heda!" rief der schon von weitem. „Ich war soeben auf dem Weg zu Ihrer Frau Mutter. Sie hat mir schon so oft geholfen, aber heute hätte ich wirklich eine Bitte; — übrigens," sagte er, als käme ihm ein Gedanke, „da nehme ich Sie gleich mit. Sie oder Ihre Mutter, in dem Fall ist's fast dasselbe."

„Danke", sagte Hermann.

Schon oft hatte der gute Doktor Marianne Gamander zu einem Kranken geschickt, den der Doktor ermutigt haben wollte.

„Ja, aber hier", sagte er, „ist's nicht so einfach, keine Leut aus dem Städtchen — Fremde. Bei uns kommt keins über sein bißchen Religion hinaus, Kinder kriegen, plentene Knödel, heurigen Wein, Sommerfrisch und Sterben — aber hier heißt sich's sakrisch zusammennehmen. Die haben das Leiden der Welt wie einen Strick aufgedröselt, Hermann. Gottlob, daß ich Landarzt bin. Wo käm ich hin, wenn ich den Stadtleuten ihre Leidens- und Einbildungsverfilzung auseinanderklauben müßte. Hermann, da könnten Sie mir wirklich helfen. Schau, da handelt es sich auch um Musik, aber was drum und dran liegt, ist mir zu verwickelt. Mit der Krankheit, der Sache selbst, ließe sich schon reden, wenn die kleine Person sich in Obacht nehmen würde, aber sie ist in ihrer Verzweiflung wie ein Wirbelwind. Sie soll eine wundervolle Stimme haben, damit aber ist's eben zu Ende. Schade drum — und deshalb alles Elend."

„Was soll ich denn aber da?"

„Bißl auf andere Ideen bringen, Hermann."

„So wildfremde Leut."

„Wildfremde Leut! gibt's gar nicht, Hermann. Alles arme Teufel mehr oder weniger. Gehen Sie ganz einfach hin. Es sind zwei Gitschen, zwei junge Schwestern."

Und so machten sie sich auf den Weg ins Gasthaus zum Winkelhof. Ein uralter Bau. Steinerne Grundmauern, von denen man sagte, daß sie noch aus Römerzeiten stammen sollten. Auf diesen erhob sich ein seltsamer Holzbau. Ein viereckiger Raum inmitten des Hauses, auf allen Seiten mit Galerien umgeben, die zu den Wohnräumen führten und von geschnitzten Balken getragen wurden. Die Galerien aus tiefgebräuntem Eichenholz, mit einfach derben eingeschnitzten Figuren, und wo die Stützbalken mit der Galerie zusammentrafen, waren sie mit dieser durch weite Holzringe verbunden und geschmückt. In diesen Holzringen steckten gefärbte, holzgeschnitzte Lilien und Rosen mit langen Stielen und Blattwerk. Diese lustigen Sträuße in den Ringen gaben dem Raume etwas märchenhaft Festliches.

Dies merkwürdige Haus war das einzige seiner Art in der ganzen Umgebung und von Fremden viel besucht. Die naive köstliche Phantasie eines seit Jahrhunderten vergangenen Menschen hatte schon viele bewegt und erstaunt. Dämmerig lag der große Raum mit der Wirtstafel. Der Doktor und Hermann stiegen die schmale, festgefügte Holztreppe zu den Galerien hinauf. „Sie heißen Valtiner", sagte der Doktor, als sie über die starken, vom Alter gebräunten Holzbohlen der Galerie gingen. „Der Urgroßvater stammte aus unserer Gegend, wie der Name sagt, ich weiß hier noch zwei Höfe, die auch von Valtiners bewirtschaftet werden. Ihr Blut hat sie hergeführt. Sie kennen ja die Leute südlich von der Grawötscheralm, und so etwas bewahrt die Rasse." Damit klopfte er an eine der Türen auf der Galerie. Niemand gab Antwort. Der Doktor öffnete die Tür vorsichtig. „Sie sind im Garten", sagte er. Vom Zimmer aus führte eine offenstehende Glastür hinaus ins Freie. Das Haus war den Bergabhang hinangebaut. So daß man von der ersten Etage ebenerdig in den in Terrassen angelegten Wein- und Obstgarten gelangen konnte.

Jetzt verdunkelte sich die Türe. Zwei Gestalten traten ein. Ein kinderhaft junges Geschöpf mit dunkeln Augen, die ein goldenes Licht ausstrahlten, kräftiges, noch nicht vollendetes Wachstum. Der hübsche, blonde Kopf auf schlankem, rundem Hals. Das Haar von der Sonne golden überleuchtet, so daß alle muntern Löckchen um Stirn und Schläfe wie aus Licht gewoben zu sein schienen. Ein herrliches Geschöpf voll gehaltenen Lebens, erstaunt blickend. Die ihr folgte, mochte um zwei, drei Jahre älter sein. Die Sonne schien über schlichtes, dunkles Haar, das im Nacken zum Knoten gewunden war. Es glänzte metallisch in der Sonne, in rötlichem Glanze leuchtend. Im Schatten schien es tiefdunkel. Die Augen glichen den braunen der Schwester, waren bei ihr aber zu leidenschaftlichen Lebens voll. Der unschuldige Mund aber trug einen tiefen Leidenszug, der dem jungen Gesicht fremd stand. Die Gestalt, die trotz ihrer Kraft und Frische bei der Jüngern den Eindruck von etwas Keimendem, Sich-entfalten-wollendem machte, war bei der Schwester zu einer eigentümlich eckigen Zartheit entwickelt.

Hermann empfand, daß die Jüngere zu den herrlichen Geschöpfen dieser Erde gehörte, zu denen er nur bis jetzt seine Mutter und Friedel zählte; daß die andere von einem schweren Leiden befallen war, entrückte sie ihm. Mit der Kleinen aber meinte er, daß es gut sein müßte, bergauf bergab hier in der herrlichen Gegend umherzustreifen. Sie sah so zuverlässig und heiter aus, trotzdem ihre Heiterkeit jetzt unterdrückt war.

Nachdem sie sich alle begrüßt hatten, sagte der Doktor: „Ich versprach Ihnen, Frau Gamander, die Mutter dieses jungen Mannes herzubringen; nun lief mir aber der Sohn grad in die Hände, und die seltene Frau werden Sie schon noch kennen lernen.“ Der Doktor unterhielt die beiden Mädchen liebenswürdig mit der freundlichen Absicht, sie zu zerstreuen und empfahl sich bald.

Die jüngere Schwester begann mit dem Gaste wie ein gutes Kind zu sprechen. Da sagte Sibylle: „Ich bin müde, ich will mich etwas niederlegen.“ Sie sagte es auf eine traurige, mutlose und doch erregte Weise, wie es Kranke tun, die sich nicht mehr verstecken, die von ihrem Leid ganz hingenommen sind.

Als Sibylle gegangen war und die Türe hinter sich geschlossen hatte, saß Maria ganz still, dann legte sie die Finger auf die Lippen: „Wir müssen jetzt lustig reden, sonst glaubt sie ...“ Und so plauderten sie von der schönen Gegend. Hermann erzählte von herrlichen Bergtouren.

„Ihr ist das Singen verboten, das wissen Sie wohl schon vom Doktor“, brach das Mädchen die Unterhaltung leise ab. „Für sie war Singen Leben. — Das übrige Leben bemerkt sie kaum. — Arm? — Nicht wahr? —“

Hermann fühlte, daß ein großes Leid verborgen lag, an dem das arme Kind mühsam flickte.

„Sie sollten Sie singen hören. Ich habe nie etwas Ähnliches gehört. Sie hat eine ganz einsame Stimme — und wenn sie ein Lied singt, das wir alle kennen, ist es neu und fremd. — Ich glaube selbst, daß sie ihr eigentliches Leben nun verloren hat und daß sie nur noch Sehnsucht fühlt.“ Maria sprach ganz leise.

„Ach, da werd' ich Ihnen wenig helfen können, was Musik betrifft, bin ich ein Bauer“, sagte Hermann. „Ich verstehe auch Sehnsucht nicht. Mein Leben war so schön, daß ich nur dankbar sein kann. Ich bin auch gar nicht neugierig aufs Leben, was man so Leben nennt. Ich werde einmal die Studiererei hinter mir haben und mir etwas zurechtzimmern, aber ich müßte lügen, wenn mich das alles übermäßig lockte. Gottlob, ich will auch kein großes Tier werden, ein ganz einfacher Lebs, wie Friedel sagt.“

„Wer ist Friedel?“

„Ein liebes, schönes Kind“, sagte Hermann.

„Ja, Sie sind zufrieden.“



„Ich hab's auch gut, ich bin nicht unbewußt. Aus Unbewußtheit sind die Menschen so unruhig. Aber ich bin ein langweiliger Mensch — ein Baum — so etwas. Auch meine Mutter ist ein Baum, aber ein wunderschöner mit Vögeln und Blüten und Früchten."

„Von Ihrer Mutter spricht der Doktor oft."

So blieben sie beide in halblautem Plaudern. „Kommen Sie bald wieder?" fragte Maria, als Hermann sich erhob. „Ich glaube, Sie würden Sibylle ganz gut verstehen, trotzdem Sie ein Bauer sind oder ein Baum."

So verabredeten sie, daß Hermann abends wieder vorsprechen sollte.

Während Hermann unten im Städtchen Baumgarten heimgesucht hatte und neue Menschen in sein Leben traten, war oben im Berghaus warme Sonnenstille. Jeder tat, was ihm recht und gut schien. Niemand störte den andern. Marianne saß unter den Kirschbäumen vor dem Haus. Sie hatte ihre Schreibmappe vor sich liegen, und das Tintenzeug stand bereit. Sie hatte vorgehabt, einige Briefe zu schreiben; die Menschen aber, an die sie schreiben wollte, standen ihr heute fremd und fern vor der Seele. Sie hatten mit ihr in dieser Stunde nichts gemein. — Ihr ganzes Wesen war bewegt und erfüllt — und so kam es, daß sie die Bogen bald achtlos liegen ließ und hinaus in die Weite blickte und in ihre eigene Seele. Was sie in sich fühlte, war alles so gut. Wie ein Sommertag aufsteigt, war die Liebe zu Baumgarten in ihr erwacht, klar, wolkenlos, von Sonne und Leben durchdrungen.

Sie lächelte darüber, daß ihr die Liebe zu diesem Menschen so „wolkenlos" erschien, die für jeden andern verhängnisvoll und dunkel sein mußte; daß er für sie so einwandfrei war, stimmte sie sonnigheiter. — Was unüberwindlich schien, war für sie gar nicht vorhanden. Sie dachte an eine tief-

sinnige Geschichte: Durch die Höllenpforte gingen abgeschiedene selige Geister zu einem Fest in der Hölle, zu dem sie aus allen Himmelsgegenden geladen waren. Ein Sterblicher sah sie durch die festverschlossne, gewaltige, erzne Pforte eintreten, unbehindert, ohne daß dieselbe vor ihnen geöffnet wurde. Und er fragte bescheiden, weshalb sie die Pforte nicht zu öffnen brauchten. „Weil wir nicht an sie glauben", bekam er zur Antwort.

Und so ging es Marianne zu ihrer tief innerlichen Freude, sie glaubte an die menschengeschaffenen verschlossenen Türen und Mauern längst nicht mehr und ging durch sie hindurch, ohne sie zu spüren.

Ihr Blut floß leicht. Sie fühlte sich so froh. „Wie gut, daß ich auf meinem Berggipfel sitze, im lieben, frischen Wind."

Und sie sah das Städtchen und den Fluß und das Bahnräupchen tief unter sich liegen — und in der Weite und Ferne im Licht schwimmende Bergzüge und weiße Schneegipfel — und die weißen Wolkenwelten schwammen im Blau. — „Und Hermann geht mit mir!" dachte sie weiter. „Als ich so alt war wie er, war ich nicht so reif. Wer hat mir aber auch geholfen? Es ist doch die große Wahrheit zwischen mir und ihm, die ihn leichter leben läßt, auch wenn er's schwer gezahlt hat, denn er sah nicht lange unbefangen ins Leben. Aber nun — nun steht er doch vor einem reicheren Blick und braucht sich von der Enge nicht erschrecken zu lassen. — Wie es kam, ist's recht — denn es kam alles natürlich."

Mariannens Stimmung war weit und gut, wie ein bequemes Gewand, das nirgends drückt und quält. Die Gedanken bewegten sich frei wie fliegende Vögel. Sie wurden wie von warmer, sonniger Luft getragen. Über die Dinge dieser Welt hinfliegen ist schön und über vergangenes, überwundenes Leid. — Schön und tief verheißend wie reines, ernstes Glück schaut's aus fernen Zeiten, wenn wir rein daraus hervorgingen. Ohne Sehnsucht ist diese Leidenschaft

und ohne Verlangen, ruhiger und friedvoller wie Glückserinnerung und ohne Schmerz. Sie dachte an das kommende Jahr, daß sie es zum ersten Male in Liebe genießen würde — selbst liebend, zum ersten Male voll lebend. —

Sie sah den Sommer nahen, den heißgeliebten Sommer, in dem ihr Leben sich von jeher in Freude zusammenfaßte. Der Sommer war ihr immer wie ein heiliges, geheimnisvolles Fest erschienen, das sie mitbegehen durfte. Des Sommers wegen hätte sie tausend Jahr alt werden mögen. Im Sommer war sie ohne jede äußere Freudenursache unendlich beglückt, — ein seliger Mensch. Ja, in ihrem Abendgebete dankte sie oft für den Sommer, erbat ihn schön und sonnig und rosenreich und bat um Stärkung, wenn es zu herbsteln begann, bat um Abwehr schwerer Gedanken um diese Zeit.

Aber ihre Seele flog über alle Jahreszeiten hin und versenkte sich in sie zum ersten Male liebend. Und so kam es, daß sie den Bleistift ergriff und ihr Gesehenes und Gefühltes niederschrieb, in einer Form, die ihr wohltat.

So wandelte die sommerliche Frau durchs ganze Jahr — und überlas ihren Zeiten- und Jahrestraum mit halblauter Stimme. Nein, im Gebet:

„Januar*)

Der erste Monat im Jahr: —
Bestell' das Feld deiner Saaten,
Nun mach dein Gelübde wahr,
Der Segen erblüht aus Taten.

Februar

Noch treibt kein Halm und kein Baum,
Du zweifelst, ob es je kommet —
Halte fest deinen Frühlingstraum
Und glaube, daß Warten frommet.

*) Von Anna Spier.

März

Das fromme Warten, der März
Entfacht es mit Hoffnungsflammen!
Schafft nur mit Händen und Herz
Und haltet die Kraft zusammen.

April

Mit Wind und mit Wetterzorn
Erschreckt euch die Mutter Erde;
In ihrem mächtigen Born
Schafft sie am herrlichsten Werde.

Mai

Und alles Hoffen wird grün,
Die Welt strahlt im Maienglanze,
Die Liebeswunder erblühn,
Die Träume wandern im Tanze.

Juni

Die Frucht reift, Rosen am Hag,
Der Tätige ruht beglücket.
Ein Fest jeder neue Tag,
Auch Donner und Blitz entzücket.

Juli

Schön lebt sich's im Sonnenschein,
So schön wie im Paradiese!
Glückliches Herz, schlaf nicht ein,
Wisse den Kampf und — genieße!

August

Die Sonne steht hoch, sie brennt,
Die Julifreuden ermatten!
Trag stark, was das Schicksal trennt,
Und suche Frieden im Schatten.

September

Wehmütig gehst du umher,
Da lockt dich der sonnige Garten. —
Herbstfreuden tragen sich schwer,
Schwer ist es, in Sehnsucht warten!

Oktober

Die Sommerfreude schläft ein,
Schwer ist's, dem Moste entsagen.
Ernte Erinnerungswein,
Er wärmt dich in Wintertagen.

November

Sieh vorwärts und sieh zurück!
Höre das Alte, das Neue,
Baue dein Zukunftsglück,
Halt deiner Seele die Treue!

Dezember

So hast du den Liebeslohn
Dem Jahre dir abgewonnen
Und darfst an der Hoffnung Thron
Silvester die Seele sonnen."

Hermann kam, als sie noch nachträumend saß. „Wo kommst du her?"

„Baumgarten läßt dich grüßen, er muß heut Holz spalten; aber kommt doch ein wenig herauf. — Du, wenn du mein Goldele nicht wärst und ich nicht dein Bub, was täten wir jetzt?"

Er erzählte vom Doktor und den zwei schönen Schwestern im Winkelhof. „Du solltest hin, aber ich bin dem Doktor in den Weg gelaufen, da hat er mich erwischt. Die Jüngere", sagte Hermann, „ist wie Friedel und du. Sie gehört zu den herrlichen Geschöpfen. Die andere ist krank und etwas

schleierhaft, weißt du." Marianne wußte schon, was er mit „schleierhaft" meinte. Sie fragte nach Baumgarten und weshalb Hermann ihn in aller Himmelsfrühe aufgesucht habe.

„Zum Guten, Liebling."

„Sag, was machen eigentlich unsere Erschossenen, Goldele?"

„Die sitzen miteinander am offenen Fenster. Wir haben den kleinen Baron in den Lehnstuhl gesetzt, Frau Hortense unterhält ihn. Ich habe an den unglücklichen Ehemann geschrieben, das weißt du."

„Nein. Heute?"

„Schon vorgestern."

„So, — na! Da wird er bald da sein! Beneid ich dich nicht, — den wirst du rumkriegen müssen, wegen der dummen Kiste — ich danke!"

Marianne war über diesen Ausdruck ärgerlich.

„Ach was, Goldele, das gehört sich so. Das mußt du dir gefallen lassen."

„Ich laß mir gar nichts von dir gefallen, was mir nicht gefällt."

Dann sagte er lachend: „Also nicht Kiste, Familienwirren. Wie du an Worten hängst!"

„Wie ihr an Körpern hängt! Mir sind Worte, was euch Körper sind — mehr wie Körper — lauter Schöpfer. Und wenn schon einer so alte abgetragene Redensarten führt, denke ich immer, wie muß es in dem Kopf ungewaschen aussehen! Stehende Redensarten versumpfen wie stehende Gewässer."

Am Fenster saßen Hortense und der Baron. Sie saßen schweigend nebeneinander. — Hortense fragte hin und wieder: „Du wirst doch nicht müde?" und strich ihm das Kissen zurecht, das seinen verwundeten Kopf stützte.

„Schau nur," sagte sie, „wie die Sonne an der glatten Felswand hin weiterrückt, immer ein Stückchen weiter, immer ein Stückchen weiter. Bald wird die ganze Wand überstrahlt sein. — Das machte sich nun alle Tage so, — eigentlich langweilig.

Überhaupt so in diese sonnige Gegend hinaussehen, so einen Tag wie den andern." — Sie gähnte. „Muß Frau Gamander gesund sein! Ich hab jetzt schon genug. Mir fällt's auf die Nerven."

Sie sprachen ausführlich davon, wie jedes von ihnen geschlafen hatte. Hortensie klagte, daß das Essen nie so recht warm heraufkäme, sonst fand sie, daß es nicht übel sei. — Zu leben versteht sie, scheint's.

„Ich weiß nicht, Hortensie," sagte der Baron in Gedanken versunken, „ich komme mir so verheiratet vor."

„Nun, und wenn's so wäre?" fragte Hortensie. „Du sagst's so trübselig."

„Trübselig? Mir ist's auch ziemlich trübselig zumute — und wenn ich denke, eh wir's erreicht haben, welche Qual! — Wenn ich an unsere Auseinandersetzung mit Karl Theodor denke — und all die entsetzlichen Dinge! Wer so im Tode lebte wie wir, für den ist das Leben eine Brutalität — aber der Tod nicht."

Er legte den Arm um seine kleine Gefährtin.

„Hortensie," sagte er schwergestimmt, „wenn wir jetzt so beieinander sind, vermißt du nichts?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „es ist mir hier zuviel Sonne und eben die weite Gegend. Kein Winkel, der nicht hell ist. Ich vermisse unsere enge Straße und die dämmrigen Zimmer. Wir haben uns nie so in der freien Luft gekannt."

„Das mag sein — aber. — Ich vermisse," sagte er leise, „daß wir nicht mehr vom Tode sprechen können, Kind. Das hatte etwas — so, als säßen wir aneinander gedrängt im hellen, warmen Winterstübchen; — draußen Dunkelheit,

Kälte und Stille, und wir besprachen, daß wir hinauswollten. Wir besprachen es so wie Leute, die sich lieben und die sich wohl fühlen. Ich war nie so heimisch auf Erden. — Alles Stumpfe in mir war fort. — Und wie liebten wir uns in der hellen, kleinen Stube, die wie ein Inselchen in der Riesennacht lag. Das Alltägliche, das Brutale war gar nicht da, konnte nirgends herein."

Hortense erwiderte nichts. Sie konnte da nicht recht mit. In dem kleinen Baron lag so weiche Mutlosigkeit und Trübheit der Seele. Die war ganz echt im Stil.

Er blieb nach wie vor bei den zarten Gerichten; die Köchin Kleopatra hatte nur mit dem fast seelischen Ragout aus Kalbs-Bries und Tomaten Glück, mit einem Weingelee wie aus Kristall und höchstens mit einem Forellchen. Hingegen hatte Hortense nach den Aufregungen der letzten Zeit Appetit bekommen, und die zarte Krankenkost genügte ihr nicht. Die herbe Bergluft tat auch das ihrige dazu. Hortense hatte immer Hunger und ärgerte sich über die Zartheit und Genügsamkeit ihres Gefährten. Es war etwas Ungeduldiges in ihr. Sie sprachen auch hin und wieder über Nietzsche; aber der Baron war müde, es fehlte die wundervolle Ekstase. — Sie wurden nicht zu Riesenschlangen, sondern blieben zwei kleine, müde Blindschleichen, von denen die eine, ganz nach Blindschleichenart, allerlei Gelüstchen hatte.

Baron Renk dichtete wieder. Er saß stundenlang mit seinem goldenen Bleistift in der Hand und seiner Brieftasche aus weichem Leder auf den Knien und schrieb abgerissene Worte, die sich zu einem Ganzen einigen sollten. Die Musik der Sprache tat ihm wohl. Die Kräfte waren noch nicht zurückgekehrt, um zu gestalten.

Hortense liebte es, mit dem Hausfräulein zu plaudern. Während der kleine Baron ermattet eingeschlummert war oder im Halbschlaf lag, schwätzten die beiden Frauenzimmerchen im Flüsterton. So auch heute. Hortense hatte ein aus-



gezeichnetes Anpassungsvermögen. Wie sie mit großem Talent vor Jahren sich zum stilisierten Weibchen umgemodelt hatte, so verstand sie es auch, sich in Hausfräuleins Nöte und Anfechtungen zu versetzen. Sie ließ sich über die Herzensangelegenheiten der romantischen Stütze der Hausfrau unterrichten. Diese bestanden zum größten Teil aus Sehnsucht und einigen kleinen, unbedeutenden Annäherungsversuchen männlicher Geschöpfe und aus großem Ärger über Marianne Gamander, auf die sie nicht gut zu sprechen war. Heute rechneten sie miteinander ganz gründlich Mariannens Alter aus. Hortensie stibitzte zu diesem Zweck des kleinen Barons goldenen Bleistift, der seinen Fingern im Halbschlaf entfallen war. Sie machten eine ganz famose Rechnung. Dem Sohne wurden einige Jahre zugelegt, die Mutter führten sie sehr spät zum Traualtar, und so bekamen sie ein besonders stattliches Alter heraus, das ihnen selbst zu hoch gegriffen schien.

Der Baron hörte beide flüstern. Das machte ihn nervös. — Er hätte Hortensie schlagen können. — Sein Ideal, mit dem er das Heiligste und Schwerste auf Erden geteilt hatte, — im breiten Dienstbotengeschwätz sich wohlfühlen zu hören! Es überkam ihn eine große Hilflosigkeit. Schwer und matt hob er den Kopf von seinem Kissen und sagte vor innerer Erregung bebend: „Ich möchte schlafen, — ich will allein sein."

„Ist dir nicht wohl, Alexander?" fragte Hortensie bestürzt.

Er machte nur eine abwehrende Handbewegung, die ihm eigen war. Hortensie und das Hausfräulein schlichen geräuschlos aus dem Zimmer.

Der kleine Baron aber, als die Tür geschlossen war, brach in heiße Tränen aus. Es war ihm etwas genommen, etwas Unwiederbringliches. Das Schöne seiner Torheit. — Auch er fühlte sich durch Hortensie betrogen. Sie war nicht echt! Die Zartheit ihrer Natur war nicht gewachsen, war nicht das, was er empfunden hatte, eine Umwandlung des Menschlichen in blumenhafte Stoffe. — Ihre Seele war nicht dieser

weiche Blumenduft, der ihn berückte. Er hatte das Geistigste in ihr geahnt, das müde, überentwickelte Menschentum, das zarte Sichfortsehnen aus dem Robusten, die Überverfeinerung alles Sinnlichen. Die süßen Gewänder hatten ihn betört, die hauchhafte Blondheit, das Sehnende, das Unverstandene. War denn das alles nicht dagewesen? Er hatte es doch empfunden. — Ja, sie hatte früher eine andere Form des Daseins gehabt, eine Form, an die sie selbst nicht gern zurückdachte. Hätte sie damals die Geschichte von Karl Theodors modernem Schlafzimmer gekannt, so würde sie wohl eingesehen haben, daß der kleine Panoramenmaler nicht der Rechte für ihre Stilisierung war. Und so war das reizende Kunstwerk an den kleinen, reichen, ganz sensibeln Baron gekommen, dessen Sensibilität echt war wie Gold, echt bis über den Tod hinaus. Des kleinen Barons Sensibilität überwuchs alles in seiner Natur: Phantasie, Freudigkeit, Lebenslust, Gestaltungskraft, Liebe und Sinnlichkeit. Ihm tat die kühle, feine Linienkunst wirklich wohl, die auch Hortensiens Leben beeinflußt hatte. Ihm war sie Bedürfnis geworden, weil sie ihm nichts aufdrängte, nichts Körperliches nahe brachte, keine eigentliche Lebensäußerung, nicht die Natur, die ihn bedrängte, keine Erinnerung, gewissermaßen keine Vorstellung. Hortensie war das Geschöpf gewesen, das mit ihm zu fühlen schien, ja, das mit ihm in den Tod gegangen war, aus Heimatlosigkeit auf dieser Erde. Welche Hartnäckigkeit im Anempfinden! In welcher Verwirrung und Beeinflussung hatte das arme Geschöpf das Äußerste getan!

Der Baron grübelte beängstigt: wie es auch gewesen sein mochte — sie war nicht echt!

Karl Theodor ist im Haus zur Flamm' angekommen. Er sitzt bei Marianne im Wohnzimmer. Marianne blickt voll Interesse auf den kleinen Mann mit der kurzen, gedrungenen Gestalt und dem gutmütigen, runden Gesicht.



Er hat viel gelitten. Er sieht so verdehnt aus vom Leiden. Es hat ihn geschüttelt, und er stammt doch aus sehr guter Familie, in der Leiden gar nicht recht anständig ist. Man ist in seiner Familie wohl auch einmal krank und stirbt auch, wenn es sein muß, und wird betrauert; aber außerdem ist alles gut bürgerlich. Das Leben an sich ist fast geradeso wenig im Bewußtsein und in der Phantasie seiner Leute wie die Tatsache, daß die Menschen unter den Kleidern nackt sind.

Er aber ist da in etwas hineingekommen, was außerhalb alles Hergebrachten steht. Daß ihm das passiert ist! — Ihm! Fiebertraum! Wenn er an jenen Abend denkt, als Hortensie im weißen Reformkleid den Tuberosenstrauß auf den Tisch stellte und ihm ihre Liebe zu Baron Renk erklärte, bis zu jenem Morgen, als er durch Marianne vom Selbstmordversuch seiner Frau und ihres Geliebten erfuhr, kam er sich selbst ganz unmöglich vor. Er, der die Ruhe so liebte, die Regel, die Gutbürgerlichkeit, hatte ihn doch selbst die Kunst diesem allen nie untreu gemacht! Eifersucht war über ihn hergefallen wie ein Raubtier; — über ihn! Schreck, Angst um die Verschwundene! Entsetzen über das Geklatsch der Leute. Beschmutzt ist er sich vorgekommen! Nicht ausgegangen ist er mehr, er, der Behagliche, der ehrengute Mann!

Der Nagel in seinem Schlafzimmer, an dem er abends seinen Humor aufzuhängen pflegte, blieb leer, denn er behielt sein bißchen Humor auch nachts bei sich wie eine Wärmflasche.

Ja, er hatte es sich manchmal vorgestellt in der Zeit seiner Eifersucht, daß er edelmütig sein wollte. Edelmütig! Das war ihm aber so gewissermaßen theatralisch vorgekommen, so dumm schön, daß er fast taktvoll diese Idee sein ließ, als hätte man ihm zugemutet, mit einem Federbarett über die Straße zu gehen. Nein, das brummende Eifersüchtigsein war für ihn gerade das Richtige, so ein kleiner, runder Mann mußte gerade so sein, wenn er in seiner Rolle bleiben wollte. Für seine Rolle, die er im Leben spielte, hatte er sehr viel

Gefühl. Er wollte nicht besser sein, als es ihm zukam — und auch nicht schlechter.

Einmal war er aus dieser Rolle gefallen, als er sich das moderne Schlafzimmer gekauft hatte — und das war ihm übel genug bekommen. Treu soll sich einer bleiben. Ein fataler Kerl, der an sich herumpfuscht und Dinge tut, die ihm nicht sitzen.

Karl Theodor war doch Künstler, und ein ganz feiner, ehrlicher Kerl dazu. Das fand auch Marianne Gamander. Sie sprach warm mit dem guten Menschen, sie fühlte das brave Echte und Hilflose seiner Natur.

„Ja," sagte Karl Theodor, „das ist alles ganz schön, liebe Frau Gamander; aber glauben Sie mir, die Kleine wird niemals glücklich mit diesem Renk. Zwei Efeustöcke verwirren sich nur ineinander, eins von den beiden müßte doch so etwas Ähnliches wie ein fester Strunk sein."

„Jawohl," sagte Marianne, „Sie guter Mensch; — aber haben Sie denn auch noch jetzt Verantwortung nötig für Ihren Efeustock? — Ich glaube doch kaum! Mir scheint, als hätte er sich recht deutlich von Ihnen weggerankt, und weshalb soll die kleine Hortensie denn durchaus glücklich sein? — Ist gar nicht so notwendig, im Gegenteil. — Weshalb wollen Sie sie so ängstlich vor Leid und Erkennen beschützen?"

„Ach," sagte Karl Theodor, „sie ist so ein zarter Wisch, — ich glaube, da wird's nicht viel mit Erkenntnis werden. Es ist schon besser, ich behalte sie — und sehen Sie, sie ist mir teuer zu stehen gekommen."

Da griff Karl Theodor in seine Brusttasche, nahm ein Notizbuch heraus, suchte darin und gab Marianne ein quadratisches Blättchen in die Hand. Sie sah es lange an. Eine Zeichnung. — Ein Kreuz, an dem ein kleiner, feister Mann in Lodenjoppe und Sportsbeinkleidern hing, das Filzhütchen im Gesicht. Ein Pfefferkuchenherz auf der Brust, aus dem ein Blutstrahl sprang und auf eine junge Person

sprühte, die am Fuße des Kreuzes saß und mit einem jungen Manne scharmuzierte und mit ihm Kaffee trank. Marianne schaute betroffen auf Karl Theodor.

„Ja,“ sagte dieser, „das bin ich, so bin ich, so litt ich, so dumm. So dumm sah ich dabei aus; aber schließlich, Schmerz bleibt Schmerz. Viel Worte sind nicht meine Sache. Das Bildchen hier ist mein Paß.“

Marianne war bewegt. Er hätte nichts Unmittelbareres tun können, um sich ihr verständlich zu machen.

„Die Frau“, sagte er, „ist mir eben teuer zu stehen gekommen. Ich werde sie lassen, wenn es durchaus sein muß. Noch aber sind wir nicht so weit. — Wollen sehen. — Übereilung ist nicht mein Fall.“ —

„Sie sind ein guter Lebenssoldat,“ sagte Marianne, „aber ob es das Rechte ist, so hartnäckig festzuhalten? Meinen Sie? Das Bildchen ist wohl aus derselben Herzensnot und Sehnsucht entstanden, aus der die großen Kunstwerke dieser Erde entstehen. — Die Menschen schaffen und handeln nach der Tiefe ihrer Sehnsucht und Seelennot. Ohne das kleine Schmerzenswerk hätte ich Ihnen gewiß auf das wärmste zugeredet: machen Sie sich frei, auf alle Fälle. Nun sage ich: lassen Sie sich von Ihrem Empfinden führen.“ Sie gab Karl Theodor die Hand.

„Ich möchte“, sagte der, „jetzt schon meine Frau sprechen. Wir müssen nur bedenken, wie es sich am besten einrichten läßt. Möglichst, ohne sie allzusehr zu erregen. Sie können ihr ja sagen, wenn sie es sich nicht selbst sagt, daß ich kein furchterregender Gegenstand bin.“

So kam es, daß Karl Theodor mit seiner Frau Hortensie einen Spaziergang machte. Marianne hatte das zarte Wesen vorbereitet, hatte sie allein in ihrem Zimmerchen getroffen, in dem sie verstimmt, hungrig und gelangweilt auf dem Bette lag.

Der kleine Baron war bei Tische sehr trübselig gewesen. Hortensiens Betragen am Vormittage lag wie eine schwere, drückende Last auf ihm. Zu Mittag hatte es wieder Forellen gegeben und zum Dessert kristallhelles Weingelee. Hortense hatte noch immer nicht den Mut gehabt, andere Kost als ihr Gefährte sich auszubitten, so oft Marianne es ihr schon angeboten hatte. Hunger gehörte nun einmal zu ihrer Liebe. Der Baron hatte sie bisher noch niemals ordentlich essen sehen und liebte ihr zartes Nippen und daß sie wie ein Vögelchen pickte. Einem Menschen zuzusehen, der mit gutem Appetit aß, war ihm in der Seele zuwider.

So war Hortense mit der Zeit recht mutlos geworden. Zu Hause hatte sie immer vorsorgen können und war ziemlich gesättigt an das Picken gegangen; aber hier war das nicht möglich. Und dazu die elegische Verstimmung ihres Gefährten, die vielen stummen Stunden. — Er bemühte sich gar nicht um sie, war ganz in sich selbst versunken und verkrochen. — Ganz anders wie sonst.

Sie machten gewissermaßen in diesen Tagen, in denen sie so ganz aufeinander angewiesen waren, die Sicherheiten und Alltäglichkeiten der Ehe durch, bekamen einen Vorgeschmack davon. Die Festlichkeit ihrer Liebe war verschleiert. Sie sahen einander zu, wie sie litten, wie sie sich langweilten; die verschiedenartigen Gewohnheiten wurden fürs erste unbequem.

Hortense fragte Mariannen zaghaft: „Glauben Sie, Frau Samander, daß mein Mann auf Scheidung eingehen würde?“

„Wenn es sein muß, gewiß. Ihr Mann ist ein guter Mensch. Vertrauen Sie ihm.“

So ging Hortense ziemlich beruhigt, etwas beklommen und in leidlicher Zuversicht, daß sich etwas mit Karl Theodor erreichen ließe, den Nußbäumen zu, in deren Schatten der Ehemann auf sie wartete. Sie dachte, als sie ihn von weitem



sah: „Er sieht aus wie ein großes Weißbrot." Von dem Weißbrot aber streckte sich ein kurzer, runder Arm aus und faßte ihre Hände wortlos und stumm, und stumm ging er mit ihr. Er fand nichts, was er in diesem Falle hätte sagen können.

Er nahm noch immer wortlos ihren Arm und führte sie, und sie ließ es sich gefallen, betrachtete ihn von der Seite und dachte: „Wenn wir Kinder hätten, würden es kleine, dicke, hübsche, blondlockige Mädels sein." Ja, er sah aus wie der Vater von allerliebsten, rundlichen, kleinen Mädchen. Komisch, wie ihr so ein Gedanke kam. „Er hat so ein drolliges Profil wie ein großes Kind."

Es war ihr, als sähe sie ihn zum allerersten Mal.

Sie wurde innerlich ganz ruhig und ließ sich von ihm führen. Sie fand es auch richtig, daß er fürs erste nichts sprach. Was in aller Welt hätte er auch sagen sollen. So gingen sie — ihr war das Gehen ganz ungewöhnt, und er bemerkte bald, daß sie müde wurde. „Ja, ja," sagte er, „du wirst müde sein."

Sie waren auf einem behaglicheren Weg als dem Fußweg, der am schnellsten zum Berghause führte, halbwegs dem Städtchen nahe gekommen, und so saßen sie bald in einem kühlen Wirtsgarten unter dichten Kastanienbäumen, am Ufer des rauschenden Gebirgsbaches.

Der Abend brach sanft herein, und Karl Theodor bestellte eine ausführliche Mahlzeit. Lauter gute Dinge, deren Namen für Hortensie einen ganz merkwürdig angenehmen Klang hatten. Er bestellte auch Wein mit der gewissen Innigkeit der Stimme, die sie bei dieser Gelegenheit an ihm kannte. Ja, es war immer so gewesen, als schüttete er dem Kellner oder der Kellnerin, wenn es an das Weinbestellen ging, die ganze Tiefe seines Gemüts aus, als hinge das Wohl der Welt daran, was er wählte. Aber heute berührte sie diese heilige Handlung der Weinbestellung auch nicht besonders widerwärtig.

„Meinen Appetit", sagte er, „habe ich nicht verloren, — du wirst entschuldigen." Er sagte das so leichthin und ohne scharfe Bosheit, und doch —. Es lag etwas darin, was Hortensie erröten ließ, was sie tiefer erröten ließ als irgendeine Beschuldigung, die sie im Augenblicke hätte treffen können.

Ganz unvermittelt war ihr mit einem Male bewußt, daß sie ihm etwas Schweres angetan hatte. Bisher war ihr nur ihr eigenes Schicksal gegenwärtig gewesen, von dem seinigen hatte sie nur den Widerstand, den es auf das ihrige ausübte, empfunden. Er war nicht nur ihr unbequem und ihr lästig gewesen — er hatte ja auch gelitten! — Das Sichversenken in den anderen hat immer etwas Befreiendes, sprengt immer ein wenig den Schmetterlingspuppenzustand des Menschen. Hortensie wurde fast zum ersten Male im Leben weicher, als es ihre Art war. Sie kam über ihren ständigen Gefühlswärmegrad hinaus. Ganz unverständlich sah das Leiden Karl Theodors sie an — aber es sah sie doch an — und sie schlug die Augen davor nieder.

Das Essen wurde aufgetragen. Der Duft sehr gut gebratener Beefsteaks stieg Hortensie in das Näschen, und der Anblick einer Schüssel goldbraun gebackener pommes frites tat ihren Augen wohl. In ihrem Glase funkelte der edelste rote Terlaner. Nach den vielen zarten Gerichten vor und nach der Todesstunde tat ihr der erste Bissen dieses reellen Beefsteaks bis in den tiefsten Grund ihrer Seele wohl. Behagen durchrieselte sie. Die goldbraunen, duftenden Kartoffeln gingen ihr natürlicher zu Herzen wie Nietzsches ganze Herrlichkeit.

Ja, sie fühlte ähnlich wie Vater Esau, daß sie das Erstgeburtsrecht, das sie als stilisierte und differenzierte moderne Frau beanspruchen konnte, unbedenklich für diese Schüssel köstlicher pommes frites dahingeben würde, — und nach diesen Empfindungen war auch ihr Appetit.



Karl Theodor sah sie zum ersten Male ganz unverfälscht und unaffektiert essen, — von ganzer Seele und ganzem Leibe und ganzem Gemüte. — Und da war nichts Unechtes! — Das fühlte und sah Karl Theodor. „Die ist mir gut ausgehungert wieder zugelaufen“, dachte er gutmütig, und er betrachtete sie mit ähnlichen Gefühlen, wie er seinen Pudel einst betrachtete, als der sich verloren hatte.

Alles ist sich hier auf Erden so unendlich nah verwandt, auch das sich scheinbar ganz Unähnliche. Man fällt nie aus der Einheit der Dinge heraus. Dies vorzügliche, eheliche Abendessen des in seiner Ehe gestörten Paares brachte eine wohlgesättigte Stimmung mit sich, etwas ganz Gutes. Hortensie fühlte sich seit langer Zeit zum ersten Male satt und friedlich. Ein kleines, junges Hündchen winselte am Tisch umher. Sie nahm es auf, spielte mit ihm und sagte: „Schau nur, wie herzig.“ Sie sagte das wie ein gutes, eingewöhntes Ehefrauchen, so daß es Karl Theodor nach all der Unbehaglichkeit seiner letzten Jahre ganz warm ums Herz wurde. Um die Welt hätte er jetzt kein störendes Wort ausgesprochen; er, der arme, nach Behagen schnappende, gutmütige Mensch, genoß diese für ihn unmotivierte Stunde wie ein Traumbild seiner Ideale.

So wurde an diesem Abend kein Wort über die schwerwiegende Angelegenheit zwischen den Ehegatten gesprochen. Sie waren so nett miteinander gegangen, wenn auch stumm, sie hatten so gut und friedlich miteinander gegessen, mit so vortrefflichem Appetit. Sie hatten miteinander ein junges Hündchen getätschelt und mit dem Tierchen gespielt; das war, was man von einem ordentlichen Ehepaar auf einem Spaziergange verlangen konnte.

Karl Theodor fiel ganz diesem Eindruck zu und schob alles andere beiseite, denn seine Seele war nach Behagen, seinem Lebenselement, ausgehungert wie ein Wolf, und Hortensie wollte auch nicht denken. Sie war im Grunde ganz zermürbt

von all den schweren Ereignissen und Seelenerregungen, die ihrer kleinen, kühlen Flatterseele wahrscheinlich kein Bedürfnis gewesen waren. Sie hatte nicht geahnt, daß sie mit der Stilisierung ihres Persönchens das Schicksal und Wesen dieses Stils auf sich geladen hatte.

So gingen sie bei anbrechendem Abend miteinander dem Berghause wieder zu, zum alten Hause zur Flamm'.

Unterwegs wurde Hortensie müde und strauchelte, da hob Karl Theodor die zarte Gestalt auf seine Arme und trug sie, unter der Last schwer schreitend, den Bergweg hinauf.

„Ach geh," sagte Hortensie, „ach geh!" Sie war wirklich ganz beschämt.

Er hielt sie aber — und trug sein Kreuz — sein Ehekreuz — keuchend. Er trug es, weil es ihm so ums Herz war, weil er wohl ein Gewohnheitsmensch war, ein armer, verrannter Teufel, ein Glückssucher auf steinigem Boden, einer von denen, denen nicht zu helfen ist — auf keine Weise, die sich selbst helfen durch ihre grenzenlose Ausdauer; unter deren unverständigem Wollen und Müssen schließlich Steine zu kargem Brote werden.

In dieser selben Nacht saß der arme kleine Baron sorgfältig angekleidet mit verbundenem Kopfe in seinem Zimmerchen und schrieb. Der Koffer stand gepackt und verschlossen.

Der Baron schrieb: Ich hatte nicht die Kraft zu leben. Ich hatte nicht die Kraft zu sterben. — Ich habe nicht die Kraft zu lieben. — Ich kann ein anderes, fremdes und sei es das geliebteste Wesen nicht neben mir ertragen. — Ich kann nur mich selbst ertragen. — Und mich selbst kann ich ebensowenig ertragen. Entfliehen kann ich mir selbst nicht. — Könnte ich es, so müßte es geschehen, als das einzige, zu dem ich fähig sein würde. — Ich sehe die Dinge dieser Erde in ihrer Vergänglichkeit vor mir. Ich glaube an die Dinge dieser Erde nicht, wie ich an ein jenseitiges Leben nicht glaube. Das Wesen der Dinge dieser Erde ist also: Ich liebe. — Ich

liebte bis zum Tode. — Ich starb aus Liebe. Ich wurde gerettet. Ich bin vereint mit meiner Lieben, derentwegen ich sterben wollte. Ich werde die Geliebte fürs Leben besitzen dürfen. — Man wird gut und edelmütig sein, man wird sie mir lassen. Während ich aber ihrem Besitze hoffnungsvoll entgegensehe, in das Glück mich hineinlebe, zerfällt die blühende Liebe, wird Staub und Asche. — — Wo ist sie hin? Ich fühle sie nicht mehr, — ich sehe sie nicht mehr. — Ich wollte für die Wahrheit meiner Liebe in den Tod gehen, wo aber ist diese Wahrheit? Wo ist diese Liebe?

Heute fliehe ich das, was ich gestern noch so heiß erstrebte.

Ich bin wach aus Überreizung, aus Schwäche. — Ihr Gesunden schlaft aus Stärke. Ich aber sehe in meiner wachen Schwachheit das Wesen der Dinge dieser Erde. Laßt mich! Du liebliche Täuschung Hortensie, die ich im Tode noch fassen und ergründen wollte! — Leb wohl, — vergiß den Schwachen, den, der nicht leben und nicht sterben und nicht glauben und nicht lieben kann, der alles in seiner Vergänglichkeit und Häßlichkeit sieht, weil er nicht stark genug ist, einen Traum mit Händen zu halten.

Ich reise heute nacht noch. Suche mich nie, Hortensie. Vergiß mich. Und du, du Sommerfrau, du Sommerbild des Lebens, du, die das Rätsel des Lebens gelöst hast, sei gesegnet. — Auch du weißt, daß alles vergeht, daß alles Schein ist. — Aber du selbst wirst zur Wahrheit und zur Güte! — Mag die Welt wie ein Meer tausendgestaltig, formvoll formlos um dich wogen, du bleibst unerschütterlich. Das Gutsein, das Gütigsein zu allem, ist dein schöpferisches Geheimnis. Sei gesegnet.

So machte sich der kleine Baron in dunkler Nacht auf die Reise. Sein armes verbundenes Köpfchen hinderte ihn nicht, seinem Glücke, für das er noch kürzlich schnurstracks in den Tod gehen wollte, zu entfliehen. Er fand mühselig und

schmerzvoll den Weg, der ihn vom Haus zur Flamm' abwärts führte.

So war die Geschichte der beiden Erschossenen schneller beendet, als Marianne und Hermann Gamander gedacht hatten.

„Ja, selten fällt", sagte Baumgarten bei dieser Gelegenheit, „ein reifer, süßer Apfel vom Liebesbaum. Auch die Geschichte vom armen Karl Theodor und seiner wiedergewonnenen Ungetreuen ist eine traurige Sache in der Geschichte der Lieben dieser Erde."

Jonathan Baumgarten war, als er von dem ersten glücksschweren Wiedersehen mit Marianne heimwärts zu seiner Keiche ging, dem schleppenden Ehemanne begegnet. Er selbst war im tiefen, schweren Glück, an dem seine Seele trug, den Bergweg hinabgegangen in großen, freien, glückseligen Schritten. Er hatte droben mit der geliebten Frau von seinem Leben gesprochen. Sie hatte ihn verstanden.

„Aber ich bin frei wie du," hatte sie gesagt, „auch ohne Keiche. Ja, mein Geliebtester, ich bin vielleicht noch freier. Ich brauche gar keinen Apparat zu meiner Freiheit. — Sie ist da! Sie ist in mir selbst — und ich achte sie in jedem, ob er dazu in seiner Keiche sitzen und Holz hacken muß, ob er im Automobil sitzt und die Welt durchsaust, oder ob er, wie ich, ganz unauffällig lebt und in sich selbst frei ist und reift.

Nichts zwischen der Natur und mir! Das ist mein Bekenntnis, das Geheimnis meines Lebens. Darum habe ich keine Vorurteile, keine Menschenangst, keine Menschenanbetung, darum bin ich demütig für mich und meine Erdengenossen, ob sie verblendet sind oder nicht. Darum kann ich mit den anderen auch nicht mehr leben, ganz so wie du. Ich mag sie nur noch, wenn ich ihnen helfen, wenn ich sie trösten kann, ich denke oft: was habt ihr getan! Was habt ihr getan! daß ihr so ganz verschüttet seid von lauter wert-

losem Zeug! Wißt ihr denn eigentlich, daß das Leben nur ein paar Tage dauert? daß eure Seele in all eurer Geschäftigkeit schläft? das Eigentliche verschläft? allen Lebenszusammenhang verliert? Einen Blumenstrauß verschenken, einem armen Menschen zuhören, ein Kind erfreuen oder einem Menschen durch Verstehen helfen, dasein für irgendeinen, den Gott verließ und der sich auf dieser schrecklichen Welt nicht mehr zu trösten weiß, dem sie alle hinweggelaufen sind, das sind die großen, wichtigen Dinge des Lebens! Die ganze kluge Welt mit ihren Examen und Armeen und Richtern aller Sorte ist nicht das Große und Notwendige. — Bewahre. — Du sagtest: Wo sich etwas spreizt, nicht hinschauen! So ist's! So ist's!"

Und aus zwei Seelen flammte gleiches Erkennen.

Jonathan Baumgarten hatte nicht geahnt, daß, wenn zwei Menschen so ganz eins sind, ein Kuß ein so wundervolles Ding sei. Er hatte nicht gewußt, daß Seele und Seele so ineinander flammen können, daß Körper so ganz in Seligkeit sich auflösen, zu lauter Empfinden und Wissen und Seligkeiten werden können. Sie hatten es beide nicht geahnt und waren beide erschüttert und betroffen von ihrer großen Liebe zueinander. Daß der gute Ehemann sein Liebes- und Ehekreuz den Berg hinaufschleppte, war Baumgarten in seiner starken Glückseligkeit ein köstlicher Anblick gewesen. „Schleppt nur!" dachte er, auf dem Wege zur Keiche, die ihm nicht mehr das Symbol der stolzen, einsamen Freiheit zu sein schien wie noch vor wenigen Tagen.

An diesem Abend, an dem Marianne Gamanders und Baumgartens Liebe stark und erdenheimisch durch volles Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wurde, war das Haus zur Flamm' ganz von Leben durchglüht gewesen. Welches Geheimnis mochte in seinen Mauern liegen? Wer hatte ihm den Namen gegeben? Es stand sein Lebtag ruhig, vom Feuer

unversehrt. Welch brennendes Herz hat es einst wohl beherbergt? — Und daß es brennende Herzen so anzog! Und wie es selbst geliebt wurde, das Haus im Frucht- und Laubkleid, mit den alten grünen Fensterläden und den Sonnen- und Bergeslüften. Es wurde geliebt wie ein lebendiges Wesen von seiner Besitzerin Marianne.

Während Marianne und Baumgarten im Wohnzimmer ihre glückliche Zueinandergehörigkeit empfunden hatten, war Hermann in seinem Zimmer, schrieb und arbeitete und achtete darauf, daß niemand das erste ruhige Aussprechen seines Goldele mit Baumgarten störte.

Es waren Lebenselemente genug im Hause, denen nicht recht zu trauen war, die jeden Augenblick überkochen konnten, der kleine Baron in seinen Nöten und Entschlüssen, die ungetreue Gattin Hortense, der allzu getreue Ehemann, die arme, kleine Motte, an der sie alle einen stillen Kummer zu spüren begannen, Onkel Bernus, der sich zurückgezogen hatte, um zu packen, das naseweise Hausfräulein und der singende Doktor — und der singende Doktor war's, der auch wirklich einen Anlauf nahm, den Frieden des Hauses zu stören.

Hermann hörte seine schweren Schritte vor dem Fenster, ahnte nichts Gutes und rief ihm entgegen und war im selben Moment fast unter den leise rauschenden Bergkirschbäumen neben ihm. Da erfuhr er, daß Marianne noch heute hinunter in den Winkelhof kommen sollte zu den beiden einsamen Schwestern. Er, der Doktor, konnte da nicht weiter trösten. „Das ist mir zu hoch," sagte er, „Hermann, so ein wilder Balg wie die kleine Musikhexe, ist mir noch nicht unter die Hände gekommen. So ein Geschöpf ohne jede Einsicht, wie eine Südseeinsulanerin! Ich bitt dich, schick deine Mutter!" Hermann aber verteidigte sein Goldele und versicherte dem Doktor, daß er sie jetzt nicht hinunterließe, um keinen Preis, daß er es ihr gar nicht ausrichten würde.

„Herrgott noch einmal!" sagte der Doktor ärgerlich und

ratlos. — Nach einer Weile: „Dann komm du, dummer Bub. Weißt — schließlich am Ende nimmt sie sich vor dir noch eher zusammen, wenn du auch nicht ganz das Richtige bist. Also du kommst! — Läßt mich nicht hocken. Ich habe drunten beim Nägelbauern noch zu tun. Herrgott noch einmal!" Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. „So 'n Landdoktor! Auf Stadtleut bin i nöt eing'richt!"

Hermann ließ dem Doktor ein Glas Wein unter die Kirschbäume bringen, versprach ihm nochmals sicher zu kommen und war froh, als der große Mann pustend seinen Weg weiter fortsetzte.

Von Onkel Bernus mußte sich Hermann, ehe er ging, verabschieden, denn Onkel Bernus reiste morgen in aller Frühe, und es gab noch allerlei zu bereden.

Marianne hatte ihn gebeten, mit ihr und Baumgarten im Wohnzimmer, unter der lieben, alten Benareslampe, den letzten Abend zu verbringen. Er hatte ihr dies aber abgeschlagen.

„Ich würde mit dir den letzten, wie jeden, wie auch den allerletzten Abend, lieber wie mit irgendwem verbringen; aber mit deinem Strolch, nein — es gibt gewisse Dinge — gewisse Geschmacke — oder wie willst du's nennen" — er sprach nicht aus, „wozu der Bernus nicht zu haben ist. Nein, den netten Herrn überlasse ich dir nicht ungern allein. Wenn ihr genug geplaudert habt, werde ich mir erlauben, mich noch bei dir zu verabschieden."

Marianne hatte ihren alten Freund schmerzlich angeblickt. Er tat ihr leid. Bernus hatte diesen schmerzlichen Blick aufgefangen und wußte nicht recht, was er damit beginnen sollte.

Als Hermann sich von ihm für diesen Abend verabschiedete und ihm die Mission erzählte, die der Doktor ihm auferlegt hatte, lächelte Bernus: „Unsinn, Hermann, tut nichts Gutes, kommt nichts Böses. Daß ihr das noch immer nicht begriffen

habt, und habt's doch oft genug am eigenen Leibe ausprobiert. Frag dein Goldele nur, die eben wieder dabei ist, einen Narren kurieren zu wollen, ein ganz skrupelloses Subjekt.

Ich weiß nicht — diesmal ist mir's bei euch zu bunt! Ich hab' die Nerven, scheint's, nicht mehr, die man haben muß, um's auf eurem Gipfel auszuhalten."

Bernus war wirklich schlechter Laune, die zu tiefster Betroffenheit wurde, als er am späten Abend Mariannen, nachdem Baumgarten gegangen war, im Salon aufsuchte. Sie kam ihm so bewegt entgegen, so wie aus einer anderen, besseren Welt kommend. Geliebt und liebend hatte sie jetzt ihre volle Heimat auf Erden gefunden.

Die Spuren der Heimatlosigkeit sind aus Blick und Bewegung weggewischt. Sie ist kein Wanderer mehr, kein Sucher, eine Menschenseele, die aus gleichmäßigem, kühlem Schatten in die lebendige Sonne getreten ist, zum Quell des Lebens! Was Wunder, daß Bernus betroffen blickte, als er seine Freundin so leuchtend schön mit tief bewegtem Lächeln auf sich zukommen sah. Marianne faßte seine beiden Hände mit einer Bewegung, als wollte sie ihn schützen und behüten, ihm um die Welt nicht weh tun und ihm doch alles vertrauen.

„Du gönnst mir's, Bernus, — Bernus, daß ich ihn fand!" sagte sie bebend und leuchtend.

Der weltgewandte Lebenskünstler wußte seine Verwirrung nicht zu verbergen. „Um Gottes willen, Marianne! — Ich verstehe nicht — ich — —"

„Bernus," sagte Marianne voll Güte und Freundschaft zu ihm, „ich fand den, dem ich im Grunde meines Herzens verwandt bin, den ich von Grund meines Herzens liebe und der mich ebenso liebt — so fraglos, so ..."

„Wen?" fragte Bernus.

Er erfuhr's. Mariannen war, als täte sich ein Abgrund zwischen dem alt vertrauten Freunde und ihr auf.

Er konnte sich nicht beherrschen. Er fand kein Wort. Er löste seine Hände aus den ihren. Er fuhr sich an die Stirn, als wollte er wach werden.

„Allmächtiger, gütiger, — barmherziger Gott — diese Frau! Ja, willst du denn dein schönes, reiches Leben mit allem Mutwillen zerstören! — Denk doch an Hermann — wenn nicht an dich selbst! Diesen — diesen — diesen — ach! — Und wie du auch mir alles zerstörst! — Auch mir!"

„Dir?" sagte Marianne. „Du bleibst mir doch immer willkommen, auch wenn ich Baumgartens Frau bin."

Bernus lachte auf. „Deshalb ein so bewunderungswertes Leben — solche Güte — Klugheit — Schönheit und Liebenswürdigkeit, wie sie kein anderes Wesen auf Erden hat! Solch ein Götterbild! — Du verdienst nicht, was du bist! — Ich hab' dir's gesagt: Schlepper und Diener für alle und jeden — und die ganze Herrlichkeit schließlich für einen Narren, mit dem ich mich nicht zu Tische setzen möchte!"

Bernus war außer sich, verzweifelt.

„Bernus, wie kannst du das wagen!" sagte Marianne ruhig.

„Ja, das wage ich!" sagte Bernus. „Du bist dein Lebtag gottlos mit dir verfahren — und jetzt!"

„Ach, Bernus," sagte Marianne, „dein Zorn sagt mir, wie wenig du mich verstehst — und wie wenig du im Grunde das Recht hast, mich zu lieben. Du weißt von der Frau gar nichts, die ihren Lebensweg geht — du weißt von dem demütigen Stück Natur nichts, das weiter nichts verlangt, als was eben ein armes, stolzes Stück Natur verlangt. Die ganze dressierte Geheimratswelt kommt diesem Stück Natur so winzig drollig vor, wie du's dir gar nicht vorstellen kannst. — Wie eine Wiese und ein Baum Sonne und Regen verlangt und nur das — und sich nie und nie irre machen läßt, so verlang auch ich nur Sonne und Regen und das ist Güte, Wärme

und Wahrheit. — Alles andere, auch Kunst — und was ihr alles habt, — alles — alles — alles — alles — alles, ersetzt mir nie, was ich als innerstes Verlangen will.

Eine Wiese gibt sich auch nicht mit elektrischem Lichte zufrieden. — Ich will Sonne und wollte immer Sonne und nur Sonne, die ganz echte, richtige Sonne — die zu mir gehört. Ich habe um sie bei euch allen gedient, hab' mich gedemütigt, hab' euch lachen gemacht — hab' euch beschenkt, ja, wie ein Schlepper, du hast recht, hab' euch Wunderdinge gesagt und immer gehofft, meine Sonne bricht durch, — meine Sonne bricht durch in eurem Lachen oder im Weinen oder in eurem Lieben —; aber nein! — Nein! Nein! — Habt ihr gar keine? ist sie verschluckt? verschüttet? Was habt ihr damit gemacht? Ihr Ärmsten —! Ihr Halbtoten! Ihr Sünder!

Nichts habt ihr mir gegeben, nichts! Ich war nicht besser und nicht schlechter daran als ein gutgestellter Hofnarr. — Ich aber sagte mir im Kämmerlein immer wieder: Hoff, Narr! und redete meinem suchenden Herzen Mut zu. Den eure Kultur längst zertreten hat, der zornige Wilde ist oft im Geiste in mir aufgetaucht und hat gezürnt und getobt, wie ihr es nicht gewohnt seid. — Als ich dir sagte: Ich fürchtete mich nicht einmal, an den Türen zu horchen, um die unverfälschte Wahrheit zu hören, sagtest du, daß das niedrig sei! — Ist's niedrig von einem Verdursteten, sehnsüchtig nach dem Rauschen der Quelle mit dem Ohr an der Erde zu liegen? — Ach, redet gar nichts! Ihr wißt nichts! Werdet Tugendbündel! Zwei Teufel in der Hölle meinetwegen, die sich so ganz verstehn, so ganz und gar — so heiß und wahr — so unüberwindlich eins, — sind den tiefsten Geheimnissen dieser Welt näher als alle Philister in der kühlen Kellerluft ihrer Gefühle.

Jetzt aber hab' ich Sonne gefunden. Ich fühl' sie! Da gibt's keinen Zweifel! Frag' du irgendeinen dummen Baum, ob er die Sonne will — oder ob er was anderes dafür möchte.

Gut, sitz du nicht mit uns zu Tische! — Du Sonnen-

sucher selbst. Hätte ich Hermann nicht gehabt, ich wär unter euch allen verzweifelt; aber der ist gottlob Blut von meinem Blut, mein Versteher."

„Gräßlich," sagte Bernus scheinbar ruhig, „der versteht dich! — Du stürzest dahin! — Du, die Klare, Ruhige, Gütige!"

„Ja, das alles bin ich, trotzdem mein Zorn dir nicht unbekannt ist — aber entsetzlich oder gräßlich?"

„Ich sage entsetzlich, Hermanns wegen, Marianne. — Das ist eine wahnwitzige Gesinnung für den Buben, — der, soviel ich weiß, kein Stück Wiese ist, sondern ein junger Mensch, der in der geregelten Kulturwelt, die du ‚Geheimratswelt' nennst, seinen Weg machen soll, der mit Herzenswallungen allerdings wenig zu tun hat."

„Was nennst du Herzenswallungen, Bernus? Meinst du damit das wirkliche, wahrhaftige Leben im tiefsten Kern, das Sich-selbst-haben? Das Sich-selbst-leben? — Oder was meinst du mit Herzenswallungen?"

„Ich meine ganz einfach das Gefühlsleben, Marianne. Das Gefühlsleben zu unterdrücken, zu vergessen, ist ja hier auf dieser Welt des Intellekts meist unsere schwere Pflicht, die mit mehr oder weniger Grazie erfüllt sein will."

„Wie das prächtig klingt, Bernus", lachte Marianne auf ihre alte, liebliche Art. „So schön und vernünftig klingt's; — aber es heißt doch eigentlich, übersetzt ins ewig Heilige, Unvernünftige: das Herzensleben, — das Wissen von sich selbst und vom andern, zertrampeln, ersticken, überrennen, ist unsere erste schwere Pflicht, um möglichst bald und ungehindert zu Stellung, Geld und Ansehen zu gelangen. Ach, geh, Bernus! — Reden wir nicht mehr. Du bist bös auf mich. — Deshalb erscheint dir alles, was ich sage und tue, dumm und kraß. Laß Zeit verstrichen sein, und du wirst sehen, deine gute Freundin war so unsinnig nicht. Ist unsere Freundschaft nicht schön und uns teuer? Ist mein Haus nicht lieb und heimlich? Ist mein Bub nicht ein guter, lieber

Bub, der liebste, den ich weiß? Hab' ich mein Leben nicht ganz gut geführt? Hab' ich Schulden? Hast du mich je unsinnige Dinge tun sehen? Und nun auf einmal, weil du's nicht überschaust und nicht verstehen kannst, hältst du mich für einen Narren, über den man die Arme gen Himmel recken muß, — und wirst bitterböse abreisen. — Wärst du lieb und gut, würde dein Herz viel schneller wie dein Verstand spüren, daß hier mein ganzes Wesen blüht; — würdest es mir sogar gönnen; — aber du verläßt dich auf das grobe Verstandesinstrument und hättest die feinsten, feinsten Fühlfäden, — wenn du nur wolltest.

Ja, wir erleben's freilich nicht; und niemand erlebt's; aber man darf davon träumen, daß eine Zeit käme, in der euer kaltes Verständchen ganz fadenscheinig umherläuft und jammert — dann erst wird die Kultur des schauenden Herzens kommen, dann erst kommen die großen Dichter und die großen Versteher und die großen, guten Menschen. Das Wissen vom andern ist dann Kunst geworden, und das fürchterliche Tappen im Dunkeln ist so furchtbar nicht mehr. — Und viele, viele Menschen verstehen einander, und die Einsamkeit ist nicht mehr so entsetzlich, denn das lebendige Herz ist ein großer, großer Seher und Begreifer, — den ihr habt verhungern und verdursten lassen! Und dann komme auch ich wieder, das laß ich mir nicht nehmen, und bin erst daheim — und brauche nicht mehr gegen so vorsintflutliche Tiere zu kämpfen, wie du eben eins bist, Bernus."

Marianne lächelte.

„Gott gebe," sagte Bernus, „daß aller Irrtum hier auf meiner Seite liegt. Leb wohl, Marianne. — Hermann begleitet mich morgen, in aller Frühe, zur Bahn."

„Bleib einen Tag länger, Bernus," bat Marianne weich, „du wirst mich besser verstehen. Überschau mein ganzes Leben, du wirst sehn, mir mußte das kommen, was jetzt gekommen ist. Sag dir einmal, wäre es eigentlich denkbar, daß gerade

ich, ohne einen Menschen wirklich geliebt zu haben, von dieser Erde gehen sollte? —"

Bernus gab ihr die Hand. „Leb wohl — leb wohl. Gott gebe, daß ich mich irre, Marianne. Ich habe hier keinen Ehrgeiz, recht zu haben. Du kennst mich und meine Gewohnheiten und meine Art besser wie irgend jemand. Es gibt Abgründe, über die ich auch dir zuliebe nicht springen kann. — Leb wohl."

Er drückte ihr die Hand, berührte diese mit seinen Lippen.

„Bernus", sagte Marianne bewegt, als sie sah, wie erschüttert ihr guter Freund von ihr ging, ohne daß sie ihm helfen oder ihn beruhigen konnte.

Im Winkelhof wurde Hermann von der jüngeren Schwester froh begrüßt. „Sibylle", sagte sie, „ist im Garten draußen." Die Lampe brannte im Zimmer. Der kleine Stutzflügel, den die Mädchen aus München mitgebracht hatten, stand offen. „Sie hat vorhin etwas musiziert," Maria sprach das leise, wie jemand, der immer auf der Hut ist, „aber sie ist dann erst recht schwermütig. Ach," meinte Maria, „wir kommen da so hergeschneit — und Sie und Ihre Mutter werden nun durch uns beunruhigt.

Sind Sie auch nur unsertwegen den Berg heruntergekommen?"

„Ja, denken Sie mal," sagte Hermann, „und befinde mich ganz wohl." Sein frisches Lachen steckte auch das junge bedrückte Geschöpf an.

Sie lachte, wie ein Kind unter Tränen lacht. Hermann empfand dadurch, wie schwer das arme Mädel an ihrer Sorge trug, denn sie war in diesem kurzen, hellen Augenblick wie in Sonne getaucht.

„Sie können ja wie Friedel lachen!" meinte er.

„Ja, wir sind die Fröhlichsten gewesen, die Sie sich denken können, wie zwei Vögel. Wer uns kannte, sagte zwar: Die

armen Dinger, die beiden Herumgestoßenen. Wir sind früh verwaist, und bald steckten wir bei diesen Verwandten, bald bei jenen, und zuletzt haben allerlei Tanten ihr Glück an uns probiert. Wir hatten aber unsere Musik und gehörten zusammen, haben die Heimat mit uns getragen wie unseren kleinen Stutzflügel. Und wir beide waren immer etwas Ganzes miteinander. Ach, Sie glauben nicht, wie gut das alles war. Denken Sie, wir beide lebten ganz in Musik, alle unsere Pläne waren Musik, gelernt haben wir sonst alle zwei nicht viel, ein bisserl Sprachen und was man so braucht. — Und dann wurde Sibyllens Stimme so außerordentlich schön, da lag die ganze Welt uns offen. — Und dann plötzlich brach diese schreckliche Erkrankung des Herzens bei ihr aus. — Sie war immer schon krank gewesen ohne es zu wissen. Mein Klavierspiel hat nun keinen Sinn mehr und ihre Stimme ebensowenig, und Sibylle sagt: Etwas Sinnloses mit sich herumtragen ist schrecklich. — Wir haben heute miteinander gespielt, aber Sibyllen greift auch das an. Sie ist ganz verzweifelt hinaus in den Garten gegangen. Vor allem schadet ihr Erregung, aber wie kann ich sie davor schützen? Sonst haben wir so viel miteinander gelacht und haben kaum gespürt, daß wir beide heimatlos waren — und jetzt?" Tränen stiegen ihr in die Augen. „Ich weiß mir gar nicht zu helfen — das sehen Sie daran," sie lächelte schmerzlich, „daß ich mich vor Ihnen so gehen lasse."

„Das finde ich ganz natürlich." Er sprach so einfach und selbstverständlich über die Lage der beiden Mädchen, daß es der Kleinen heimisch zumute wurde. „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ein Bauer bin und von Kunst nichts verstehe; das ist auch so. Ich liebe auch Kunst, ganz gewiß, wie ich die Natur liebe, aber so oft habe ich den Verdacht, daß es mit ihr nicht so recht Ernst ist, daß die Leute so eine Art Gefühlsindustrie treiben, und dann langweilt sie mich. Nie wird mich der Kummer Ihrer Schwester langweilen."

In dem Augenblick, als Hermann dies ehrlich und energisch gesagt hatte, war Sibylle eingetreten, hatte offenbar die letzten Worte gehört. Sie trug eine rote, faltige Seidenbluse, sah in den Schultern breiter aus als sonst im zarten, weißen Kleide. Ihr Kopf, ihre ganze Erscheinung, machte den Eindruck erregter Leidenschaftlichkeit.

„Wen langweil' ich?" fragte sie herb. „Dich, Maria?" Sie ging in leichten, elastischen Schritten durch den großen, uralten Raum. „Wenn du dich langweilst, so geh' doch! — Das kann ich dir sagen, mir kann kein Mensch helfen! — Niemand! — Ganz gleichgültig, wer da ist! Du bist viel zu gut für mich! Verschwendung!" Sie ging ans Klavier, griff heftig ein paar Akkorde. Maria stand wie ein armes Kind, dem ein schmerzliches Unrecht geschieht, ganz hilflos.

„Sibylle", sagte sie weich. Nicht vorwurfsvoll sprach sie den Namen aus, sondern fast ohne Ausdruck.

„Ja, ich weiß," sagte Sibylle, — „ich bin schlecht. — Ich bin eine wahre Otter! — Ich weiß nicht — wir sind doch zu schlecht erzogen! Wer hat sich denn um uns gekümmert? — Kein Kuckuck." Sie fiel vor dem Stuhl, der vor dem Flügel stand, in die Knie und verbarg den Kopf in die Hände. „Ich weiß, daß ich Maria langweile! — Ich finde es auch einfach verrückt vom Doktor, daß er Sie zu uns hergeschleppt hat! Ganz verrückt. — Was gehen wir Sie an? — Hätte uns jemand gesagt, daß solche Qualen wie mich die Menschen im Leben treffen können, das wäre gescheiter gewesen wie alles dumme Zeug!"

Hermann trat Sibylle etwas näher. Sie hatte den tränenüberströmten Kopf wieder aufgerichtet. „Der Doktor hat bei uns gesagt: Wenn Sie Geduld haben würden, ging alles besser, als Sie glauben."

„Ah! Ja! — Krüppelei in der Kunst! — Wo man so schon nur mit Fliegenkräften darangehen muß!" Wieder barg sie den Kopf in die Hände. „Es sollen nur alle auf-

hören auf mich einzusprechen. Die einzig Vernünftige ist Maria! — Und ich bin so unliebenswürdig, so abscheulich — ganz gemein!" Sie sah kindlich hilflos zu den beiden auf. In diesem Augenblick veränderte sich ihr Gesicht, eine gelbliche Blässe überzog es, die Züge bekamen etwas Verzerrtes, der ganze Körper war krampfhaft gepeinigt.

Hermann und Maria neigten sich über sie. Hermann hob sie auf und führte sie, sie halb tragend, zum Sofa. Sie lag wie bewußtlos in seinen Armen. Er konnte sich nicht anders helfen, er mußte sich selbst so niederlassen, daß sie ganz an seiner Brust ruhte. Maria hatte ihr die Füße aufs Sofa gehoben. So fühlte er ein fremdes, zartes Leben. Das junge, blasse, leidenschaftliche Gesicht, die gequälte Gestalt, das große Seelenleid, das ihm so nah war und doch so fern, berührte ihn ganz wunderlich. Er staunte über die fremde Körperlichkeit, und daß er dieses Mädchen so geheimnisvoll lebendig empfand. Die Geschöpfe sehen ist anders als sie fühlen und empfinden. Ihr Haar hatte einen natürlichen, sanften Wohlgeruch. Ihr schmiegsamer Körper war so jugendleicht, ihr Gesicht, so erschien es ihm, duftete nach Pfirsich. Ein geheimnisvolles Von-ihr-wissen durchdrang ihn. Ihm erschien es, als kenne er sie inniger wie sonst irgendein anderes Wesen.

Bewegt legte er sie, als die Qualen ihres Körpers nachzulassen schienen, auf dem Sofa zurecht. Und nicht lange währte es, so kam wieder leichteres Leben in das arme Geschöpf. Maria kniete vor ihr, streichelte ihr die Wangen, war so zart mit ihr wie eine arme, geängstigte Mutter mit ihrem Kinde. Beide Schwestern gingen Hermann sehr zu Herzen, das sonnige, kinderhafte Mädchen in seiner Bedrücktheit erschien ihm unendlich rührend, und er dachte: Hier soll mein Goldele wirklich helfen.

Als Sibylle sich von dem schweren Anfall ein wenig erholt hatte, ging Maria zur Wirtin hinunter, um das Abendessen



zu bestellen. Der Tisch wurde gedeckt, und alle drei, wie drei gute Kinder, verzehrten ihr Abendbrot miteinander. Maria schnitt Sibyllen ein paar zarte Bissen, und Hermann brachte sie ihr, hielt ihr den Teller, kniete vor ihr und erlaubte nicht, daß sie sich aus ihrer liegenden Stellung aufrichtete. Maria meinte: „Der Doktor hat recht, der sagte: Wie ein guter Bruder würden Sie zu uns sein, und so ist's auch. Sie sind wie ein Verwandter. Mit Ihnen ist die große Rederei gar nicht nötig. Bei andern Leuten denkt man immer, man muß was sagen."

„Nein," meinte Hermann, „wenn uns gerade nichts einfällt, wollen wir uns nicht plagen. Heute erzählte mir Friedels Mutter, daß er gesagt hat, die Blumen haben die größten Seelen, weil sie nie sprechen und nie schimpfen. Ich finde, auch die Menschen sprechen viel zu viel. Jeder will immer sagen: Siehst du, so bin ich, und der andere will's gar nicht wissen. Ich höre gern zu, weil ich ganz ruhig in mir selbst bin. Ich will nichts leidenschaftlich und finde mein Urteil durchaus nicht sehr wichtig. Ich bin auch überzeugt, daß wir alle gar nichts besonders tief verstehen, außer uns selbst manchmal."

„Ach," sagte Sibylle leise, „und wir! Ich bin das Gegenteil davon, ich bin nicht ruhig, gar nicht."

„Ich kann mir's denken", sagte Hermann.

„Nein, niemand kann sich das denken", flüsterte sie heftig. „Zu singen, wie noch niemand auf Erden sang! — Sonst würd' ich es nicht wollen."

„Nun, und dann?" fragte Hermann. „Wollen Sie die Menschen damit glücklich oder neidisch machen? Sie wollen sich größer machen als alle. Mich würde das nicht verlocken, aber ich kann mir's denken, daß Sie es verlockt."

„Das ist viel tiefer," sagte Sibylle, „ich wollte — ganz zu Musik werden, ganz ohne Körper, ganz, ganz ..."

Hermann blickte sie still an. Nach einer Weile sagte er:

„Ich verstehe Sie doch." Das sagte er einfach und ehrlich, mit voller Gewichtigkeit dieses: ich verstehe Sie doch. Das kranke Mädchen spürte die große Wahrhaftigkeit seiner Natur. Ja, er schien sie verstanden zu haben, und das tat ihr wohl. Sie war aus der Einsamkeit ihres Schmerzes für den Augenblick erlöst. Als hätte ihr dies Mut gegeben, bat sie: „Maria, spiel etwas."

„So spät am Abend, Sibylle?"

„Ich sehne mich nach Musik." Die Stimme der Kranken war von rührender Zartheit.

Maria spielte, und Hermann verwunderte sich über die große Kunst des wunderschönen Kindes. Sibylle hörte mit tiefen, heißen Augen zu. Hermann blickte sie mit Bewunderung an. Sie trug für ihn ein Leid wie aus einer anderen Welt. Mitleid berührte ihn mächtig, die seherische Kraft seiner Mutter, das Mitleiden; und seine Sinne empfanden noch den Duft des dunklen Haares und den Duft des jungen Gesichts, die ungeahnte Körperlichkeit des fremden Geschöpfes.

Bewegt ging er spät dem Haus zur Flamm' wieder zu. Er fand seine Mutter allein im Salon nach dem Abschied von Onkel Bernus. Hermann empfand, daß sie nicht ruhig war, und so kam es, daß er vor ihrem Stuhle niederkniete und seinen Kopf auf ihre Schulter legte und wortlos so bei ihr blieb.

„Nicht wahr, Goldele," sagte er nach langem Schweigen, „ich bleib deine Ewigkeit? — Und wie geht's dem Sommertag?"

Marianne lächelte. „Der Sommertag, mein Liebling, ist ein schöner, warmer, sonniger Sommertag." Ihre Stimme klang so weich.

„Sonst wär's keiner, Goldele."

„Gönnst du mir's?—Ist kein Gedanke in dir, der dich quält?"

„Keiner." Er wühlte sich mit seinem Kopfe in ihre Schulter ein, wie er als Kind schon immer getan hatte, wenn er ihr nah sein wollte; dann erzählte er ihr, daß der Doktor sie hin-

unter in den Winkelhof hatte haben wollen und daß er wieder statt ihrer gegangen war.

„Nun, und was konntest du dort tun?“ fragte Marianne.

„Nichts. Wir haben geplaudert, und ich hab'e die kranke Schwester in meinen Armen gehalten, als sie so etwas wie ohnmächtig wurde.“

„Du?“ „Ja.“ „War's keine eklige Person, keine Laus? oder wie es dir beliebt dich auszudrücken?“ „Nein, Mutterle.“ „Da müssen sie ja etwas sehr Merkwürdiges sein.“ „Sind sie auch. Du mußt zu ihnen gehn. Eigentlich sollten wir sie hier heraufnehmen. Ich glaube, daß sie es verdienen. Sie sind sehr verlassen.“ „So,“ meinte Marianne, „ich werde gewiß zu ihnen gehn. Du, Baumgarten hat heut mit mir über dich gesprochen. Er wundert sich, daß du Archäologie studierst.“

„Komischer Herr, was soll ich denn studieren? — Und bleib ich dabei? — Und wenn ich blieb, Mutterle, doch einzig nur, weil ich hoff', damit kein Unheil anzurichten. — Die Vergangenheit ist schmerzlos, und Recht und Unrecht kommt nicht zur Sprache, und die Verantwortung gegen Steine etwa drückt nicht. Wenn einer das Glück hat, kann er in der Erde wühlen wie Friedel. Und es gibt zu ordnen, zu kasteln und zu schnuppern. Richter, wie der Sommertag, werd ich nicht, fiel mir ein — selbstverständlich nicht. Die Harmlosigkeit vom Sommertag, die er so schön hatte, hätte ich nie, Goldele. Zum Narren würd ich auch als Arzt. Ich würde immer von der Pein der Verantwortung verfolgt. Ich guckte einem in den Hals, weshalb nicht? — Dann ließ ich aber natürlich noch einen gucken — und noch einen — und den Bezirksarzt. — Eine Autorität her.“ Hermann streichelte Marianne, „ja, Goldele,“ sagte er, „tröste dich nur, es muß auch noch eine andere Autorität her! — Denn was sind eigentlich Autoritäten? — Und noch eine! Und so weiter — und noch eine! Beim ersten Fall würd' ich bis auf den letzten

Pfennig verarmen, und wenn ein Patient zugrunde ginge, käm ich um den Verstand und lieferte mich, der Sicherheit wegen, auf alle Fälle selbst im Zuchthaus ab, denn alle Wege auf Erden sind sehr dunkel, nicht wahr, da sind wir doch einer Meinung, Goldele. — Theologie — da käm ich in die Taubstummenanstalt! — Philologie, zu ledern. Und Philologie zum Zwecke der Schulschinderei — einfach Narr! — Obernarr! Ins Mittelalter gehören die Hexenprozesse, und Seuchen, Flagellanten, Autodafés. Wir haben die Schule!

„Kunstgeschichtsprofessor nicht übel, Professor aller Ringelspiele und Hollerbuschspiele und aller Haschemannspiele und Versteckspiele auf dieser Erde. — Ja meinetwegen. Siehst du, ich habe keinen Ehrgeiz. — All die Dichter und Denker, die ich bei uns sah, was waren's für kleinliche Herren — in ihrem Jagen nach Ruhm. — Niemanden haben sie erfreut, sich selber nicht — weißt du, Mutter, du hast mich auf einem Berg erzogen, da sieht alles im Tale so klein aus."

„Meiner weltlichen Muttereitelkeit wirst du nicht viel Futter geben, fürcht' ich."

„Goldele," ernst nahm er ihren Kopf zwischen beide Hände und sah sie innigst an: „meiner weltlichen Sohneseitelkeit", wiederholte er sie, „wirst du auch nicht viel Futter geben, fürcht' ich. — Oder du glaubst wohl, daß der Sommertag gerade aus Keiche Nr. 3 kommt, ist ganz besonders mein Fall? — Mach dir aber keine Sorge. Bei uns ist alles ganz gleich. Gelt, wir kennen einander? — Bei uns braucht's kein Geschwätz? Und wenn ich schließlich nichts als Bauer werde, — seid ihr Keichenleute Nr. 3 auch einverstanden?"

„Wenn dich's glücklich macht, gewiß. Gute Nacht."

An einem Abend saßen Marianne und Baumgarten miteinander im niederen großen Zimmer unter der Benareslampe. Cenzi, die Köchin, hatte den Tee hereingebracht. Die Stimmung war von großem, tiefem Glück belebt. Sie hatten

geplaudert, wie die Menschen plaudern, die sich unendlich viel zu sagen haben, die auch die Vergangenheit eins dem andern gegenwärtig machen möchten. Sie wollen auch die Vergangenheit nicht getrennt vom geliebten Menschen erlebt haben. Jonathan Baumgarten hatte ihr aus der Reichenzeit die wunderlichsten, herrlichsten Geschichten erzählt, und jetzt sagte er mit unerschütterlichem Ernste, als die kostbare Köchin schlampig verträumt, als ginge sie sich selbst nichts an, zur Türe hinausgegangen war: „Cenzi ist eine große Königin — meinetwegen ist sie Kleopatra, weil diese süße Frau zufällig am Nagel der Geschichte hängen blieb und mir keine andere einfällt. Sie ist's — oder sie ist's nicht. — Königin aber ist sie, — war sie, — bleibt sie! — Und ich werde ihr meine tiefste Ehrfurcht beweisen. — Sag' selbst, wenn ich sie grüße, kann man eine Königin ehrfürchtiger grüßen?"

„Nein", sagte Marianne scherzend. „Du bist tadellos."

„Selbstverständlich," sagte er, „denn ich war so gut wie dabei — als ihre Majestät nach jahrtausendlangem Todesschlaf und Träumerei von eigner Herrlichkeit, — Süßigkeit, — Schönheit, eigener anbetungswerter Lasterhaftigkeit, — Genäschigkeit, herrschsüchtiger Verliebtheit, — gebirgshoher Eitelkeit, — Skrupellosigkeit, — Miserabligkeit und den Bemühungen aller Art ihren Lebenshunger zu stillen, gegen den Napoleons Gier ein Kindchen ist, — — erwachte. — Alles Traumöl war aufgebraucht. Sie erwachte aus Frühstückshunger nach den geliebten Sünden unserer schönen Erde. Es packte sie Verschmachten, Sehnsucht, Unverstand sondergleichen, Schöpferkraft sondergleichen, was dasselbe ist — — und eh sie sich's versah — in zeitloser Kürze oder Länge, wurde ihre Seele wiedergeboren von einer armen, lumpigen Dirne. — Ein ungewollter, mürrisch begrüßter Wurm; — ein Zuviel auf Erden — ein wüstes Bündel unbewußten Jammers. — Da hatte sie's, die süße Königin! — Hätte sie

sparsamer geträumt! Wer weiß, ob ihr Traumöl nicht Jahrtausende noch ausgereicht hätte. Aber sie war eine Traumschlemmerin. Es ist natürlich alles dasselbe: — ob der Asket gierig dem Leben entsagt, oder die traumsüchtige, verlangenssüchtige süße Königin sich ins Leben wieder eingeschmuggelt. Sie wollen alle dasselbe — nämlich: alles. — Sie wollen zum All — zum All! zum All! — Und machen ihre Sprünge und Dummheiten — und so saß nun die zärtlich verträumte Königin im Schmutz, im Schlamm des Lebens, ganz unten im Trichter, wo die sitzen, die der Lebenswirbel hinunterdrückt. Natürlich hatte sie nichts anders gemeint, als sie fiele wieder auf einen Thron. — Selbstverständlich. — Aber die Throne jetzt, — das ist eine ganz andere Sache als die ägyptischen zu ihrer Zeit. Und wer weiß, ob unten im Trichter jetzt nicht gewissermaßen mehr Möglichkeiten vorhanden sind, sich zu amüsieren, als gerade auf einem Thron. Und müssen es denn undenkbar wertvolle Perlen sein? Müssen es denn Völker sein und Fürsten? und Gewänder von ausgesuchtem Raffinement? — Tut's nicht auch ein rotes Bändchen? Tut's nicht auch eine bunte Bohne, tun's nicht auch ein paar schmutzige Lausbuben? — Es ist nämlich wirklich alles dasselbe. Und ich kann versichern, daß die süße Königin gar nicht bemerkte, was mit ihr vorgegangen war. Sie saß geradeso königlich prinzeßlich im beißenden Schmutz des letzten Hinterhofes, wie sie als Prinzessin in den Raffinements einer vergessenen Kultur gesessen hatte — geradeso, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Sie war ein richtiges kleines Schwein und amüsierte sich — und besaß allerlei Kostbarkeiten — und beherrschte eine Schar dreckiger Buben, die ihr dienten und eine Macht spürten, der sie sich unterwarfen. Und was wollte sie mehr? Hatte sie je etwas anderes gehabt? Sie wollte dasselbe, was sie besessen, wieder haben, ihre Herrlichkeiten weiter fortspinnen — und sie spann sie weiter. Ihre heißen Wünsche wurden erfüllt. — Sie war

wie ein Kätzchen. Sie schlief und schnurrte in jeder Ecke vortrefflich, und ihr guter Appetit schuf ihr Leckerbissen aller Art. Behende stahl sie auch aus den Körben der Hökerweiber ihrer Untertanen — lachenden Herzens — und so unbedacht wie einst. Es war alles gar nicht schlecht. Und dann kam die große Zeit, in der sie Funken schlagen konnte, in der sie Flammen schüren konnte, in der ein Zwinkern ihrer Augen einen Sklaven machte, in der sie Herzen brennen lassen konnte. Ein Ausgang abends, in der Dämmerung, mit einem Bändchen geschmückt, mit den Röcken geschwippt, mit den Augen geblinkt, — auf Raubzugswegen, nach Katzenart. — Sklaven! Sklaven! — Sklaven!

Sie war ein Leckerbissen für viele! Gottlob nicht ganz was Besonderes für wenige. Wo wäre da ihr Königreich geblieben! Nein, das Schwammliche, Zartfettliche, Schlangliche, Schlikkrige, — das war das Rechte! Das Zwinkern und Blinkern, die Blickchen — und was es da alles gab! Nicht zu sagen, wie gut das alles war.

Es ging alles ausgezeichnet, ganz vortrefflich. Sie hatte sich fast mehr als Königin anstrengen müssen — ja, wirklich viel mehr. Gott weiß, wie es kam, sie wurde Dienstmädel. Sie ging in Stellung. Die alte Kultur ihrer Seele half da, half dort. Nein, eine Barbarin, eine Wilde, wie das Dienstmädchen im allgemeinen ist, war sie gewiß nicht. Es ging! Aber wie! Sie wurde zum wirklichen Kochgenie. Eine verträumte Frau freute sich über den Wohlgeschmack der Speisen, über das schnelle Begreifen und schaute nicht hin und schaute nicht her. — Was die süße Königin kochte, schmeckte nach Sonne, schmeckte nach Glückseligkeiten, schmeckte nach Reichtümern — schmeckte nach geheimnisvoll versunkenen Kulturen. Ihre genußsüchtige Seele steckte ihr bis in den Fingerspitzen. Sonderbar werden die Talente geboren. Es sind oft Erinnerungen vergangener Verlangen und Seligkeiten, oft heiße, versunkene Sehnsüchte, und das Kochgenie der süßen

Königin war solcher Art. — Sie hatte für die Hausfrauen etwas Betäubendes, etwas Einschläferndes. Sie ließen zunächst alles gehen, wie es ging — denn sie imponierte ihnen. Sie kochte sich frei — sie kochte sich unsichtbar, wann es ihr beliebte, unsichtbar zu werden, — sie kochte sich in die Erfüllung all ihrer Bequemlichkeiten und Schlampereien hinein. Abends stieg sie aus ihren Kleidern. An der Türe begann sie: da fiel das Kleid von ihr ab, und sie stieg heraus wie aus einem zusammengefallenen Luftballon und ließ es liegen: — für die erste Kammerfrau ihrer Majestät. Dann stieg sie gerade so aus dem Rock und ließ ihn liegen: — für die zweite Kammerfrau ihrer Majestät. Dann stieg sie aus dem zweiten und dritten Rock: — für die dritte und vierte Kammerfrau ihrer Majestät. Und so fort in alle Ewigkeit, bis sie an ihr Bett gelangt war und in königlichen Schlummer verfiel. Die Hausfrauen, die die Ehre hatten, daß die süße Königin ihnen ihre Speisen kochte, sahen und hörten also nicht durch ihren Zauber. Sie trug die Strümpfe der einen und lief sie ab, bis sie keine Sohlen mehr hatten. Sie schlüpfte in die Schuhe, ins Hemd der guten Frau, sie kämmte sich mit deren Kamm. Sie machte sich duftend mit den sorgsam behüteten Wohlgerüchen. Sie schlüpfte in alles, in was sie schlüpfen konnte, war Herrin von allem, was sie fand. Sie nahm alles, gebrauchte alles, verschenkte alles, die Zigarren des Herrn, und war im Weinkeller wohl bewandert. Der jüngste Sohn des Hauses schrieb mit Kreide an ihre Zimmertür: ‚Hier wohnt das Lutter.‘ Der älteste Sohn, der in den Ferien nach Hause kam, schrieb an die Küchentür: ‚Gott segne unsere Schweinewirtschaft.‘ Das machte alles nichts. Sie betäubte mit der uralten Kochkunst ihrer uralten Seele, die das Verlangen der Welt in sich trug.“

„Wo, um Himmels willen, hast du all den Unsinn her?“ fragte Marianne lachend.

„Aus Brenning“, sagte Baumgarten ganz unbeirrt. „Dort



wurde die Geschichte der süßen Königin, die mit Schlangenbiß in Ägypten endete, fortgesponnen. Sie geht auch noch weiter, wenn du hören willst? — Bei Brenning steht ein abgelegenes Wirtshaus am See. — Ein Wirtshaus vergessen von der Welt. Ein paar Käuze wissen davon, die dort sich ihre Sommerfrische erhocken. Um das Wirtshaus steht vertrauensvoll eine Handvoll Häuslein, die schauen mit ihren schiefen Fenstern mit verlangendem, ja, ganz deutlich verschmitztem Ausdruck auf ihren soliden Halt, das alte Wirtshaus mit dem Schilde. So schauen keine kleinen, braven Häuser auf ihr Kirchlein. Vor dem Wirtshaus steht ein langer Tisch, da sitzen die Bauern, jahraus, jahrein, sobald sich's im Freien sitzen läßt — und schwätzen; die Bauern aus den kleinen, verschmitzten Häusern. Steht die liebe Sonne am Himmel, wärmen sie sich an der Hausmauer entlang sitzend wie die Hühner, und gackern und krähen und hocken und hocken, sehen nichts von der Welt, und der Faden ihres Gebrummels geht ihnen nie aus. Etwas Ähnliches wie einen Gedanken haben sie nie gehabt. — Merkwürdige Leute. Schöne, stattliche Gestalten, zumeist Rotbärte und immer bester Laune. Im Herbst läßt der See seine Nebel gewaltig steigen. Fahles Schilf, das sie am Seeufer geerntet, liegt in Massen auf der moorigen Wiese. Die Hühner kratzen im Schilf. Mächtige Kirschbäume auf den nassen Wiesen leuchten wie aus lauter Rubinen gemacht, und die Nebel steigen — steigen, und die Bauern schwatzen — schwatzen, brummeln in der dumpfen Wirtsstube. Im Winter graben sie sich durch den gewaltigen Schnee Gänge; jeder von seinem Hause aus zu ihrem Allerheiligsten und schwatzen und schwatzen und schwatzen Wintertag und Winternacht hindurch. Dann ist der weltvergeßne Winkel ganz vergessen, und niemand weiß von diesem Bauernparadies. Und die Bauern brummeln, saufen langsam und sparsam. Sie kommen ungewaschen. An ihren Bärten kann man sehen, auf welcher Seite sie nachts gelegen haben.

Samstag abends aber, zu jeder Jahreszeit, da haben sie Feierabend, wohl ersessenen, ertrunkenen Feierabend. Da werden die Lachsalven brüllend, da schlagen sie mit den Fäusten auf den Tisch. Da begnügen sie sich nicht wie an den Werktagen mit Grunzen und Brummen, das an das liebe Vieh bei Stallfütterung erinnert — Samstag abend sind sie auf der Weide. Die Weiber finden sich auch ein. Sie huschen aus den grauen Hütten, so wie die Unberechtigten kommen, die nicht recht wissen, ob es schon an der Zeit ist. Ein Lauschen an den Fenstern, ein Kichern, ein Schubsen. Die Keckſten schleichen ein. Das Weibsvolk ist die schwache Seite hier. Ältlich schon die Jungen. Wie kommen diese prächtigen Männer zu solchen armseligen Weibern? Die vielen, vielen Kindlein der köstlichen Väter, die Kindlein die vielen, die auf den moorigen Wiesen wie die Frösche leben, — und die schwere Arbeit in Haus und Stall. Die fröhlichen Eheherren werfen lange, lange Schatten, in diesem Schatten leben die Weibsen. Und schanzen und scharwerken und haben ihre liebe Not mit Vieh und Haus und Kind. Zum Schuhplattln aber müssen sie Samstags kommen, da sind sie notwendig.

Und zu den Rotbärten mit den Adlerblicken da fand die süße Königin den Weg, der schluzige Leckerbissen, die uralte Seele, die aus uralten versunkenen Kulturen aufgetaucht war, das zart fettliche Bleichgesicht. Mit einer ihrer verträumten, betäubten Hausfrauen war sie da. Irgendeine verspätete Sommerfamilie.

Und sie tanzte in den Strümpfen der guten Frau, und wenn sie ohne Sohlen waren, warf sie die Strümpfe in den See und nahm andere, kochte für ihre Sommerfrischkäuze und schlampte und kochte sich frei und kochte sich unsichtbar, daß es eine Lust war. Es schmeckte nach Sonne, nach Glückseligkeiten, nach süßen Träumen, was sie kochte. Und alles geschah, wie es ihr bequem war. Sie tat, was sie wollte. Es dudelte und sang und dudelte und sang ihr zu Ehren, Tag

und Nacht. Da war kein Rotbart, der nicht ihr Sklave wurde, und kein Weib, das sie nicht haßte. Sie sog Kraft aus dem Erdenleben, ihre Seele verwuchs damit, grub sich ganz darin ein wie ein Maulwurf.

Erdenwohl war's ihr.

So hatte sie als Königin nicht getanzt, so hatte sie nicht geliebt, so war sie nicht geliebt, — so hatte man nicht geschrien, so war nicht gebrüllt, — so nicht gepufft und nicht gekost. — Solch ein Hexensabbat! Was wußte sie von der süßen Königin, die sie selbst war! aber Befriedigung fühlte sie bis in ihre uralte Seele hinein — und streckte sich und reckte sich — und fand es der Mühe wert, zu leben — und lachte hell auf, ihr königliches Lachen, wenn sie einen besoffenen Bauern einfach zum niederen Fenster hinauswarfen, daß der unten dumpf aufschlug und weiterschnarchend drunten liegen blieb. Sie hielt tapfer, lebendig aus bis in die Früh, lebendig bis in die Fingerspitzen, und ruhte in den Armen irgendeines Rotbarts. Draußen auf der moorigen Wiese schnarchten die Bauern, die sich nicht mehr heimfinden konnten, in den weißen Nebel hinein, sie lagen im nassen Moor auf dem feuchten Schilf, das hier zum Trocknen gebreitet war, lagen unter den roten Kirschbäumen, und die Blätter fielen wie Blutstropfen auf sie herab. —

Wie kommst du eigentlich mit ihr aus?" fragte Baumgarten.

„Ach, ganz vorzüglich", sagte Marianne.

„Sie lernt bei mir das Zeremoniell aufs neue, — und macht es gar nicht schlecht, was schließlich von der Königin Kleopatra nicht zu verwundern ist.

Wieder in einer Dämmerstunde gingen Marianne und Baumgarten vor dem Hause auf und nieder in der heiteren Stimmung, die sie einander brachten.

„Du," sagte sie, „aber der erste kalte Ton, er wird ja



kommen — aber erschrick' dann nicht, wenn ich darüber herfahre wie der Falke über eine Maus. Da wirst du mich erst kennen lernen als einen Dämon, als ein Ungewitter mit Hagel und Blitz."

„Ja," sagte Baumgarten, „das sollst du auch, — so will ich dich kennen lernen. — Majestätsbeleidigung der Liebe." —

„Ja," — sagte Marianne, „aus den unbeachteten Worten spinnt sich die große, kühle Atmosphäre, in der die Menschen einander Feinde werden. So ein grobes Wort ist wie ein Windstoß, der eine Geheimtür im Herzen zuschlägt, die sich nicht mehr öffnet; die muß dann aufgeschmolzen werden.

Jeden Kohlkopf begießen sie, verpflanzen sie, suchen ihm die Raupen ab, nähren ihn, pflegen ihn, und auf dem Wunder Liebe trampeln sie herum und wundern sich, wenn's nicht wächst. Wenn's vergeht, vergeht's, — es ist da zum Vergehen — und wenn's zum Krüppel wird, sie merken's gar nicht. Weißt du, wenn du einmal zu einem Dritten sagst: Ehe? Jawohl, heiraten — nur das nicht! Nur nicht heiraten! — Die meisten Männer sagen so — und wir haben eine Ehe miteinander, so sei versichert, keine Stunde bleib' ich mit dir zusammen. Du wirst nie spüren, daß Hermann und ich je ein unlebendiges Wort miteinander reden. Wir sind immer bewußt in der Liebe, und das ist kein Geschenk, was uns beiden vom Himmel fiel. O, nein, wir haben aus unserer Liebe eine große Kunst geschaffen. Wir sind beide verwöhnt durch unsere Kunst, einander zu lieben. Die Ehen sind so fürchterlich, weil die Menschen die Gewohnheit nicht ertragen können. Je näher sie sich kommen, je weniger sehen sie einander. — Zuletzt leben sie in tiefer — tiefer Dunkelheit, — tauchen nur manchmal voreinander auf, bei einer Gelegenheit, wo fremdes Licht auf sie fällt — oder wenn Angst und Zorn sie ins Feuer bringt. Dann denkt der, der den andern aufleuchten sieht: was ist das? Ist es das Feuer der Liebe, denkt er erstaunt: Welch ein herrliches Geschöpf

lebt neben mir, das wußt' ich gar nicht. Ist es Zorn, denken sie: welcher Teufel, welche Bestie! Sie sehen nur die glühenden Momente, für die stillen, sanften, langen Zeiten, die hin und wieder einen leuchtenden Gipfel tragen, sind die Sinne zu stumpf geworden. Ich aber bin ein Mensch, der getrunken sein will," sagte sie leise, „langsam, mit Bewußtsein getrunken."

„Du bist", sagte Baumgarten, „wie schwerer Wein."

„Nein," meinte sie, „ein gutes, frisches Quellwasser — und nur an hohen Feiertagen wie schwerer, süßer Wein. Ich will alles hell haben, nicht nur die höchsten Gipfel, auch die Ebenen und die tiefsten Täler. Ich will Tag in der Liebe, bis ins innerste Herz Tag und Wissen, solch hellen Tag, wie Hermann und ich ihn haben."

„Den sollst du haben," sagte Baumgarten, „schüttle mich, würg' mich! wenn ich auch nur die Ohrenspitze vom groben Esel bekomme; nur lauf mir nicht fort, lauf mir nicht fort!"

Aus Mottens Tagebuch

Wer reiste so schweren Herzens wie ich vor wenigen Tagen, Wochen in das geliebte Sonnenland? Wer wollte mit jeder Faser bleiben und ging doch? Wer war so ganz — so ganz schmerzvoll glückselig? Wer streckte seinem verehrten Professor, wenn er den Rücken kehrte, die Zunge heraus? — Und wer denkt mit Herzensangst daran, ihn zu kränken? Wer ärgert sich über seines Professors Verwandlung in einen im „wesentlichen" berühmten Mann und gönnt's ihm doch so von Herzen. Wenn er nur diese steifleinenen Männerworte nicht immer brauchen wollte: im „wesentlichen, — nichtsdestoweniger, — insonderheit, — allerdings, — immerhin, — unzweifelhaft, — entschieden". — Ja, das sagen sie immer, „entschieden", wenn sie's nicht wissen. „Einerseits, anderseits": das ist das männlichste Wort. Dabei wissen sie nie

beide Seiten. „Es ist doch interessant“ — wenn's gar nicht interessant ist. Kalt ist's draußen, sagt er, wenn er belebt und angeregt heimkommt aus einer Welt, die der arme Ehevogel nicht kennt, nach der er gespannt frägt. Man weiß im voraus alles, was sie sagen — alles — alles. O ihr im Trott, ihr Männer, seid ihr langweilig! Eure Persönlichkeit ist so aufgebraucht wie eine Bonbonnière, von der nur noch die Schachtel da ist. Man friert und gähnt und langweilt sich bei euch und achtet euch so sehr, weil ihr so vortrefflich seid, und man gähnt und friert. Hat je ein Mann, den eine Frau frägt: „Was steht in der Zeitung?“ anders geantwortet als: „'s steht nichts drin“, — oder „Wie ging's auf der Praxis?“ — „Nichts Neues.“ Dumm genug sind die Fragen; aber so hat man nicht immer gefragt: das sind die letzten Reste eines einst so ansehnlichen Vermögens an Fragen, an klugen und dummen; die alle so jämmerlich schlecht beantwortet wurden. Ach ja, mein Freund, ich hab' mich bei dir oft sehr, so von ganzem Gemüte gelangweilt, deine Wissenschaft ist ein Vampir, der den Fisch aussaugt und einen wohlgedörrten Kabeljau übrigläßt, der erst ungeheuer gewässert und gekocht werden muß, um weich zu werden, so weich, wie er einst war, als er noch lebte.

Eine langweilig gewordene, glückliche Ehe ist gewiß etwas sehr Vortreffliches. Es geht alles am Schnürchen. Es ist Geld da und alles Notwendige. — Achtung von allen Seiten. Sorglosigkeit. Ach, aber welches Unglück für den, der nicht dazu paßt!

Aber gegen alles Wissen und Leiden und Wollen und gegen alle Herzensgluten hält mich's — hält mich's wie mit eisernen Händen — und ich sehe alles so klar — so kristallklar. — Ich sehe kristallklar, daß ich ihm half, so zu werden, wie er jetzt ist. Mit aller Leidenschaft wollt' ich sein Glück, nur wußt' ich nicht, was er Glück nannte. Ich hab' ihn ermuntert, habe ihn bei guter Laune erhalten, die kargen Zeiten ertragen zu

können. Ein Heiland, glaubt' ich, wollte er werden; — aber er wurde Professor und sagt jetzt: „Ei — ei — ei — ei," wenn er sich wundert, und: „Ei der Tausend."

Verräterisch komm' ich mir vor, daß ich das alles mir zur Augenweide und zum Seelenweh niederschreibe, über den, den ich liebte.

Meine Auf- und Davon-Gefühle sind oft so stark wie meine Treugefühle, meine Hochachtung so stark wie meine Spottlust. — Ein bißchen mehr Wilde — ein bißchen mehr Katze, und ich nähme mein Junges ins Maul und spränge damit fort. Ach Gott, wer hat uns nur so gut erzogen, wer hat uns nur so weh damit getan? Ach, mein lieber, lieber Gott im Himmel! Ich schreibe, ich spreche, ich plaudere, ich lache, ich spiele mit Friedel, ich fühle Mariannens Glück, ich fühle Hermanns große, gute Art zu leben, ich gehe unter Mariannens schönen Bäumen, und was ich auch tue, die Sehnsucht nach Erwin läuft nebenher. Sie ist immer da. — Ich lebe doppelt.

So schmerzvoll lebe ich. — Alles tut weh, Lachen und Weinen! Keine größere Hoffnungslosigkeit als eine Liebe ohne Zukunft, ohne Gegenwart. — Die wird immer sehnsuchtsvoller, immer weher und das arme Herz immer müder. Die ganze Welt wird blaß und gleichgültig. Das Auge sieht so scharf, und das Herz läßt matt die teuersten Dinge fahren, wird unendlich ungerecht. Ach, ich weiß, wie ungerecht! Und welche süßen Wunder erlebe ich mit Friedel. Welche Undankbarkeiten stecken in mir? Müßte ich nicht ganz Demut und Glückseligkeit sein, um dieses Sonnenkindes willen. Wie kann so heißes Sehnen und Verlangen in meinem Herzen sein? Wie ist das möglich? Friedel und ich haben allerlei Erziehungsarten miteinander. Seine liebste Erziehung ist, wie er sie nennt, die Tier- und Seelenerziehung. Ich sagte ihm: „der Mensch ist auf Erden, damit sein Tier klein wird wie eine Haselnuß und seine Seele groß wie die

Welt. Das Tier aber will groß wie die Welt sein und die Seele klein wie die Haselnuß machen." Das ist der Kampf zwischen Tier und Seele. Da gibt es Bilder ohne Ende. Das ist ein Gedanke, der ihm sehr gefällt. „Bei uns daheim", sagt er, „wollte mein Tier an der Hausecke vom Nachbarfreund spucken. Und es sagte zur Seele: das ist das Schönste auf der ganzen Welt, glaub' mir. Die war so dumm und hat's geglaubt. Und das Tier spuckte ganz unverschämt. — Wie es geschehen war, — verstand die Seele alles." O Weisheit, rührende Weisheit! Er hat mir auch erzählt, der liebe Gott hat ein Tierbuch für ihn. Das ist groß und stark, aus rauhem, häßlichem Papier, gelb eingebunden. Da hinein wird alles Böse vom Tier geschrieben. Er hat auch ein Seelenbuch. Das ist klein, zärtlich, aus himmelblauer Seide. Das Gute von der Seele kommt mit goldenen Sternchen hinein, ganz aus Sternchen. Das sehr Gute aus hellen Mondchen. Die zärtlichen Büchlein fliegen bei schönem Wetter zwischen den weißen Wolken wie Schmetterlinge.

Gestern sagte er mir: „Ich will Gott werden oder das, was ihm von allen Dingen das Liebste ist — Christus. — Ein Christus fürs kalte Land. Wie kann ich Christus werden? Wer kann mir's sagen?" „Du mußt dein Tier kleinkriegen und die Seele groß, das ist schwer", sagte ich zu ihm. „So?" meinte er. „Mein Tier muß aber auch ein starker, schweinischer Wildbock sein. Es ist furchtbar stark. Ich will Hermann und Mariannele fragen, wie ich Christus werden könnte. Aber", meinte er, „man kann es doch nicht so hinausbellen, wenn man Christus werden will. Ich werde es leise, leise, leise vor mich hinsagen: Wie kann ich Christus werden?"

Nach einer Weile kam er wieder und meinte: „Ich will in den Garten gehen und graben und dabei an Christus denken."

Ist es möglich, da nicht ganz in Entzücken zu verstummen? Ist es möglich, daneben ein Leben zu führen, weitab von dem

geliebten Kinde. Und wie er frägt! Den ganzen Tag. Heute: „Kann man einen Hasen melken, wie denn? Kannst du's? Ist seine Milch weiß oder mehr gelblich? oder ganz anders? Wie denn?" So gibt es unendliche Fragen am Tag!

Und doch, und doch! Sehnsucht nach dem geliebten Manne ist mit nichts vergleichbar — sie löscht alles, alles, was sonst hell war, aus. Alles — alles. Man ist arm, müde, schlecht, und nichts hat die Kraft, zu trösten und vergessen zu machen.

(An einem andern Tag.) Marianne ist unbeschreiblich gut zu mir; aber doch welch ein Schicksal, daß ich mit meinem zitternden Herzen, das sich hier von Glückseligkeiten losreißen will, gerade in diese Umgebung hinein mich retten mußte, in der Liebe lebt, wie ich es nie sah, — so heiter, so sichern Glückes voll, so ganz ohne Zweifel und über alles hinaus gewiß und froh.

Dieser Baumgarten ist so selig wie ein gutes glückliches Kind. — Das scharfe, von Lebensgrübelei ausgearbeitete Gesicht bekommt ganz neue Züge und Formen. Das wirkliche, wahrhaftige Glück ist doch die wahre Heimat der Menschen. Ich sehe es an Marianne und Baumgarten. Alles andere ist Ausgestoßensein. Im wahren, wirklichen Glücke hat man sich selbst — ohne Mühe. Ja, das ist der große — große Unsterblichkeitsglaube, die große, große Unsterblichkeitsoffenbarung! — Im Unglück hat man sich nicht selbst — es hat uns. — Aber das Glück haben wir! Ach, wie ich weiß, was Glückseligkeit ist! Untertauchen in die schrankenlose Gewißheit des Lebens!

„Meine liebe, liebe Motte," sagte Marianne heute, „ich fühl's, du hast dein Lachen verloren, was glaubst du denn? Meinst du, ich bin blind geworden?"

Wir gingen zusammen unter den hohen Kirschbäumen vor dem Hause auf und nieder. Es war schon späte Abenddämmerung. Marianne hatte den Arm um meine Schulter

gelegt und zog mich zu sich heran. „Glaub' nicht," sagte sie, „daß ich im Glück schon roh geworden bin. Ich kenne das Leben ohne Glück genau. Unglücklich war ich aber auch ohne Glück nie. Mir schien Leben immer ein Frohgefühl von tiefster Bedeutung. Ich hätte mich der Sünde gefürchtet, mich unglücklich zu fühlen. So ist mir das Glück jetzt auch kein Wunder, ich bin nicht berauscht davon. Es ist mir wie eine schöne Blüte, die mein Leben trieb — mein Leben, — das so blühen kann, weil es so schöner, guter Art ist.

Das Glücksgefühl ist mir nicht angeflogen gekommen. Es sitzt nicht locker auf, es ist im tiefsten Grund durchs ganze Leben eingewurzelt. Du, ich sage dir das, weil ich fühle, du gehst dunkle Wege, du siehst nicht mehr, was du hast. — Hüte dich davor."

Unten im Städtchen kamen, wie jedes Jahr, allerhand Frühsommergäste, die die Vorsommerstille hier liebten und in den alten Gasthäusern bequem Unterkunft fanden. Marianne und Motte waren von ihrem Burghaus hinabgestiegen. Sie standen gerade vor dem Bezirksgefängnis zum goldenen Zeitalter und Marianne verabschiedete sich von Baumgarten, dem sie begegnet war. Er hatte sich noch nicht von seiner Zellenfreiheit trennen dürfen. Sie sagten sich warm und lebendig lebwohl, schüttelten sich die Hände und blickten sich an, wie die Menschen sich anblicken, die auch von einem kurzen Abschied verwundet werden, sich aber brav und lachend drein ergeben. Als hinter Baumgarten die Tür ins Schloß gefallen war, standen Marianne und Motte umringt von alten Bekannten, von „Dreiviertelsfeinden", wie Marianne die zu benennen liebte, die man in der Welt eben gute Bekannte nennt. Marianne wurde stürmisch begrüßt, und auch Motte bekam ihren Teil an Handschütteln und überraschten Ausrufen.

„Das war ja, dächt' ich, das zweifelhafte Subjekt, der Baumgarten? Wie kommen Sie denn zu dem?" sagte ein trockener, kleiner Herr, ein Philolog, der schon lange auf eine Professur wartete und in der Zeit vielleicht endlosen Zwischenreichs aus Ärger eine Art Weltverbesserer geworden war, und zwar einer von denen, die Ethik feilhalten, eine Ware, die im Munde vergeht.

Er traf sich jährlich im Winkelhof mit einigen seiner Freundinnen, denen er mit Genuß Vorträge hielt. Zwei von ihnen waren auch jetzt in seiner Gesellschaft. Zwei der gewaltigsten.

Außer diesen ein in sich erstarrter, wirklicher Philologieprofessor, ein erstes Licht der Wissenschaft, und noch einige würdige Persönlichkeiten mehr. Der Philolog im Zwischenreich war beunruhigt, wiederholte noch einmal seine Frage präzis in derselben Reihenfolge: „Das war ja doch, dächt' ich, nicht wahr, das zweifelhafte Subjekt, der Baumgarten, treibt der sich noch immer hier in der Gegend umher?"

Marianne, die von einer der Damen in Anspruch genommen war, hatte den kleinen Herrn zuerst überhört. Jetzt sagte sie mit strahlenden Augen und so ruhig wie möglich: „Ja, Herr Doktor, das war der Baumgarten, der hier noch fünfzehn Tage seine Strafe verbüßt, — mein Verlobter. In kurzem werden wir Freunden und Bekannten diese erstaunliche Neuigkeit mitteilen. Wir überlegen uns sehr, aber vergnügt, ob wir nicht das Postskriptum anfügen: um stille Verachtung wird gebeten." Marianne sagte das mit den lachendsten Augen. Der Weltverbesserer sah sie starr an.

„Sie werden auch eine Anzeige bekommen, Herr Doktor. Und dann kann das Gebräu der sogenannten Teilnahme beginnen." Marianne lächelte. „Die guten Freunde können dann an die Arbeit gehen."

„Aber gnädige Frau", sagte der Professor.

„Ja, ja! Der eine kocht dann die Suppe, der andere wirft ein Zwiebelchen hinein. — Ach, wie schade, die nette Frau! —, wieder einer ein bissel Dreck. Die Hauptperson spuckt hinein. Der Gutmütige rührt. — Ja, ja, so geht's. — Der Edle bringt die Suppe, denn Wahrheit muß ins Haus. Und auf der Schüssel steht: Das kochten eure teilnehmenden Freunde. Der Dumme sauft's — trinkt's — — und der Gescheite?..."

„Immer zu Scherz und froher Laune aufgelegt", meinte der Weltverbesserer scheinbar vollkommen gefaßt. Er war der Mann, der sich in jeder Lage zurechtfand, der geistige Zuspruch von Baroninnen und Gräfinnen. Der Adel holt sich manchmal so einen bürgerlichen Karpfen in seinen Fischteich

herüber. Es muß aber so ein etwas ausgefallener Karpfen sein und eben am liebsten Weltverbesserer, irgendein Tuer in Dingen, die ihn nichts oder nicht viel angehen.

Das Erstaunen der Vorsommergäste wurde mit jedem Augenblick, in dem ihnen die Wirklichkeit des Unerhörten klar wurde, ein stummeres und hilfloseres, die Laune Mariannens immer heiterer. Ihr Auge strahlte so glückselig, wie das Auge eines Menschen, der im Tiefsten seiner Seele Herr über diese Erde ist. Und wenn es hier auch nur zusammengelaufene Gäste im winzigen Städtchen waren, so vertraten sie doch die Millionen, die gewissermaßen hinter ihren Vertretern standen und die für Marianne keine Last und keine Schwere ausdrückten.

„Ja," sagte Marianne diesen Abend zu Baumgarten, „es gibt hier auf Erden ungezählte Himmel und Höllen. Alle diese Himmel und Höllen wissen nichts voneinander. Hat einer seinen Himmel, so lebt er fern, fern von allen andern, unnahbar und unverstanden. Hat einer seine Hölle, so lebt er im Grund der Hölle von niemandem gekannt. Und wer das rechte Bild all dieser ungezählten Himmel und Höllen in sich trägt, der legt die Hände still zusammen, voll Schauer über das, was er sieht und weiß." —

„Die Erscheinungswelt ist wohl eine Krankheit des höchsten Wesens", sagte Baumgarten. „Man muß schauen, daß man dem Lauf der Welt entgegen gesund wird und die Kraft hat, sein eigenes Leben zu leben, und wenn man das zu zweit darf, das ist die Gnade dieser Welt."

Der singende, gute Doktor freute sich, seine beiden Mädel durch Marianne Gamander versorgt zu sehen. Jeden Tag sah sie nach ihnen. Sibylle hatte ganz bewegt dafür gedankt, als Marianne ihnen angeboten, hinauf ins Berghaus als ihre Gäste zu ziehen. Nein, das wollte sie nicht. Jetzt nicht. Bei diesem Entschluß blieb sie, und ihre traurigen Augen gaben

die Erklärung dazu. Maria, das Kind, meinte auch, daß die zwei stillen, großen Gartenzimmer im Winkelhof, in denen sie niemand störten und von niemand gestört wurden, das Beste jetzt für sie seien. Sie lobte die gute Wirtin, die freundlichen Töchter und den stillen blühenden Garten, wohin sich keine Menschenseele verirrte.

Sibylle lag halbe Tage lang in der Weinlaube, die blauen Iris blühten in mächtigen Büschen, Feuerlilien, Goldregen, und Flieder. Es war ein schöner, stiller Aufenthalt. Marianne sah Hermann gern mit den Schwestern. — So etwas Gutes, Reines spürte sie zwischen den dreien.

Hermann, der nur ihr bisher fast ausschließlich angehörte, war um die beiden auf das innigste besorgt. Er hatte etwas Sanftes im Verkehr mit ihnen. Marianne fühlte, wie ihm das Wesen der Schwestern zu Herzen ging. Er, der fast allen ihren Freunden, außer Bernus und Motte, kühl gegenüber blieb, war ganz hingenommen.

„Er soll sich nur hinnehmen lassen", dachte Marianne, die wenigen Tage, die er noch im Hause zur Flamm' sein konnte, ließ sie ihn ganz gewähren. Ihr erschien es gut, daß er so schöne, junge Geschöpfe im Ernst des Lebens sah, sah, wie auch sie an der Größe des Daseins schleppen mußten. Und daß ihr Bub den Schwestern in seiner Wahrheit und seiner Zartheit des Fühlens wohltat, das wußte sie. So ließ sie es gern zu, daß er einen großen Teil seiner Zeit mit ihnen verbrachte. Marianne kam einstmals in den Winkelhof, da fand sie Hermann den Mädchen aus Goethe vorlesend.

„Ist das möglich?" lachte sie. „Er bekommt etwas dafür," sagte Maria ganz ernstlich, „sogar drei verzuckerte Maronen." „Dann", meinte Marianne, „versteh' ich's, so hab' ich es nie mit ihm versucht." „Ja," sagte Hermann, „Goldele, wir wollen's auch nicht versuchen. — Ich brauche Goethe noch nicht; aber es kann sein, die Zeit kommt einmal, in der ich ihn auch ohne verzuckerte Maronen lese. Übrigens wo sind

sie denn? Keine Vorspiegelungen." „Nein, nein, die bekommen Sie." Maria stand auf, und es begann ein Maronenhandel.

So unterhielten sie sich wie Kinder, lachend und scherzend, und auch in Sibylles leidendes Gesichten kam auf wenige Augenblicke ein kindlicher Ausdruck.

„Nun, ihr kommt ja gut mit meinem Bauern aus", meinte Marianne. „Wenn ihr mir ihn dahin bringt, daß er Goethe ohne Belohnung liest, so bekommt ihr beide eine ganz besondere von mir."

„Ach, Goldele," sagte Hermann, „so viel widerlich gebildete Leut lesen Goethe, ich kann mir nicht denken, daß es ihm um Leser zu tun ist."

Schwere Tage kamen für Sibylle und Maria. Das Leiden, das ruhigere Wege zu gehen schien, trat heftiger auf. Sibylle lag fast immer im Wohnzimmer auf ihrem kleinen Sofa, schien aber geduldiger zu sein. Hermann war viel um sie. Alles war den Schwestern erträglicher, wenn er da sein konnte. Er brachte eine gute, ruhige Atmosphäre mit sich; die schwersten Dinge bekamen, wenn er sie anfaßte und sich mit ihnen abgab, etwas Leichteres — drückten weniger. Hoffnung sah er überall.

„Nehmen Sie doch den Tag und denken Sie nicht weiter — und wieviel Schönes kommt an so einem Tag", sagte er den Schwestern. „Heute kam die Mutter, die hat soviel gute Dinge erzählt — dann kam ich, und wir haben uns doch alle ganz gut befunden. Die Wirtin weiß nicht, was sie für alle Gutes tun soll, — der Doktor sagt Geduld, Geduld! — Ist das so schlimm? Ein Wetter zum Entzücken, den Garten vor der Tür." Sibylle hörte ihm, wenn er so sprach, mit innigstem Verlangen nach Leben zu.

So saß er bei ihr an einem Maienabend, Maria war draußen im Garten. Sie schwiegen beide. Das Mädchen sah bleich und erregt aus. Die Augen blickten voller Weh. „In mir ist

solche Bangigkeit," sagte sie, „so ein schwerer Druck" — und als sie sprach, rannen ihr langsam Tränen über die Wangen. „Wenn ich singen könnte, wär' alles gut."

Nie hatte Hermann solch eine Trauer in den Zügen eines Menschengesichts gesehen. Er faßte ihre Hand und streichelte sie. Er neigte sich über sie. Da empfand er wieder den Duft ihres Haares und den Pfirsichgeruch des schönen Gesichts. Seine Hand umschloß die ihre, weicher, bewegter.

Sie richtete die Augen langsam auf ihn. „Ach, es ist schwer, so krank zu sein — gar nicht auszudenken — krank sein — und leiden! — Welche Einsamkeit! Ganz abgeschnitten von den Menschen." Er fand kein Wort — aber er neigte sich tiefer zu ihr — und ihre Wangen berührten einander, — so natürlich, als müßte es so sein. So blieben sie, wie in diesem Zusammenfließen versunken. Seine Hand hielt die ihre, sich ihr ganz zuneigend — und es schien ihnen beiden das Wunder aller Wunder. Die sanfte Abendstille, die Düfte aus dem Garten; — draußen pfiff ein Star in hohem Baumgipfel.

Hermann hob den Kopf nach langem Schweigen, ließ aber ihre Hand nicht los und küßte sie innig auf den Mund. Sie küßten sich in einem langen, welt- und schmerzvergessenen Kuß und gaben sich in diesem Kusse einander. Er gab seine reine, ruhige, kühne Natur, und sie gab ihm ihr schmerzbewegtes Herz, ihr zerrissenes, banges Fühlen und ihre große, wehe Lebenssehnsucht und beide ihre erste große Liebe.

Maria, das Kind, trat leise durch die Gartentür ins Zimmer. Sie hörten sie nicht kommen. Gleich stand sie vor ihnen und lächelte. Hermann ließ Sibyllens Hand nicht los. Er hatte den Kopf erhoben und blickte Maria wie aus einem Traume an.

Maria neigte sich über ihre Schwester und küßte sie, und als sie sich wieder erhob, hatten sie beide geweint. „Du gehörst nun jetzt unser", sagte Maria und gab Hermann die

rundliche, noch kindliche Hand. Sibylle und Hermann hatten nicht gewagt, das „Du", das so nahe rückt, auszusprechen. Von Marias Lippen kam es ganz natürlich.

„Mich freut's," sagte sie, „daß du nun nicht so von uns gehen und uns vergessen kannst wie alle anderen Menschen."

„Freut dich das so?" sagte Hermann.

„Ja, wir drei sind wundervoll miteinander, wie Geschwister sein müssen. Ich hol' euch Blumen", sagte sie und war mit diesen Worten so eilig zur Gartentür hinaus, wie nur ein Kind schnell sein kann.

Hermann und Sibylle sanken einander wieder zu, Wange an Wange und Hand in Hand. Schweigend wie sie vordem aneinander geschmiegt gesessen hatten. Es war so unbegreiflich. Sibylle war es wie ein geheimnisvolles Gesunden. — Während er ihre Hand hielt, vergaß sie sich selbst, fühlte sich nicht. Ach, und das Sichselbstfühlen ist meist Leid an sich.

Der junge Gamander hatte nie das Verlangen nach Sichvergessen empfunden. Ihm war sein Wachsein und Sich-seinerbewußtsein Inbegriff des Lebens. Dies Aufgelöstsein, in das er sich versinken fühlte, hatte etwas Banges, Fremdes für ihn.

Er empfand dies leidensvolle Wesen neben sich sich ihm zugehörig werden. Er empfand die heiße Seele, das Sich-ans-Leben-klammern. Er küßte sie voller Mitleid und Seligkeit. Sibylle sagte zaghaft und leise:

„Daß du mich liebst und ich dich! — Weißt du, ich war die letzten Tage viel sanfter, nicht so ‚Otter', wie Maria sagt. Nicht wahr?" Sie lächelte. „Ach, weißt du, wie heiß ich gesund leben möchte! Und noch lieber als das, singen!"

Tränen rannen ihr über die Wangen. „Heute abend — sing' ich für dich! — — Nur für dich!"

„Das tust du nicht."

„Doch!" sagte sie, „du sollst mich hören, — du sollst wissen, wen du eigentlich liebst. — Du kennst mich ja gar nicht! Ich weiß, das schadet mir nichts. Mir ist so wohl."

„Du singst, wenn du gesund wirst, Sibylle.“

Sie sah ihn tief und groß an.

„Was bedeutet's für dich — daß du mich liebst! — Aber für mich!“ Sie legte den Arm um seine Schulter und hing sich an ihm fest mit aller Kraft. „Du bist das Leben, das ich lieb hab'!“ — sagte sie leidenschaftlich. „Ich hab' oft gedacht, wenn ich so schlaflos still lag, daß ich davongehen muß — und hab' nur hergeben müssen, — alle Hoffnungen und alles!“ Ein heißer Tränenstrom unterbrach sie. Sie schluchzte. „Mit dem Geduldigsein und Stilldaliegen wie diese Tage ist's nichts bei mir. — Laßt mich nur manchmal sein, wie ich will.“

Hermann küßte und streichelte sie und legte ihr die Füße sorglich aufs Sofa.

Maria trat wieder ein und brachte einen Strauß Iris. „So etwas, wie hier die Iris blühen,“ sagte sie „und die rosa Pfingstrosen, ganz einwickeln könnte man sich in Blumen! Seht nur!“ Sie legte Sibylle den Strauß in den Arm, so daß diese ganz versteckt dahinter lag. „So muß man Blumen haben, nicht für fünfundzwanzig Pfennig vom Gärtner.“

„Steck' sie ins Wasser“, sagte Sibylle. Maria holte einen Waschkrug und tat die Blumen hinein.

Dann sagte Sibylle: „Maria, ich möchte nicht, daß es dunkel wird. Brenne die Kerzen am Flügel an und die Lampe. Ich will Hermann heute etwas singen!“

„Sibylle!“ rief Maria. „Laß mich nicht unnötig mich anstrengen. Ich will es. — Und ich werde es tun“, sagte die Kranke ruhig. „Ich gehöre niemandem als mir selbst, und ich will's.“

„Du gehörst uns“, sagte Maria.

„Niemandem“, wiederholte Sibylle.

Maria stand hilflos. Sie wagte Sibylle nicht zu widersprechen. Sie sah die großen, jetzt tief erregten, dunklen Augen der Schwester.

„Hör' zu", sagte Sibylle leise und begann langsam und zart das Lied, das sie singen wollte, Hermann vorzusprechen.

„Rosen brach ich nachts am dunklen Hage,
Süßer hauchten Duft sie wie je am Tage,
Doch zerstreuten reich die bewegten Äste
Tau, der mich näßte.

Der Küsse Duft mich wie nie berückte,
Die ich nachts vom Strauch deiner Lippen pflückte,
Doch auch dir im Gemüt wie jenen
Tauten die Tränen."

„Ich kenne das Lied," sagte Hermann gedankenvoll, „es wurde oben vor dem Berghaus nachts gesungen."

„Wer's auch sang," sagte Sibylle mit Tränen in den erregten Augen, — „so heiß wie ich liebt's keiner! — Und so schön findet's kein Mensch auf Erden wie ich. — Das ist ganz unmöglich! — Ganz unmöglich! — Weißt du," sagte sie wie fliegend, „ich will dir etwas geben — du sollst wissen, wie unsagbar eine Menschenseele das Schöne lieben kann. — Wenn du mich lieb hast, sollst du mich auch kennen."

Maria war in großer Angst hinunter zur Wirtin gelaufen und hatte sie gebeten, den Doktor holen zu lassen. Sie suchte Sibyllen hinzuhalten, bald war das, bald war jenes zu tun. Sibylle sah still ihrem Treiben zu. „Maria, mißgönn' mir's nicht, laß die Zeit nicht vergehen." In diesen sanften Worten lag eine so leidenschaftliche Bitte, daß Maria nach den Noten griff, die Lieder von Brahms aufschlug und sich an den kleinen Flügel setzte.

Sibylle trat zu ihr und küßte sie. „Du bist so ein liebes, gutes, kleines Kind."

Maria hatte zu Hermann gesagt: „Sibylles Stimme ist ganz einsam." Und Hermann fühlte jetzt, was damit gemeint war. Wie ein weicher, geheimnisvoller Glockenton begann

das Lied. So konnte nur eine ganz einsame Stimme in tiefer, tiefer Abgeschiedenheit, von keinem Ohr gehört, sich offenbaren. Diese Stimme in einem Konzertsaal war entweiht. Hermann, dessen Seele nie von Kunst wahrhaft ergriffen worden war, erlebte ein Wunder, ein Wunder, wie es auch die Liebe zu diesem leidenschaftlichen Geschöpfe war. Er verstand jede Regung, jede Tiefe. Er fühlte das Wissen des Herzens, er fühlte die heiße Lebenswonne, die sie ahnte, die überwältigenden Daseinstränen, die Schönheit nächtlicher Sommerrosen. Sie sagte ihm, was sie selbst nicht wissen konnte. Die Stimme war die Prophetin der Liebe und des Scheidens von aller Schönheit und Glut dieser Welt.

Hermann wußte nicht, wie ihm geschah. Er stand neben ihr und hielt sie bebend in den Armen, noch ehe sie geendet. Unbemerkt von allen war noch jemand eingetreten. Wie ein Schatten hielt der Doktor sich ruhig an der Tür. Als Sibylle geendet, trat er hervor: „Kind! Kind!" Seine Stimme klang fremd. „Kind, das ist Musik! Ah — das glaub' ich! — das glaub' ich!" Er faßte ihre Hand, ihren Puls. „Kind! Kind!" Sein gutes, volles Gesicht sah wie vergeistigt aus. Er behandelte sie nicht, wie bisher, wie eine kleine, närrische Person, sondern wie etwas Heiliges.

Der Doktor war ins Herz getroffen von dieser offenbarenden Stimme. Er führte Sibylle zu ihrem Lager zurück. „Nun alle Kraft zusammennehmen, nun müssen wir die Erregung überwinden, ganz gut überwinden." Er ließ ihr durch Maria die Tropfen geben, die er ihr verordnet hatte.

Sibylle lag ruhig, Hermann saß neben ihr, ihre Hände hatten sich wieder gefunden. Der Doktor betrachtete beide mit einem verblüfften Blick. Hermann flüsterte Sibyllen etwas zu. Die lächelte ihn an. „Kennst du mich nun ein wenig?" fragte sie leise, — „ein wenig?" Er streichelte ihr die Hand. Ihre Blicke tauchten ganz ineinander. —

In diesem Augenblick trat Marianne ein. — Hermann hob den Kopf und sagte, ohne Sibyllens Hand zu lassen: „Goldele! — Komm, Goldele!“ — Dann reichte er Mariannen die Hand, immer noch, ohne Sybillen loszulassen, und küßte Sibylle auf die Stirne. Der ernste, tiefe, weiche Blick ihres großen Buben, der Marianne jetzt traf, sagte ihr von allem, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Sie sah das bleiche Gesicht Sibyllens, die mit großen, glänzenden, fragenden Augen in die ihren sah, und sie strich ihr zart übers Haar. — Jetzt sah sie diesen dunklen, lieben Kopf sorgenvoll und zärtlich über ein fremdes, leidendes Gesicht gebeugt. Etwas Schweres, Ungeahntes ging durch ihre Seele. Jetzt erst bewunderte sie in ihrem eigenen Überraschtsein ganz die Einfachheit und Grazie dieses reinen Herzens, mit der er ihre Beichte vor wenigen Abenden entgegengenommen hatte. „Ja“, dachte sie, — „ich weiß, meine große Liebe zu dir ist kein Wahn.“

Der Doktor machte ihr ein Zeichen. Sie ging zu ihm, und beide traten miteinander hinaus in den Garten. „Frau Gamander“, sagte der Doktor und drückte ihr die Hand. „Sie sind die herrliche Frau, die Sie sind. Ja, das war das Rechte, — kein Wort. — Hier ist auch kein Wort mehr zu sagen. Liebe, verehrte Frau! Wir haben Unaussprechliches erlebt. Das fremdartige Kind hat gesungen. — Gesungen! — Ich habe nie so etwas gehört. — Ich armer Musikante! — Aber das war das Rechte. — Kein Wort. — Kein Wort über alles. — Unser armer Bub!“ sagte der Doktor weich. „Ich bleib' heut nacht hier. — Gott gebe das Sanfteste.“

Als sie wieder eingetreten waren, fanden sie Sibylle und Hermann noch gerade wie vordem. Die flüsterten leise. Der Doktor trat zu ihnen, nahm Sibyllens Hand und sagte: „Maria, bringen Sie Ihre Schwester zu Bett. Sie muß jetzt vollkommen ruhen.“

Als Maria ihr behilflich sein wollte, sich zu erheben, kam

eine große Schwäche über Sibylle. Sie sank wieder zurück mit geschlossenen Augen. Tiefe Schatten lagen im Gesicht. Die Blässe war wie durchsichtig. Der Doktor schien auf einen solchen Zufall vorbereitet. Sie schlug unter seiner Hand die Augen bald wieder auf, schien wieder kräftiger, fragte nach Hermann, der neben seiner Mutter kniete und sie mit beiden Armen umfangen hielt, so wie sie abends vor Schlafengehen sich nahe zu sein gewohnt waren.

„Sibylle", sagte er weich und war wieder an ihrer Seite.

„Mir ist wohler. — Ich fürchte mich gar nicht", flüsterte sie zu ihm.

Der Doktor nahm sie in die Arme und trug sie in das Schlafzimmer der Schwestern. Maria und Marianne halfen ihr behutsam aus den Kleidern. Maria holte gewärmte Leinentücher aus der Küche, die sie über sie breitete, um ihr jedes Frösteln zu ersparen, und so lag sie bald matt und friedlich in ihren Kissen.

Hermann sagte zu seiner Mutter: „Ich wache bei ihr."

Marianne wußte nicht, wie ihr geschah. — Ihr Kind, beladen mit einem schweren Schicksal. Ganz betäubt war sie davon. Wie konnte das so plötzlich geschehen. — Wie war das möglich! Unerreichbar erschien er ihr, — fern — fern — fern von ihr weggerückt. Hier war alles Wortlosigkeit. — Was ihr und ihm in letzter Stunde geschehen. Die Erschütterung, die Marianne im Herzen spürte, war sondergleichen.

Der Doktor blieb, wie er's gesagt hatte, heute nacht im Winkelhof, aber er hatte sein Zimmer aufgesucht. Man sollte ihn rufen, wenn irgendeine Veränderung in Sibyllens Zustand einträte.

Hermann saß neben Sibyllens Bett. Ein dämmeriges Nachtlicht brannte, das Fenster stand offen, Gartendüfte drangen ein. Marianne und Maria waren im Nebenzimmer still beieinander. Sibylle wachte und hielt Hermanns Hand. Sie lebten und atmeten in dem Gefühl, einander nahe zu

sein. Das erfüllte sie ganz, verscheuchte jeden andern Gedanken. „Nicht wahr," sagte sie einmal, „nun kennst du mich doch — — und vergißt mich nicht."

Er küßte sie sanft.

„Ich weiß, daß du eine große Welt liebst, die ich nicht kannte. Du hast sie mir gezeigt, — vielleicht sogar gegeben."

„Wie schön", sagte sie.

Dann schwiegen sie beide wieder lange Zeit.

Oft war es ihm, als schliefe sie; aber dann schlug sie mit einem Male die Augen auf und blickte ihn groß an.

„Weißt du," sagte sie, „mir ist, als säße in deiner Gestalt das ganze Leben neben mir und alles, was ich gehofft habe — und als hätte sich in dir, und daß du mich liebst, alles erfüllt. — Ich bin so glücklich."

„Schlaf ein, Sibylle." Er streichelte sie sanft, und sie schloß die Augen, und bald empfand er, daß sie schlief, und er blickte lange auf das geliebte Gesicht. Ihre Hand löste sich im Schlafe aus der seinigen. Eine große Müdigkeit überfiel auch ihn, sein Kopf sank neben Sibyllens in die Kissen, und er schlief an ihrem Bette sitzend.

Marianne trat ein und sah sie beide. Sie wagte nicht näher zu treten, aus Furcht sie zu wecken. „Komm, Kind," sagte sie zu Maria, die sich kaum mehr aufrecht hielt, „leg' dich auch. Ich wache."

Bald war tiefe Stille; — über alle war der Schlaf gekommen.

Der Morgen dämmerte, da erwachte Maria. Ohne Störung waren Stunden der Nacht verflossen. Sie erhob sich von dem kleinen Sofa, auf dem Sibylle tagsüber zu liegen pflegte, sah Marianne schlafend im Lehnstuhl sitzen. Leise schlich sie in Sibyllens Zimmer. Das silberne Morgenlicht vor Sonnenaufgang erfüllte den Raum. — Hermann schlief fest, neben Sibyllens Lager sitzend. Sein brauner, dunkler Kopf lag auf den weißen Kissen, ihm nahe Sibyllens bleiches

Gesicht. Maria blickte unverwandt auf beide. Sonnengebräunt war Hermann. Sein Atem ging leise. Das Gesicht neben ihm erschreckte Maria. Es war nicht die Blässe allein, die sie zittern machte, wie aus Stein so schwer war das geliebte Gesicht, als hätte es nie gelebt — so fremd, so unerweckbar war's. Maria stand, ohne sich zu regen, stand, ohne zu atmen. Ihr war, als würde ihr die Kehle zugeschnürt. Endlich — endlich war sie imstand, sich zu bewegen, — berührte die weiße, stille Stirn und fuhr zurück. Ein langer Blick auf Hermann — und das bleiche, entsetzte Kind schlich aus dem Zimmer durch die Gartentür, hinaus in den Garten. — Dort brach sie Blumen und Blüten, so viel sie fassen konnte. Ihr Blick veränderte sich nicht. Mit ihrem Arm voll Blumen rannte sie zurück, schlich durch das Zimmer, — legte die Blumen sanft über Sibylle, wie gestern den Strauß, und schob sich selbst zwischen die stille Schwester und Hermann, neigte sich ganz über ihn, als wollte sie ihn beschützen. Marianne sah das Unbeschreibliche, als sie in die Tür kam. Da weckte eine leichte Bewegung Marias Hermann. — Er erhob sich schlafbefangen, und an seinem Halse hing das gute Kind Maria, — umfing ihn — streichelte ihn. „Komm mit mir", sagte sie. — „Komm mit mir. — Komm mit mir." Sie sagte das so weich, so rührend. Ihre Hände hielten seinen Kopf, als wollte sie verhindern, daß er sich umwendete. Er war so tief noch im Schlaf und vom unbegreiflichen Betragen Marias verwirrt, daß er sich von ihr bis zur Tür geleiten ließ — bis zu seiner Mutter. Da löste Maria die Arme von ihm, stürzte auf das Bett ihrer Schwester zu und warf sich in maßlosem Schmerz aufschluchzend über sie.

Die das innigste Leben tragen, sind die Frauen. Sie tragen das Leben aller derer, die ihnen gehören. Das Leben der anderen neben dem eigenen Leben! Sie leben in sich und im andern. Sie sind die eigentlich Lebendigen hier auf

Erden. Die ganz Lebendigen aber unter ihnen, diese Seltenen, sind in ihrem Wissen, ihrem Handeln, ihrem Ertragen große Dichter und Fühler. Sie leben alles tief in sich selbst hinein. Ihre Seelen sind Kunstwerke, schweigende Kunstwerke, die sich nur in Scheu enthüllen.

Marianne Samanders Seele war von dem traumhaft aufgetauchten Liebestag und der schwermutsvollen Liebestodesnacht ihres Sohnes angstvoll bewegt. Ihrem Kinde solch ein Überfall des Schicksals! Es tat ihr weh, ihn jetzt sich vorzustellen. Wie hatte sie um ihn gelitten, von seiner frühesten Kindheit an, ihm, dem Ahnungslosen, die düstern Verhängnisse des Lebens zu gestehen; als ob sie schuldbeladen wäre, hatte sie ihm alles seinerzeit sanft gesagt, so ängstlich nach Trost ausschauend, wie ein armer Verbrecher sein Verbrechen dem geliebtesten Wesen gesteht.

Sie dachte an eine längst vergangene Stunde: Da fuhren sie miteinander in der Bahn an einem kahlen Friedhof vorüber. — Kreuze, Kreuzchen, tausendfach, dazwischen niedere Büsche, alles von einer Mauer umgeben. „Was ist das für ein Salat", hatte ihr kleiner Kerl sie damals gefragt. „Ja, was ist das für ein Salat," war es ihr ungeheuer durchs Herz geströmt. Sie hätte nicht um die Welt sprechen können, hatte ihr Kind an sich gedrückt und gelächelt.

Über so manche Weltfrage ihres Kindes ist sie schamrot geworden im tiefsten Schmerz und hat oft gedacht: eine andere Welt wäre entstanden, hätte ein Schöpfer den Schmerz und die Scham einer Mutter gefühlt, die ihrem armen, heiligen Kinde enthüllen muß, was nicht zu sagen ist. Die schweren, geheimnisvollen Verhängnisse der Natur konnten mit reinem, schwerem Herzen ausgesprochen werden; aber das, was die Menschen getan, der ganze große Riesenunsinn, die ganze große Riesenteufelei der Kultur und Bildung, das waren die Dinge, die sie am schwersten ihrem Kinde ge-

deutet. Sie hatte ihm gesagt, der Trost in allem Wirrwarr und allen Grausamkeiten und allen Torheiten dieser Menschenerde ist: daß man lacht — und einander lieb hat — und vom anderen sich nicht erschrecken läßt.

So war die enge Kameradschaft zwischen Mutter und Sohn entstanden, ihr tiefes Sich-einander-verstehen. Sie lebten miteinander in der schönen Welt der Herzen, die andre nie zu sehen bekommen, die sie unter die Füße treten. —

Nach der ersten Stummheit und Qual, in der Hermann jedes Wort von sich gewiesen, war er ganz in Sorge um die Tote und Maria erwacht. Für seine Mutter aber hatte er das erste beruhigende Wort. „Goldele," sagte er, „laß mich ganz ruhig, ängstige dich nicht."

Auf seine Anordnung wurde Sibylle nachts in die kleine Kapelle, die zum Hause zur Flamm' gehört, gebracht, um im nächsten einsamen Bergdorf begraben zu werden. Die beiden traurigen Kinder, Hermann und Maria, bereiteten selbst die Kapelle zu ihrem Empfange vor. Marianne und Motte banden Kränze aus den Blumen, die die beiden ihnen brachten. Eine tiefe Stille und Weihe war oben im alten Hause eingekehrt.

Die kleine Kapelle war wie zu einem Frühlingsfeste geschmückt. Alle halfen! aber man ließ Hermann und Maria gewähren, die nur im Beieinandersein einigermaßen Frieden fanden. Nachts lag Sibylle keinen Augenblick zwischen den Kerzen allein. Hermann und Maria wachten die ersten Abendstunden zusammen. Miteinander sahen sie schmerz- und angstbedrückt auf das bleiche, weltabgeschiedene Gesicht, auf die stille Gestalt. In Maria wurde der Schmerz um den Verlust der Schwester immer hilfloser, immer tränenreicher. Sie fand nur ein wenig Halt, wenn sie ihre Hand in Hermanns liegen hatte.

Was in Hermanns Seele vorging, wußte niemand. Wortlos war sein Betragen. Marianne aber konnte ihm nicht in



die Augen sehen, denn er trug diese erste große Qual der Seele wie ein Wissender, wie ohne Staunen, auf eine selbstverständliche Art, die ihr wehe zu sehen tat.

Sie fragte ihn.

„Ja, Mutterle, warum soll gerade mich nichts Schweres treffen?"

Sie wechselten im Wachen bei Sibylle. Baumgarten wachte bei ihr, Motte, Marianne, der gute Doktor, die Wirtin im Winkelhof und ihre freundlichen Töchter. Immer in den kurzen Nachtstunden war eine gute Seele bei dem stillen, schönen Körper, der Mutter Erde entgegenschlief. Jeder, der da wachte, dachte sein Teil auf seine Weise, hielt seine stummen, schweren Stunden im Anblick der Vergänglichkeit, die auch ihn, ach, so nahe anging.

Tagsüber kamen die Bauern und die Leute aus dem Städtchen herauf, um die Sterbegebete zu sprechen und neugierig die schöne Fremde zu sehen.

Motte hatte Friedel von dem Anblick der Toten zurückhalten wollen, aber der Zufall führte ihn dahin, und er hatte eine große Freude an dem schönen, stillen Gesicht. „Tote Leute sind schöner wie die Lebendigen! Und soviel Blumen — und dann bekommt sie ein schönes Gräbchen", sagte er heiter. Er war noch einmal in Begleitung mit Hermann und Maria bei ihr. Sie nahmen Friedel in ihre Gemeinschaft auf. Er ging zwischen ihnen, von ihnen geführt. Es war, als spürte das Kind den Schmerz, den sie trugen, denn es war so innig zärtlich mit ihnen, so freundlich und weich, daß sie den kleinen Gefährten wie einen Trost empfanden. Als sie alle drei in der Kapelle still beieinander saßen, sagte das Kind auf seine fast geheimnisvolle Weise, mit der es manchmal ihm fernliegende Dinge aussprach: „Als sie starb, wußte sie, wen sie am meisten liebte." Niemand fragte ihn, wieso er dies meinte; aber Maria flossen die Tränen über. Sie hielt Hermanns Hand und flüsterte: „Das Kind weiß darum."

Sibyllens Begräbnistag. Heute in sanfter Abendstunde ist Sibylle begraben worden, die Sibylle, die ich nicht kannte, die zu uns im tiefsten Schlafe heraufgetragen wurde, von deren wundervollem Gesang unser Doktor ganz bewegt ist, — die von Hermann geliebt ist, von diesem herben, gütigsten Herzen — und die meinem kleinen Friedel eine wahre Freude am Tode gegeben hat. Er spricht vom Tod wie von Weihnachten. Ja, er sagte: es sollte ein Lichterbaum bei ihr im Kirchlein brennen. Sie liegt wie das Christuskind in der Wiege. „Schön und still sind die toten Menschen", sagte er. Wunderlich, welch tiefe Liebe mein Kind zur Stille hat, still ist für ihn ein Segenswort. Die Worte machen auf ihn einen ganz merkwürdigen Eindruck. Das Wort Vater, Mutter sieht ihm aus wie ein weiches Wollnestchen, die fünf aber, sagte er, sieht mir ängstlich aus, wie etwas Verwundetes. Er ist so bewußt, er weiß auch, daß es schön ist, ein Kind zu sein, er weiß so vieles. Als ich ihn gestern ausschalt, sagte er: „Böse Menschen haben keine Ohren. Weshalb sprichst du mit mir, wenn ich böse bin, warte doch, bis ich wieder gut bin und wieder hören kann."

Er frägt mich manchmal: „Werde ich auch gut erzogen, Muttchen, kannst du's, weißt du's, wie es gemacht wird?" — Ach, und ich bin jetzt nicht gut zu ihm, wie ich sein sollte. Ich bin nicht gut! — Ich bin nicht so ganz bei ihm! — Ich bin innerlich zerrissen! — Ich denke oft nicht an ihn — nur, nur an mich — bin voller Sehnsucht. Ich bin auch gegen meinen Professor sehr ungerecht! Ich weiß alles! — Mein Herz aber will keine Vernunft! — keine Pflicht — nur das, was es Glück nennt. — Nur das und einzig das. So ein armer Mensch ist wirklich gut beraten mit solch einem Narren in der Brust!

Sibyllens Gesicht schien auch mir etwas unbegreiflich Herrliches in seiner stillen Schönheit. Ich verstand Friedel. Ich habe mich auch in diese Stille tief hineinsehn müssen — nachts, als ich bei ihr saß.

Die heiligen Menschen waren in ihrer Sehnsucht nach Stille — trunken von der Ruhe im Tode. Sie wollten diese Ruhe ins Leben hinein erflehen, erbitten, erlisten, erkämpfen. — Diese Stillesucher, diese Gottsucher, — diese Sichselbstsucher. In der Stille da ahnten sie — da wußten sie, daß sie sich selbst finden würden. Wie die Sucher mit der Wünschelrute. Vor der Stille, da bewegte sich die Wünschelrute, da war die Quelle, da quoll der Schatz. Wie eine arme Verwirrte saß ich vor Sibylle und blickte auf sie, und alle Unruhe meines Herzens schien mir doppelt Unruhe. — Aber ich dachte: sie ist liebend und geliebt eingeschlafen, — eingeschlafen in Seligkeit. Wir müssen bis zum Feierabend aushalten. Ich muß mich selbst in einem ungeheuern Durcheinander suchen.

Marianne und Hermann sind beide anders wie ich. Ganz anders. Hermann trägt seinen unvermittelten Schmerz, so jung er ist, mit einer großen Güte. Er ist zu uns allen fast noch sorgsamer und gütiger wie sonst, ebenso trägt Marianne ihr Glück. Sie verdienen beide ihr Glück und ihren Schmerz. Marianne und Hermann sind ihrem Schicksal gewachsen. Ein schöner, seltener Anblick.

Ich bin meinem Schicksal nicht gewachsen. Es wächst, aber ich wachse nicht mit. Ich fühl's, ich war nur in der allerersten Jugend heimatsicher auf Erden. Alles, was später kam, blieb mir fremd, traurig, unheimisch. Ich habe keine Freude daran. Ich sehe und höre und verstehe alles um mich her, aber wie ein Zuschauer. Ich bin nicht ergriffen. Es geht mich fast nichts an. Deshalb bin ich auch so eine Spielmutter mit Friedel. Das ist das einzig Trauliche, was ich fühle. Mir ist immer, als müßt' ich einen steilen Berg steigen. Ich gehe nie geradeaus.

Mit Erwin konnte ich wieder im vollen schönen Atem laufen. Ich kann nur ganz jung sein. — Und gewiß werd' grade ich steinalt! Großmütterlein, du im goldenen Wurzel-

nest deines Lindenbaumes, der dir aus dem Herzen wuchs, — du warst stärker als ich! Du gingst davon in deiner heißgeliebten Jugend und Schönheit. Dein Herz war kühl gegen alles andere auf Erden. —

Ich aber liebe Friedel, liebe, liebe Erwin, liebe meinen Professor, liebe sehnsüchtig die schöne Welt, liebe Marianne und Hermann — und sehe große, schwere Pflichten und Wege. Dein Leichtsinn, Urgroßmütterchen, ist in mir gebrochen. — Ich kann nicht mehr so wie du, mich vom goldenen Wurzelnest des Lindenbaumes umspinnen lassen. Ich kann nicht wie du mich verkriechen, wenn es mir nicht mehr auf Erden gefällt, und kann nicht alle Jahre glückselig in hunderttausend goldenen Lindenblüten blühen wie du.

Sie haben Sibylle sanft begraben und nicht im kleinen Friedhof, sondern auf einem wunderschönen Platz, den die Leute das Nonnengrab nennen. Man sieht von ihm aus das liebe „Haus zur Flamm'" und in die weite Gegend hinein. Uralte Nußbäume stehen im Kreis wie ernste Wächter. Der Platz gehört zu Mariannens Besitztum. Wenige nur haben Sibylle mit zu Grabe gebracht. Alles schwarze Düstere war ferngehalten. Der Sarg mit weißen Rosen und Kränzen überdeckt. Die stille Abendstunde golden sonnig. Der Pfarrer sprach die ernsten, feierlichen Worte, und ein wundervoller Gesang der jungen Chorsänger, die verborgen im Walde standen, gaben ihr und uns den letzten Gruß. Maria hielt sich am Arm ihres Kameraden gestützt. Sie weinte nicht. Die Stunde ist zu fremd, gehört nicht ins Leben. Wir verstehen und fassen sie nicht.

Nie aber werde ich Hermann und Maria in ihrer stillen Schmerzenszusammengehörigkeit vergessen. Ich habe nichts Beweglicheres gesehen als ihre gegenseitige Sorge füreinander.

In den Tagen, als die junge Tote im Kirchlein lag, war im Hause zur Flamm' alle Schönheit und Wärme und Zart-

heit, die es auf Erden gibt, wach. Sie waren alle so unendlich gut zueinander. Jeder voller Schutz für den andern. Baumgarten gehörte ganz zu ihnen, war dasselbe wie sie, so ganz voll weicher Güte. Ich dachte an einen Ausspruch von Mariannen: Ach, wenn die Natur die Menschen nur zeichnete, die zusammengehören! Wieviel Schmerzen würden den Suchenden erspart! Uns dürften die Philister getrost die Narren Nummer 4 nennen! Ach was für eine Welt wäre das! Von weitem sähe man seinen geliebten Bruder kommen! Und ohne sich zu kennen, wüßte man: da kommst du selbst, dein Versteher, dein Blutsverwandter!

Und ich und Friedel wir gehören auch zu ihnen! Sie lieben uns, sie sind gut zu uns, stünde ich nur erst fest in ihrer Freiheit. —

An einem andern Tag

Hermann ist heut' nach Innsbruck abgereist. Er wird, sooft es ihm möglich ist, zum Haus zur Flamm' heraufkommen. Maria bleibt bei Marianne. Von der — sagt Marianne, — könnte ich mich jetzt nicht trennen. — Dies Kind hat mehr für mein Kind getan, als je ein Mensch für ihn tun wird. — Die Stunde vor seinem schweren Erwachen vergesse ich ihr nie. Daß ihn das arme, zitternde Geschöpf mit sich selbst geschützt hat, die rührende Heldentat ist nicht umsonst getan. Maria bleibt bei mir.

Ja, und diese Maria! Hermann hat recht — sie gehört zu den herrlichen Geschöpfen der Erde, von denen es so wenige, wenige gibt. Ihr Schmerz ist nie aufdringlich. Er entstellt nichts an ihr, kein Wort und keine Bewegung. Wie sie mit Friedel lacht in ihrem Kummer, ist das lieblichste, was ich je sah. Sie hat mich gebeten, bei Friedel schlafen zu dürfen, weil sie bei ihm einen Trost fühlt wie sonst nirgends. Wie gern erlaubt' ich's ihr, die den ganzen Tag so hilfbereit im Hause ist, so voller freundlicher Dankbarkeit für die Liebe,

die sie hier erfährt. Ich verstehe, daß Friedels schlafendes, warmes Körperchen ihr wohltut.

Weshalb aber tröstet Friedel mich jetzt selbst so wenig? Weshalb bin ich allen köstlichen Dingen dieser Erde so fern, nur meiner Sehnsucht nicht, die mich wie in dicke Schleier eingewickelt hat?

Heut' an diesem Abend sagte ich Marianne von meiner großen, tiefen Liebe zu Erwin. Ich klagte ihr, daß ich nicht lebte, sondern verbrenne. Verbrennen ist nicht Leben. Deshalb bin ich zu dir gekommen, „du solltest mich trösten", aber du bist zu glücklich dazu. Ein ganz Glücklicher kann nicht trösten, das fehlt an seinem Glück. „Vielleicht kann er dann doch trösten," sagte Marianne, „denn wenn er nicht trösten könnte, würde zu viel an seinem Glücke fehlen." „Nein, nein," sagte ich trotzig, „du kannst nicht!" Ich ging schluchzend von ihr und schloß mich ein und lag in meinen Kissen — ganz still und unbeweglich — und wie ich früher den Tod gefühlt hatte, den Tod, der jedes Geschöpf trifft und alles wie ein Ährenfeld im Winde sich ihm zuneigen läßt, so fühlte ich jetzt die Sehnsucht brennen — brennen — brennen. — Sie war da! Sie war fest in die Seele eingewachsen, verdrängte alles. Ich stand auf und sah nach Friedel, der lag mit Maria und schlief.

Wie er mir fern ist. Wie die ganze Welt in undeutlichen Nebeln liegt. — Mein Daheim, ich mir selbst. Ich hielt einen Brief von Erwin in der Hand, der alles Leben in sich trägt. Der Sehnsucht entfliehen, der Sehnsucht entfliehen! dachte ich. Aber wohin? — Die Welt ist fern und tot. Ja, hüte dich vor Sehnsucht! Sie nimmt dir alles, verbrennt alles, du weißt nicht mehr, was dein ist, du sündigst! Du versündigst dich! Ach, ich weiß es — ich weiß es! Hüte dich vor Sehnsucht. Sie ist ein Stück Wahnsinn, und hat sie dich gefaßt, verläßt sie dich nicht — macht dich arm; wie Feuer brennt sie deine Ernten nieder.



Baumgarten war seit Tagen dabei, eine alte, abgestorbene Linde, die mitten zwischen den hohen Nußbäumen stand, die in weitem Halbkreis Sibyllens Grab umgaben, zu fällen.

Diese Linde war der Mittelpunkt des Halbkreises und war seit Jahren schon verdorrt. Marianne hatte sie nicht entfernen lassen, weil sie diesen grauen Baumgeist zwischen den grünen, mächtigen Bäumen nicht ungern sah. Winterstürme und Regen hatten ihn fast ganz der Rinde entkleidet. Die Farbe des alten Stammes war vom zartesten Silbergrau. Jetzt aber wünschte sie, daß die Nähe um Sibyllens Grab gepflegt und behütet sei. Es erschien ihr lieblos, dieses abgestorbene Stück Vergangenheit länger hier stehen zu lassen, und Jonathan hatte es mit dem Hausmeister und einem Arbeiter unternommen, ihm sein Ende zu bereiten. Seit Tagen waren sie schon eifrig bei der Arbeit. Marianne sah oft zu und freute sich, wie geschickt und kunstgerecht ihr Freund diese Arbeit tat. Mit Leib und Seele, wie einer, der der Natur ganz nahe steht. „O, du Einsermensch! Du Einziger! Du Närrischer", dachte Marianne lächelnd.

Zu einer Abendstunde kam er von seinem Arbeitsplatz herunter ins Haus zur Flamm', fand Marianne im Garten. In ihren Blicken feierten sie, wenn sie sich wiedersahen, jedesmal das große Fest der Einmütigkeit. Marianne fühlte aber an seiner Bewegtheit, daß ihm etwas geschehen sein müßte.

„Was denn?" fragte sie, „was ist dir?"

„Ja, was ist mir?" sagte er ganz in sich versunken.—

„Es ist nichts — gar nichts — oder soll ich sagen, es ist etwas ganz Unbegreifliches. Was soll ich sagen?" Marianne blickte ihn betroffen an.

„Nein, nein, keine Sorge. Gar nichts, was mit Sorge zusammenhinge. Gar nichts. Du kannst ganz ruhig sein. — Der Boden, den wir mit Füßen treten, hat ein Geheimnis offenbart — ein tiefsinniges Geheimnis.

Komm mit mir hinauf. Du wirst's erfahren. Gar nichts Schreckliches, etwas Wundervolles! Hier hat vor dir schon eine Seele gehaust, eine große Seele der Liebe. — Dein altes Haus zur Flamm' ist ein heiliges Haus. Glaub' mir, hier ist vor dir schon eine Seele voll Feuer und Glut daheim gewesen. Hier hat sich vor Hunderten von Jahren — Heiligstes in einem Menschenherzen begeben. Du sagtest ja immer: Dich hat die Sehnsucht längst Vergangener hier gehalten. — Du siehst und fühlst mit denen, die hier einst daheim waren." Er sprach in seltsamster Stimmung und faßte Mariannens beide Hände. „Unter den alten Lindenwurzeln stieg ein glühendes Leben auf, wie eine Flamme, wie die Wohlgerüche ekstatischen Lebens, fremder, längst entschwundener Sommer, tiefer, geheimnisvoller Seligkeiten und Leiden."

Marianne sagte: „Du erschreckst mich doch." —

„Nein, nein, es ist fast unaussprechlich." Er wehrte ab. „Kein Grund zum Erschrecken. — Komm mit hinauf. Nimm Motte mit und so viel Rosen, wie du nur fassen kannst." Er nahm sein Messer aus der Tasche und schnitt von den dunkelblühenden Rosen, vor denen Marianne gerade stand, von den herrlichen Blüten und gab Marianne einen ganzen Arm voll schwerer Zweige.

Darauf gingen sie miteinander, und Motte begleitete sie. Die Abendsonne war noch ganz Gold und sanftes Feuer. Die fernen Bergzüge schwammen im Lichte, die Gletscher

hoben sich rosaleuchtend daraus hervor. Die Wälder hatten einen goldenen Duft über sich, und die Welt war so schön, als wäre sie ein ganz glückseliger Aufenthalt. Sie stiegen den Berg hinan.

Auf der kleinen Plattform spielten die rötlichen Sonnenbilder hin und wieder durch das dichte Nußbaumlaub. Die weite Gegend lag wie ein Abendsonnenmeer, in dem körperlose, durchschienene Berge wie Inseln schwammen. — Eine vergeistigte Welt, die nicht nach Greifen und Schwere und Widerstand aussah. Sibyllens Grabhügel, mit Blüten bedeckt, schien auf dem dunkeln Waldboden ein Blumenspiel zu sein, das fröhliche Kinder getrieben, die davongegangen waren und ihr Gärtchen stehen gelassen hatten. Der graue, hohle Lindenbaum lag gefällt, zerspalten und zerhauen und zum Teil schon aufgeschichtet. Der gewaltige Wurzelstock war aus der Erde gehoben. An seinen tausendfältigen Wurzelarmen hingen Steine und Erdmassen, und kahle, feuchte, aus der Erde gerissene Wurzeln starrten dunkel in die Luft, in das Licht, das jetzt schon im Verbleichen war. An den Bergwänden schwand die rosige Bestrahlung und wandelte sich in müdes Lila, in starres Grau. Nur die höchsten Grate leuchteten noch lebendig, aber wie ein Leben im Hinschwinden, wie ein letzter Hauch.

Eine offene, mit Steinen ausgelegte Grube, von der die riesige Wurzel des Lindenbaumes beim Herauswinden die Platte abgehoben und gesprengt hatte, dunkelte den drei Menschen entgegen. Baumgarten ging voraus. „Marianne," sagte er, „sieh." Sie faßten sich an den Händen, und Marianne blickte mit großen Augen: Ein Grab. Da ruhte unberührt in samtschwarzem Moder bleiches Totengebein. Die schwere Platte lag neben der Grube in zwei Teile zersprungen und wieder zusammengelegt.

Die drei Menschen standen stumm um das tiefe Dunkel.

Das geduldige Totenbein schimmerte rätselhaft. Die Stille und Dunkelheit von Jahrhunderten stieg auf. Baumgarten deutete auf die Platte, ohne ein Wort zu sprechen.

Da sah man die Gestalt eines Weibes, einer Nonne wohl, langgestreckt, die Hände betend zusammengelegt, in gotischer Steife und Zartheit gebildet. Baumgarten deutete ihr zu Füßen und las die eingemeißelten Worte: Perfunde, o amor, ipsa haec ossa. „Das heißt," sagte er: „O Liebe, durchglühe auch noch diese Gebeine."

Nur das leise Anschlagen süßer, müder Töne der schläfrigen Vögel tauchte hin und wieder aus dem Walde auf.

Herzensschauer hatten diese glühenden Worte, die jahrhundertelang als Geheimnis einer Seele unter der mächtigen Wurzel begraben waren, denen gebracht, die sie hörten — einen Schauer sondergleichen. Der Abendwind wehte leicht, und es schien ihnen der Hauch auferstandenen Lebens zu sein. Die geduldigen Gebeine, die Zeiten und Zeiten unter getürmter Erde gelegen, unter der Last des mächtigen Baumes, der über ihnen gekeimt hatte und gewaltig geworden war, schienen im Zauber jener heiligen Worte wie in Liebesflammen zu glühen. — Opferdampf schweren Erkennens und Leidens heiliger Liebesgluten stieg aus dem Grabe auf, der ungeheure Wille eines heißen, unsterblichen Herzens — und die Grabesverlassenheit undenklicher Nächte.

Dies erloschene, zerfallene, liebestrunkene Herz tat Wunder. Wie berückende Essenzen stieg eine Zeit aus schwarzem Moder auf, eine Zeit mit großen Ekstasen und voll süßer Zartheit, großer Grausamkeit voll, voll dunklen Sichwindens und glühenden Sichhingebens, erstickender Enge und dumpfer Wahrheiten voll, eine Zeit, in der Herzen in Feuergluten leben konnten, sich freibrennen konnten, eine Zeit sondergleichen, die in die gegenwärtige, aus dem dunkeln Grabe heraus, wie eine mystische Flamme schlug, eine einsame

Flamme, die kein Opferfeuer außer ihrer eigenen Glut mehr fand. Gläubige und Sehnsüchtige, Gottsucher, Lebenssucher, Herzensglüher, Weltfremde aber schwiegen erschüttert um das Wunder, das aus der Erde, die wir mit Füßen treten, wie aus ihrem eigenen Herzen aufstieg, Bewahrer des heiligen Feuers, des brennenden Menschenherzens.

Marianne kniete, streute über die zarten Knöchlein bebend ihre dunklen Rosen. Sie blieb knien, ihre Augen füllten sich mit Tränen, ihr ganzes Wesen bekam in sich selbst Versunkenes, Entrücktes.

„Ach, komm zu mir", flüsterte sie und hielt sich an dem geliebten Mann in großer Erschütterung. Er umfaßte sie angstvoll.

„Geheimnisvolle Wege," sagte Marianne leise, „mir ist's, als stiege ich selbst aus diesen Totengebeinen auf. — Meine Flammen, meine Gluten. — Du spürtest mich — mich selbst und holtest mich zu diesem Wunder. Was es auch sei — das Unaussprechliche: es gibt keinen Tod!"

Sie sprach mit geschlossenen Augen, Tränen rannen ihr unter den Wimpern hervor. „Als ich in diesem Totengebeine ging, glühte ich, wie ich heute glühe, aber doch anders, befangener, wie ich jetzt befangen bin, schwerer, erdrückender, voll losgelöster Himmelssehnsucht." Sie schwieg. „Mein heiliger Erdenfrieden," fuhr sie mit glückseliger Stimme fort, — „ist durch Himmel und Ekstasen gegangen, durch Erdenentrückungen." — Wie Jubel kam es von ihren Lippen. „Ach, Liebster, Liebster! Mir ist, als wüßte ich tiefstes Geheimnis und keine Worte könnten es ausdeuten. Ich empfinde die Himmelsart unseres Gefühls. Wir sind durchgedrungen zum Friedensfeuer schon auf dieser Welt!"

Sie sah ihn strahlend an. Ihr Blick glühte in Schönheit. „Daß wir auf Erden so friedvoll sind, so über allem Menschentreiben stehen, ist höher als alle Himmelsseligkeit, die sich

die Nonne träumte — tiefer, freier. Freier sind wir wie Engel, freier wie Heilige. Auf dieser Erde frei sein ist die Krone aller Freiheit. Ungezählte Himmel und Höllen gibt es hier. Wir aber leben in einem Himmel. Ich bin's — ich bin es selbst! — als ich in diesem Totengebein ging, erglühte ich mir meinen Erdenfrieden. Den Himmel wollte ich, gottestrunken — Gottesgeliebte sein, und bekam mich selbst und meinen Frieden auf Erden. Komm, Motte, komm", rief Marianne und legte ihren Arm um die stille, sehnsüchtige Frau. „Und wenn du nun littest und aus deinem Leiden kämen Wunder und Herrlichkeiten — hier im Himmel auf Erden?"

Motte, die in Sehnsucht Brennende, hing an ihrem Halse und schluchzte herzzerreißend. Marianne liebkoste sie lange, sanft und leise, ohne daß Motte es wahrnahm.

Lächelnd und flüsternd sagte Marianne zu Baumgarten:

„Laß meine armen Knöchelchen nicht unbedeckt hier oben in der Nacht. Sie haben für mich gelitten und getragen." Wunderlich klangen diese Worte über Motte hin.

Baumgarten sagte:

„Die Rosen schützen."

Marianne und Motte gingen schweigend auf und nieder.

Baumgarten, der in das tiefdämmerige Land hinausblickte, meinte weich, als die beiden Frauen an ihm vorüberkamen: „Weshalb soll dein Erdenfrieden und der vom Mann aus Reiche Nr. 3 nicht durch tausend Gefäße sich gerungen haben — und unsere große Erdenglückseligkeit? — Aber trägst du die süße, lebendige Seele in dir, die diese armen Totengebeine durchglühen wollte, — welch ein glückseliger Mensch bin ich dann! Vor einem Weibe, das auf seinen Grabstein meißeln läßt: Perfunde, o amor, ipsa haec ossa; vor der sollten die Kniee aller Lebendigen sich beugen."

Marianne schaute auf Motte und machte Baumgarten ein Zeichen, zu schweigen, denn Motte ging im tiefsten Lebensgram, im Entsagungsgram, hielt ihr Häuptchen tief gebeugt, und Baumgartens lebensfreudige Worte mochten ihr wie Schwerter durch die Seele gegangen sein.

An diesem Abend geschah es, daß Erwin in heißer Liebe die geliebte Frau nicht mehr hatte missen können, und daß er voller Sehnsucht hinauf zum Haus zur Flamm' gewandert kam. —

Und es geschah, daß er Marianne, Baumgarten und Motte auf ihrem Heimweg begegnete, und daß er auf Motte zustürzte, ihr die Hände küßte und die Kleider und seinen Kopf ganz in die Falten ihrer Kleider einhüllte. Und dann standen sie einander sich gegenüber, Motte bleich und weiß und zärtlich, mit der Zärtlichkeit einer Sterbenden.

Sie küßte ihn und hing an seinem Hals und küßte ihn wieder und sagte: „Leb' wohl — geh, mein Liebling. — Ich möchte dir mit Leib und Seele gehören, aber wir müssen andere Wege gehen. Bleib nicht bei mir — keine Stunde. Wie könnten je wir uns sonst trennen."

Er schaute in das verweinte Gesicht der geliebten Motte und fühlte, wie das sonnensehnsüchtige, nach Geliebtsein heiß verlangende Herz sich von den Freuden dieser Erde losriß. Er sah den Todeskampf ihres sehnsüchtigen Herzens.

Und wie vor einer Sterbenden wagte er kein Wort, küßte ihre Hände und verließ sie, selbst so bleich wie sie.

Baumgarten geleitete ihn, und Marianne führte die arme Seele, die sich selbst geopfert hatte, hinauf in ihr Zimmer. Friedel schlief schon.

Marianne schloß die Türe, die ihn von seiner Mutter trennte. Motte sollte den jetzt nicht sehen, für den sie ihre zu süßer Daseinslust geschaffene Seele gekreuzigt hatte. Da

wäre keine Berührung dieser Erde zart genug gewesen, für dieses arme, verwundete Herz.

Arme, verwundete Herzen, aus Liebe geboren, dürstend nach Liebe!

Vom Liebesbaum der Welt fällt selten eine reife Frucht.

Wohl denen aber, die in sich selbst glückselig sind, die in sich selbst wundervoll leben, nur die sind auch glückselig durch Liebe, nur die sind stark genug, Liebe zu tragen, Liebe zu leben, Liebe einst zu lassen, ohne zerbrochen zu werden, ohne sich selbst zu verlieren.

Was in mir lebt, ist größer als alle Welt.

Glory glory halleluja!

Novelle

Um eine junge Dame hatte sich der Gasttisch der Sommerfrischler im „Goldenen Lamm" vermehrt.

Sie war spät abends mit Alpenstock und Rucksack in den Saal getreten, hatte ihr Lodenhütchen abgenommen, war sich mit einem kleinen Kamm ein paarmal durch das dichte, kurz geschorene Haar gefahren, und hatte es nach Bubenart zurückgeschnickt und sich nach diesen sehr urwüchsigen Verschönerungsbestrebungen an den starkbesetzten Tisch gesetzt, nachdem sie ihre Nachbarn mit leichtem Kopfneigen begrüßt hatte.

Ihr Benehmen war allgemein aufgefallen, vielleicht weil sie nichts tat, was eigentlich auffallen konnte, alles einfach und ruhig, wie es ihr selbst bequem war.

Einige jüngere und ältere Herren, die sich von der Tafelrunde der Sommerfrischler zurückgezogen hatten und eine kleine Tafelrunde für sich bildeten, kamen nach längerer Beratung zu dem Urteil, daß die junge Dame eine besonders gut sitzende Taille tragen müsse. Ihre Unbeengtheit im Sichbewegen war auch ihnen aufgefallen.

„Bei den Frauenzimmern kommt im Grund alles nur auf die Schneiderin an", sagte ein ganz merkwürdig borstiger Mensch mit einem Raubtiergesicht.

Die Tafelrunde, der dieser Mensch mit dem Raubtiergesicht angehörte, beschäftigte alle übrigen Gäste des „Goldenen Lamms" auf das lebhafteste.

Sogar einen Spitznamen hatte sie schon empfangen.

Eine kleine, kugelrunde, jüdische, gewiß literarisch hochgebildete Dame, die sich an ihre Bret Harte-Lektüre erinnerte,

gab der Tafelrunde nach einem Romantitel des Amerikaners den Namen „Das Brüllerlager". Diese Taufe veranlaßte seinerzeit ein hübsches Gespräch.

„Wenn ich mich nicht irre", hatte damals ein jovialer, beleibter Herr in braunen Sammetkniehosen der kleinen Dame auf ihren netten Einfall hin gesagt: „Gnädigste, ‚Das Glück im Brüllerlager' heißt es."

„Ach ja, ich glaube, es kommt da ein Kind ins Lager."

„Jawohl, es wird sogar dort geboren, Gnädigste, und die wüsten Burschen nehmen es auf wie lauter Väter, entsinne ich mich."

Nachdem sich die Angehörigen der edlen Runde eingehend über die junge Dame unterhalten hatten und die Bemerkung des Mannes mit dem Raubtiergesicht beifällig aufgenommen war, machte dieses Raubtier eine Drehung mit samt seinem Stuhl, so daß derselbe auf einem Bein zu stehen kam, und wendete sich an die junge Dame:

„Verzeihen Sie die unverfrorene Frage, mein Fräulein, von woher beziehen Sie Ihre Toiletten?" Er fragte mit einem liebenswürdigen, ritterlichen Gesichtsausdruck. Das Raubtier schwieg augenblicklich in ihm.

„Bitte," sagte die Dame lächelnd, „diese Toilette, wie Sie zu sagen belieben, habe ich selbst gemacht."

„Alle Achtung."

„Was ist's damit?" fragte das junge Mädchen.

„Erlauben Sie, sie scheint sehr gut zu sitzen."

Das Mädchen sah etwas erstaunt aus. Die Unterhaltung war somit ziemlich unhöflich und sonderbar von seiten des Fragers abgebrochen.

An diesem Abend erfuhr man noch, wer die junge Dame war, und noch verschiedenes andere, und zwar von ihren eigenen Lippen.

Sie stellte sich ihren Nachbarn vor. Ein simpler Name und Kandidatin der Medizin aus Zürich.

Allgemeine, unwillkürliche Stille bei dieser Eröffnung. Jeder mußte den Eindruck gewissermaßen erst verdauen.

Darauf wurde sie sehr lebhaft in die Unterhaltung gezogen und beantwortete alle Fragen angenehm ruhig.

Man wollte ungeheuer viel von ihr wissen.

Vor kurzem war ein Student hier gewesen, der die Züricher Studentinnen lächerlich gemacht und die ganze Geschichte überhaupt für Unsinn erklärt hatte.

Darüber lächelte sie ein wenig.

Sie kamen auf die Frauenfrage zu sprechen.

Für und wider durcheinander.

Alle erdenklichen Gemeinplätze tauchten auf.

Die junge Studentin verhielt sich passiv.

„Das wär' net übel", mischte sich bei irgendeiner Gelegenheit der Mann mit dem Raubtiergesicht in die Unterhaltung. „Lassen Sie nur die Weiber mit den Männern gleichberechtigt werden! — Meinetwegen!"

Der Stuhl stand wieder auf dem einen Bein, und der Sprecher hatte eine korkzieherhafte Bewegung gemacht. „Aber denken Sie auch an die Geschichte vom Mann in der Pferdebahn. Der will einer jungen Dame seinen Platz anbieten, frägt aber vordem sehr weise: ‚Erlauben Sie, Fräulein, sind Sie Vertreterin der Gleichberechtigung? In diesem Fall hätte ich mich natürlich nicht zu bemühen ...'"

„Eine sehr alte Geschichte", sagte die junge Dame.

Sie schien nicht weiter darauf eingehen zu wollen, schlug aber noch einen Augenblick die Augen fragend auf.

„Soviel ich weiß," sagte sie ruhig, „ehrt der Mann auf solche Weise das Weib als Mutter und nicht weil es bürgerlich mit ihm nicht gleichberechtigt ist."

Sie lächelte mit einem so frischen, jungen Lächeln.



„Und im schlimmsten Fall, meinetwegen, bleiben Sie sitzen. — Wissen Sie aber vielleicht, wie ich am besten ins Villnösstal komme?"

Er beschrieb ihr den Weg.

„Gehen Sie allein?"

„Ja."

Sie erhob sich, grüßte, stülpte das Hütel auf.

„Ausschlafen," sagte sie beim Gruß, „morgen hab' ich einen tüchtigen Weg zu machen."

Das Brüllerlager ging zur Tagesordnung über. Wer sein Viertelchen ausgetrunken hatte, bestellte ein neues.

Über die Studentin verloren sie kein Wort.

Das Bestellen neuer Viertelchen hatte im Brüllerlager ungefähr die Bedeutung angenommen, von Gedankenstrichen, Komma, Fragezeichen in einem langen, — langen Satz.

„Schade um das Mädel," sagte einer vom Brüllerlager, der einem vergnügten Gott und Menschenfresser glich und Münchener Maler und Professor war — „n' saubers Madel."

Sie waren alle mißlaunig geworden.

Der Mann mit dem Raubtiergesicht meinte:

„Da hocken wir da wie die Glocken — kommt einer, schlägt darauf, wir tönen und läuten."

Und darauf weiter im allertiefsten Kehllaut: „Wer kommt daher? Frauenzimmer mit ungeschickten Fingern." Gott weiß, die Stimme ging wie in den tiefinnersten Kellerraum: „Kein Frohsein mehr — alles tappt schwer daher. Das Weib will logisch werden — Pfui Teufel!"

Die im Brüllerlager konnten zu ihrem Malen auch singen. Maler waren sie alle; singen aber konnten sie eigentlich nur ein alleinziges Lied, das bei allen Gelegenheiten herhalten mußte — und das sangen sie falsch.

Sangen sie aber ihr Lied, und sie sangen oft — und tief melancholisch wie die Hühner am Sonntagnachmittag und

steckten die Köpfe während ihres Gesanges zusammen, — da verlangten sie absolute Stille.

Beachtete man aber ihren Gesang nicht, sondern lärmte fidel weiter — Empörung!

So auch heute.

Es kochte und brodelte Unheil.

Das Lied aber war ein amerikanisches, importiertes, war mit echten Havannazigarren herübergekommen und hieß so ähnlich. Niemand von den vier Männern im Brüllerlager kannte es genau:

Hang John Davis on the sawer apple-tree
Hang John Davis on the sawer apple-tree
And his soul goes marching long
Glory glory halleluja,
Glory glory halleluja,
Glory glory halleluja,
And his soul goes marching long.

Am nächsten Tag, als die im Brüllerlager Umschau über die Unwürdigen am Nebentisch hielten, fand es sich, daß eine neue junge Dame angekommen war, und zwar hatte die ihren Platz auf dem verlassenen der Studentin bekommen. Sie würdigten sie so gut wie keines Blickes, konstatierten aber doch, daß sie klein, zierlich, gut gekleidet war, sehr hübsch, etwas schmächtig, nicht besonders gut aufgelegt.

Niemand kümmerte sich um sie.

Sie hatte etwas Verschüchtertes.

„Beiläufig für wie alt hältst du sie?“ fragte einer von ihnen, ein fideler, kleiner Mann mit kugelrunden Augen und Rokokohänden.

Der Mann mit dem Raubtierausdruck taxierte sie im großen und ganzen für noch nicht über den Schneider.

„Da irrst du dich aber, mein Lieber, die ist weit davon



entfernt, höchstens mit zweiundzwanzig, dreiundzwanzig besteuert."

„Meinetwegen, desto besser für sie. Natürlich Malweib. Ein gestickter Beutel mit dem Skizzenbuch hängt am Stuhl. Natürlich ungebleichte Leinwand mit weiblicher Handarbeit darauf, gestickt, wie ein Wäschebeutel. ‚Bon appetit'. ‚Der Künstlerin'. ‚Schlummere süß'. Heiliges verdammtes Kunstgewerbe! weshalb fielst du in weibliche Hände?!"

Das rief der Borstige sehr unvorsichtig laut.

„Appetit hatte sie übrigens mäßigen", meinte der vergnügte Gott und Menschenfresser. „Trinken schon gar net. Scheint etwas verschnuppt zu sein."

„Übrigens verdammte Lage für so 'n kleines Frauenzimmer, das Alleinreisen. Überhaupt —" meinte der kleine Mann mit den runden Augen.

„Sollen daheim bleiben, wer heißt's ihnen denn?" Das war wieder das Raubtier.

Ein junger Mann mit winzigem Kopf, der den Eindruck eines Gesandtschaftsattachés machte, zuckte die Achseln und lächelte.

Er war anderweitig beschäftigt. Der vergnügte Gott und er lagen sich gewöhnlich auf ihre Weise in den Haaren, was bei beiden, wörtlich genommen, Schwierigkeiten gehabt hätte, da die Chevelure des Gesandtschaftsattachés wie ein Maulwurfsfell oder englischer Rasen tadellos kurz gehalten war, und der vergnügte Gott eine heitere Stirn hatte, die fast bis zum Nacken ging; aber kein Haar.

Sie hatten manchmal Ursache zum Streit, denn der Junge gehörte zur neuen Schule, der vergnügte Gott zur alten.

„Herr Gott noch einmal, wenn ich freilich an allem schlecken müßt', an den Franzosen, den Belgiern, den Russen und den Engländern und Gott weiß an wem, freilich kriegt' ich dann Bauchweh. Das ist die natürlichste Sache von der Welt."

„Bauchweh", sagte der Gesandtschaftsattaché von oben herab und parodierte seinen älteren Freund. „Das ischt ja schauderhaft! Aber an guten Dingen sich überhaupt überessen können, hat sehr etwas für sich."

Noch an diesem Tag geschah Merkwürdiges.

Der fidele Mann mit den runden, bösen Augen wurde in der engen Gasse von einem Mitglied der feindlichen Tafelrunde angeredet, und zu gleicher Zeit wurde ihm ein Brief in die Hand gedrückt.

Das erwähnte Mitglied aber war niemand anderes als das kleine Malweib, das tags vordem angekommen.

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich habe hier einen Brief an Sie. Nicht wahr, Sie sind Herr van Plitt?" kam es der kleinen Dame zaghaft über die Lippen. Nebenbei gesagt, erfahren wir endlich wenigstens von einem Genossen des Brüllerlagers den Namen.

„‚Van Plitt', jawohl, van Plitt. Erlaube mir, mich Ihnen hiermit vorzustellen."

Erwähnt muß werden, daß Herr van Plitt, von einem menschenfreundlichen Impuls getrieben, die kleine Niedliche gegrüßt hatte, was eigentlich nicht seine Art und Weise war, unbekannte Malweiber und Sommerfrischlerinnen zu begrüßen. Darauf erst war die Frage und die Briefüberreichung erfolgt.

Und dieser Brief!

Der kleine, bewegliche Mann erbrach mit seinen flinken, fetten Rokokohändchen das Kuvert und las:

„Verehrter Freund!"

Sein Blick fiel sofort auf die Unterschrift.

Der Brief stammte von keiner unwürdigen Persönlichkeit, nämlich von keinem Protzen, keiner Gralsschüssel, was so viel wie Frauenzimmer bedeutet, sondern von einem echten

würdigen Genossen des Brüllerlagers Namens Hans Schmittlein mit dem „tt", der seinem Freund van Plitt und allen übrigen dieses kleine Geschöpfchen, die Überbringerin des Briefes, „die Table d'hôte-Katze", wie er sich sonderbarerweise ausdrückte, gewissermaßen ans Herz legte.

„Seid gut mit ihr. Sie ist ein liebes, kleines Ding und ein gutes Kerlchen. Zeigt ihr aber um Gottes willen diesen Brief nicht, sonst fährt sie euch ins Gesicht.

Sie ist auch durchaus nicht ohne Talent, im Gegenteil.

Wie gesagt, einer oder der andere soll sich um sie etwas bekümmern."

Die kleine, zierliche Person hatte, während der Empfänger des Briefes diesen überblickte, etwas verlegen dagestanden und hatte mit ihrem langstieligen Sonnenschirme zwischen den Pflastersteinen gestochert.

Herr van Plitt glänzte in voller Freundlichkeit, denn durch diesen Brief gehörte das kleine weibliche Geschöpf gewissermaßen mit zum Brüllerlager.

Mimmi Witt hieß sie, was feierlich in Herrn Schmittleins Brief zu lesen stand.

„Also, Fräulein", sagte Herr van Plitt und setzte ein so gewinnendes, frohsinniges Lächeln auf, wie es die zierliche Kleine nicht für möglich gehalten hatte, denn solange sie ihre Aufmerksamkeit während der Mittags- und Abendmahlzeiten auf Herrn van Plitt gerichtet hatte, waren ihr, wie allen übrigen Gästen, die bösen, runden Augen entgegengeblitzt, und außerdem hatte sie auch das volle, runde, rosige Köpfchen des kleinen Mannes mit einem Edamer Käse verglichen, was ihr jetzt selbst ganz unbegreiflich war, und sie fand ihn reizend liebenswürdig und entdeckte, daß er ein ganz famoses Nasenäschen hatte, eine gescheite Stirn, einen sehr feinen Mund und die lustigsten Augen von der Welt und außerdem angenehm heitere Glanzlichter auf Wangen, Stirn und Nase, wie es ihr schien, auch eins mitten auf seinem

Magen, den ein gelbliches Touristenhemd stramm überspannte ... Sein Köpfchen hatte nur von der Ferne, welche die Feinheiten bekanntlich verschlingt, einige ganz geringfügige Ähnlichkeit mit einem Edamer Käse.

Wie Herr van Plitt einträchtiglich mit dem Fräulein durch die lange Gasse ging und das Fräulein freigebig auf einige schon hundertmal gemalte Motive aufmerksam machte, hielt er sich so wohlgemut, so gerade und unternehmend, daß sein etwas weiter Rock bei dieser in den Schultern zusammengefaßten Haltung eine Art Watteaufalte bildete, die anmutig und frohsinnig nach den behenden Schritten ihres Trägers sich bewegte.

Die Kellnerin bekam, nachdem Herr van Plitt den an ihn adressierten Brief seinen Genossen mitgeteilt hatte, die Weisung, künftig Fräulein Witts Platz zu verändern.

Man hatte beschlossen, sie in der heiligen Tafelrunde mit aufzunehmen.

Und Fräulein Witt zog zum allgemeinen Erstaunen der Sommergäste um.

Der Pole sagte zu seiner Nachbarin, der kleinen, runden Jüdin:

„Sehen Sie, meine Gnädigste, das Kind ist nun geboren, die verehrten Herren vom Brüllerlager haben es unter den Händen ganz wie bei Bret Harte. Gnädigste werden schon sehen.“ Der Pole riß den Mund auf, und nachdem dies geschehen, fing er an laut und unaufhaltsam zu lachen.

Die im Brüllerlager stellten sich alle wohlerzogen und würdig der kleinen Gralsschüssel vor.

Beim Essen bediente Herr van Plitt und der Mann mit dem Raubtierausdruck sie eifrigst.

Alle miteinander vergaßen über ihrem Gast, den Nachbartisch zu fixieren und über die Zugelaufenen zu Gericht zu sitzen.

Die kleine Lotosblume trank eine falsche Sorte Wein,



nämlich eine, die der vergnügte Gott für sie nicht für passend hielt.

Sofort mußte der Wein mit einem andern vertauscht werden.

Er selbst goß sich den Rest, den die Kleine in ihrem Fläschchen gelassen hatte, in sein Glas.

„Aber Herr Professor Brendel!“ sagte Fräulein Witt befangen.

„Ausgepicht“, sagte der lachend. „Ein Tropfen auf einem heißen Stein. Trinke Sie nur ihr neues Weinche.“

Und zu der Kellnerin wendete er sich und flüsterte ihr zu:

„Höre Sie ma, meine Beschte, dem Fräulein da, daß Sie mir da Stammgaschtpreise mache.“

Die Kellnerin meinte, daß sie deshalb die Wirtin doch fragen müsse.

„Wär' net übel.“

„Ja,“ meinte sie, „die Herren tränken mehr wie das Fräulein, da gäb' es anderschter aus.“

„Sell woll, meine Liabe,“ entgegnete ihr der kleine van Plitt in etwas wackeligem Tirolerisch; „aber loaß: Wir trinken dem Fräulein sein Part ah noch. Dös langt. Nu schau, daß du weiter kimscht!“

„Aber,“ sagte das kleine Fräulein Mimmi Witt, „das kann ich doch gar nicht beanspruchen.“

„Daß wir mehr, als es gerade notwendig ist, Alkohol zu uns nehmen, — das können sie freilich nicht beanspruchen“, lachte der vergnügte Gott.

„Beanspruchen ist gut“, meinte der kleine van Plitt. „Aber wir trinken doch, beansprucht oder nicht beansprucht.“

Das Geschöpfchen schien sich etwas unbehaglich unter all den Mannsbildern zu fühlen.

Der mit dem Raubtiergesicht schien Verständnis für ihre Lage zu haben.

„Ich mache darauf aufmerksam, daß wir ein Hühnchen

unter uns haben, so etwas wie ein Hähnchen, — Reh im Rosenkorb mit blauen Schleifen — ein Ding, für das man ein Watteneſt... etwas, das wir mit Wolle, mit Watte bedecken, betupfen müssen — Gralsschüssel — eine ganze Symphonie in Moll — etwas ohne Rückgrat. Und ich bitte die verehrten Anwesenden, die Stimmen zu mäßigen, möglichst gebräuchliche Kraftausdrücke zu verschlucken und so weiter.

Auf diese unklare Anrede hin sagte der Gesandtschaftsattaché: „Prost."

„Ach," meinte das kleine Fräulein Witt, „ich merke schon, ich werde die Herren genieren."

„Desto besser", fuhr der mit dem Raubtiergesicht fort. „Sie glauben nicht, wie wohl es den Mandern tut, wenn sie sich etwas genieren müssen. — Eine weiche Hand, die einem gewissermaßen über die Stirn fährt, das ist einfach eine Wohltat. Eine Zeitlang wegen etwas Zartem, Wolligem, Hilfsbedürftigem auf den Zehen gehen, ist für einen Mann hin und wieder etwas Notwendiges. Es muß ihm Weiches, Öliges manchmal über die Lebenskraft fließen, sonst wird sie rissig und sprüngig und Gott weiß was."

„Bravo", sagte der kleine van Plitt amüsiert, und der Gesandtschaftsattaché lächelte kühl und sagte wieder Prost.

Ihnen allen war die geschmückte Ausdrucksweise ihres Freundes nie recht geläufig geworden.

Sie kam ihnen, gelinde gesagt, etwas merkwürdig vor.

Es war aber wirklich eine sehr gesänftigte, milde Stimmung im Brüllerlager eingezogen, bei der sich alle ganz eigentümlich wohl befanden.

Der Mann mit dem Raubtiergesicht hatte ganz recht.

Als das kleine weibliche Geschöpf am Abend sich von ihnen verabschiedet hatte, sangen sie ihr Lied:

Glory glory halleluja!

„So ein echtes Weibchen ist doch eine geniale Idee vom lieben Herrgott gewesen. Der hat gewußt, was uns Mannsleuten in bezug auf das Weibliche das Beschte und Dienschtlichste war. Und da es nun einmal nit umherlaufen kann, wie es der liebe Gott geschaffen hat, so ist so eine Toilettche doch eine allerliebste Erfindung. Sie versteht sich zu kleide."

„Professor!" sagte der feine van Plitt. „Professorchen!"

Der Gesandtschaftsattaché lächelte und sagte: „Prost."

Sie stießen auf „Es" an.

Auf das Weib, wie der Deutsche es liebt, auf das sanfte Weib ohne Rückgrat, das Weib, das halb Kind ist, oder wenigstens so zu erscheinen sich bemüht! auf das „Es", das hilflose, weiche Weibchen, das Weibchen mit den verwunderten, naiven Augen, das Weibchen, das in seiner Hilflosigkeit nicht einmal sprechen kann, auch nicht zu sprechen braucht, das es so bequem hat, das Weibchen, das der Deutsche so gern findet, so gern vermutet, das ihn beseligt.

Sie waren deshalb alle in einer gehobenen, menschenfreundlichen Stimmung, bekümmerten sich nicht im geringsten um ihre unlieben Nächsten, ja, bemerkten kaum, daß sich der Saal geleert hatte und die Lampe über dem großen Tisch gelöscht war.

Sie tranken gewissenhaft „Wittchens" Part, den sie als Stammgast notwendigerweise hätte zu sich nehmen müssen.

Und man muß sagen, daß sie dem Fräulein einen ganz gewaltigen Durst zutrauten, in den sie sich christlich teilten.

Der Attaché und der Professor behaupteten, als sie ihren Lagerstätten zuwanderten, daß Olfers und van Plitt wieder einmal „zui" waren, und van Plitt und Olfers behaupteten ganz dasselbe vom Professor und dem Attaché.

Vom heutigen Tage an sah man das niedliche Fräulein Mimmi Witt nicht anders als umringt von ihren „Vätern".

Bei Tische wurde sie bedient mit einem Eifer, der seinesgleichen suchte; bückte sie sich, etwa um ihre Serviette aufzunehmen, verschwanden sie alle miteinander, um mitzuwühlen, bis auf den Mann mit dem Raubtiergesicht, der brummte dann im tiefsten Kehllaut: „Und dreißig Männer stürzten sich. . . ."

Sofort tauchte der Gesandtschaftsattaché auf und sagte „Prost."

Erhob sich Mimmi Witt abends, um ihre Kerze anzuzünden und auf ihr Zimmer zu gehen, hätte ein feiner Beobachter einen Kampf beobachten können, den jeder der Braven im Brüllerlager mit sich kämpfte.

Alle vier konnten ihr unmöglich den Dienst erweisen, die Kerze anzuzünden. Aus dem einfachen Grund nicht, weil sie dies Schauspiel der feindlichen Tafelrunde nicht gegönnt hätten, und weshalb einer der Bevorzugte sein sollte, sahen sie nicht ein. So kam es, daß das Fräulein dies Geschäft immer selbst verrichten mußte, was sie einigermaßen verwunderte, da sie in den Seelenkampf der vier keinen Einblick getan hatte und in der kurzen Zeit schon außerordentlich verwöhnt war.

Mit dem Lichtanzünden hatten sie also Verwirrungen glücklich vermieden. Weniger gelang ihnen das in anderer Beziehung.

Sie waren, wie schon gesagt, alle vier Maler, und trotz ihrer guten Kameradschaft gehörte jeder von ihnen einer anderen Richtung an; da sie aber tatsächlich sehr selten Kunst „simpelten", kamen die verschiedenen Richtungen bei ihrer Freundschaft nicht in Betracht.

Jetzt aber, in ihrer Stellung zu dem zierlichen Malweibchen, dem gegenüber sie sich als Väter, Erzieher, Lehrer und alles mögliche fühlten, wurde es verhängnisvoll.

Jeder wollte das Geschöpfchen, das sich in seinen Augen auf einem ganz lächerlich falschen Weg befand, zu sich herüberziehen.

Jeder wollte Lehrer, Förderer und Helfer sein.

Sie waren auch in dieser Beziehung sehr nett.

Wie sich die arme Kleine, die bisher ihren ruhigen Weg gegangen war und aus dem Künstlerinnenverein in München stammte, dabei befand, läßt sich schwer beschreiben.

Sie fand, daß alle so entzückend zu ihr waren, und bewunderte, was jeder einzelne sagte. Und da sie sich alle vier in so verschiedenartiger Weise um sie erbarmten, wurde sie viermal am Tage in ganz verschiedenartiger Weise verwirrt und unglücklich gemacht.

Jeder der Braven hatte die wonnig beängstigende Erfahrung gemacht, daß „das Kleine" während des Unterrichts einfach in Tränen ausgebrochen war.

Das hatte den Biedern so gerührt, ja erschüttert, daß er diese Erfahrung in seinem tiefsten Innern verschloß und sich schwor, nicht zu ruhen, bis das talentvolle Hühnchen seine ganze Eigenart im Sehnen und Wiedergeben, die ihr so gewaltig imponierte, ganz gefaßt hatte.

So kam es, daß sie sich verwunderten, daß das kleine, liebe Ding trotz aller Pflege ihnen nicht so recht gedieh.

Sie besprachen sich darüber, daß es „nervös" sei, und berieten sich darüber. Es war ihnen zum Sport geworden, für ihren zarten Kameraden zu sorgen, und sie befanden sich selbst wohl dabei.

Der Mann mit dem Raubtiergesicht hatte ganz recht, als er sich sonderbar und undeutlich, wie es seine Art war, noch über diesen Punkt ausdrückte.

Es floß wie Öl über sie hin. Ihre Gemüter wurden gewissermaßen geschmeidig durch den Umgang mit dem niedlichen weiblichen Geschöpf in seinem hübschen Toilettchen,

das in seiner Einsamkeit einen so rührend hilfsbedürftigen Eindruck machte.

Und als es ihnen klar wurde, daß dieses Püppchen genötigt war, sich einmal sein Brot selbst zu verdienen, schmolzen sie alle dahin und wüteten weiter, besprachen sich grundsätzlich nicht untereinander, sondern beschränkten sich darauf, ihrem oft so sehr erregten Schützling Brausepulver, Chinawein, Siphon anzuraten oder es ihm selbst aus der Apotheke zu holen.

Mit Bedauern aber redeten sie davon, daß sie kaum geglaubt hätten, wie schwer doch so ein weibliches Geschöpf von Begriffen sei, eben durchaus nicht entwickelungsfähig, ganz wie eine Katze.

Und es tat ihnen herzlich leid, daß auch ihr „Kleines" unter diesem Fluch weiblicher Begabung leiden mußte.

Als ihnen Fräulein Mimmi Witt auf allgemeines Verlangen einige ihrer älteren Arbeiten zeigte, waren sie sehr erstaunt, etwas Originelles und flott Gearbeitetes zu erblicken. Die Farben waren frech und ganz fidel aufgesetzt.

Daß sie mit ihren verschiedenen Richtungen und verschiedenen Eigenarten wie vier Radiergummis über die Persönlichkeit des zarten Wesens gefahren wären, wurde ihnen nicht recht klar.

Aber die Verwunderung, die sie dem armen Seelchen über seine Rückschritte einmal einmütig zeigten, brachte es vor dem ganzen Brüllerlager und vor der ganzen feindlichen Tafelrunde zum Weinen und zwar zum bitterlichen Weinen.

Das arme Ding fühlte, wie sie hier zurückging, und wie das knapp bemessene Sümmchen für die Studienreise umsonst ausgegeben wurde. Sie barg ihr Gesicht fest ins Taschentuch und konnte die Tränen nicht aufhalten.

Die im Brüllerlager waren außer sich.

Ehe es sich jemand versah, standen alle möglichen Gegenstände vor dem armen Fräulein, Dinge, von denen niemand



geglaubt hätte, daß die im Brüllerlager dergleichen bei sich führten, und in solcher Auswahl:

Eine Schachtel mit Pralinés, ein Fläschchen Eau de Cologne, Brausepulver und ein Dütchen mit Zucker, ein kleines Fläschchen mit altem Portwein und ein anderes mit Rober-Witt, ein Schächtelchen mit Kolanußplätzchen, ein Migränestift und Englisches Pflaster.

Der kleine van Plitt trug sowieso zwischen Hut und Hutband immer zwei Chininpulver, die er auch holte.

Sie waren alle außerordentlich geschäftig.

Fräulein Mimmi Witt kam so ins Lachen, als sie alle diese Medikamente sah, die wie durch ein Wunder vor ihr standen, daß sie ihre Väter von neuem in Unruhe stürzte.

Schließlich lief sie fassungslos auf ihr Zimmer und ließ alle samt ihren Mitteln und Mittelchen verblüfft sitzen. Sie kam sich selbst entsetzlich undankbar und albern vor, bohrte ihren hübsch frisierten Kopf tief in die Federkissen ein und weinte und schluchzte — alles wirbelte und drehte sich in ihrem Hirnchen — ihre Unfähigkeit und all die unverdiente Liebenswürdigkeit so vieler liebenswürdiger Männer, die ihr zu Füßen lagen, und sie selbst war so dumm und konnte nichts!

Ein Katzenjammer sondergleichen bemächtigte sich der armen kleinen Seele und drückte sie in alle Tiefen hinab, in die je ein moralischer Katzenjammer eine Seele gedrückt hat.

Mittlerweile saßen ihre vier Väter und Beschützer noch immer verblüfft und wußten sich nicht recht zu helfen, taten ihre heilige Pflicht und teilten sich wieder christlich den roten Tiroler, den Mimmi Witt eigentlich als höchst ausgepichter Stammgast hätte trinken müssen, und suchten spät bekümmert und „zui" ihr Lager auf.

Der Mann mit dem Raubtierausdruck hatte, als er sich mit der mehr als für ihn notwendigen Bettschwere niederlegte, das bestimmte Gefühl, als müßte mit der Sache ein Ende gemacht werden, unmöglich konnte „das Hühnchen"

mit seiner Malerei sein Brot verdienen, das war einfach herzbrechend.

Das lastete auf seiner braven, etwas umdämmerten Seele. Da mußte Abhilfe geschaffen werden, und die einzige mögliche Abhilfe war, daß Professor Brendel das niedliche Hühnchen heiratete.

Die umdämmerte Seele hatte gerade Professor Brendel herausgegriffen mit dem Griff des Genies, das ja auch, wie man sagt, im Dunkeln tappt.

Weder sich noch van Plitt, noch den Gesandtschaftsattaché hatte er in dieser Angelegenheit in Frage gestellt.

Und nachdem er diese Sache so vortrefflich erledigt hatte, fiel er zufrieden in einen tiefen, schweren Schlaf.

Merkwürdigerweise war es dem vergnügten Gott und Menschenfresser nicht viel anders ergangen, nur mit dem Unterschied, daß er das Hühnchen mit dem kleinen van Plitt verheiratete. Und der kleine van Plitt hatte in der Einsamkeit seines Gastzimmers und in der Benebelung seiner liebenswürdigen Sinne „das Kleine" auch infolge seines Mitleids Olfers, dem Mann mit dem Raubtiergesicht, zugedacht.

Im übrigen waren sie alle Junggesellen vom reinsten Wasser und gedachten es auch zu bleiben.

Die im Brüllerlager verstehen nichts, sagte am andern Tag der joviale Pole im Velvetanzug zu seiner Nachbarin, der Jüdin.

„Sie werden ihr ‚Kleines' noch umbringen.

Hab' ich es nicht gesagt, die Unsern sind schlimmer als die Schlimmsten unter den Goldgräbern.

Man sollte dieses Idyll stören.

So etwas ist doch noch nicht dagewesen, Gnädigste, daß vier solcher Männer solch eine kleine allerliebste Dame zum Weinen bringen.

O Herrschaft!"



Als die vier Ritter wieder mit ihrem Schützling zusammentrafen, standen sie alle unter dem Einfluß verschiedener fixer Ideen.

Olfers behandelte das Fräulein mit ganz besonderer Ritterlichkeit, in Anbetracht dessen, die künftige Verlobte seines lieben Kollegen Professor Brendel vor sich zu haben. Ebenso erging es Professor Brendel in bezug auf van Plitt und so weiter. Die im Zwielicht des geistigen Zustandes gefaßten Ideen schienen außerordentlich hartnäckig zu sitzen.

Die Kleine war aber müde und leidend, sie hatte eine schlaflose, sorgenvolle Nacht durchwacht, eine Nacht, von der ihre vier Beschützer nicht glauben würden, daß solch ein Püppchen überhaupt jemals solch eine Nacht zu durchwachen hätte.

„Ach Gott, das schändliche Malen!" sagte sie mit tiefem Seufzer beim Kaffee.

Wie oft hatten auch sie alle miteinander dasselbe ähnlich gedacht. Aber in bezug auf sich selbst kam ihnen das so ganz anders vor, so viel ernster und bedeutungsvoller.

So ein echter, männlicher Kunstkatzenjammer, das war etwas. Hut ab davor.

Hier dieses weibliche Jämmerchen rührte sie als etwas Niedliches, Komisches.

Und vorderhand hatte sie ihre vier Väter, die immer zur Stelle waren, wenn es etwas zu helfen und zu trösten gab.

Mit Vorliebe machten sie mit ihrem „Baby" Fußpartien, weil sie dies für sehr zuträglich hielten, und konnten sich gar nicht genug tun, ihm Erleichterungen aller Art beim Steigen anzuempfehlen.

Der eine machte ihr vor, wie man atmen müßte, der andre rief unausgesetzt: „Mund zu, durch die Nase." Der dritte fühlte den Puls, ob die Herztätigkeit geregelt sei. Dann wußte der Mann mit dem Raubtiergesicht eine Art zu gehen, mit der man spielend alle Schwierigkeiten überwand.

„Mit den Beinen pendeln — pendeln, nicht gehen! Vornüberbeugen und pendeln!"

Bei jedem Brünnlein gab es Wasser mit „Weinsnäpps" verdünnt.

Wie mischten sie da für ihr Kleines, mit welcher Behutsamkeit und Pflichttreue!

Da ließen sie die beste Wartefrau, die den ersten Fencheltee für ein Neugeborenes zubereitet, weit hinter sich.

„Snäpps", „Weinsnäpps" war das ganz besondere Departement des vergnügten Gottes.

„Geben Sie mir einen ‚kleinen Snäpps'", schien gewissermaßen sein Motto zu sein. Und immer wußte er eine nette Liebenswürdigkeit, eine Bemerkung über kaltes und warmes Wetter hinzuzufügen. Immer etwas Neues.

Es war, als wagte sich dieser höchst einfache Wunsch nicht ohne Begleitung über seine Lippen.

War die kleine Mimmi Witt müde und ruhte ein wenig, so standen sie um sie her, wie um das Lager eines kranken Kätzchens.

Außer den Lehrbestrebungen ihrer Väter und Freunde mochte sie wohl auch noch andere Kümmernisse haben, da sie in dem Alter stand, in dem es gut ist, wenn das Nest gebaut wird. Und so ein armes Geschöpfchen hat sich bös herumzuschlagen mit Hoffnungen, Befürchtungen, Enttäuschungen und Gott weiß mit was; bis einmal der Schwindel glücklich oder unglücklich überstanden ist und das Geschöpf als Gluckhenne über einem Nest voll Küchlein sitzt oder sich als einsamer Vogel irgendwo verkrochen hat.

So liebenswürdig wie sie hier im Brüllerlager aufgenommen war! Unbegreiflich! — Ein Sonderzustand. Ihr selbst erschien es manchmal, als wäre sie ins Märchen- oder Schlaraffenland versetzt worden.

Mit einem Male führte sie, das kleine bescheidene Malweibchen, das Leben einer Schönheit, genoß die Triumphe des jungen, schönen Weibes in nie geahnter Fülle.

„Ach Gott, wie komm' ich denn dazu? Was haben sie denn an mir?"

Die vier Männer aber hatten das, was ihnen augenblicklich paßte, und hatten es gewissermaßen auf Borg ohne jede Verantwortung. Das Kleine, das Weiche, Hilflose, das Süße, Naive, das Rührende, an dem sie ihre Hätschelgefühle auslassen konnten, ohne mit der schweren, lebenslangen Fronarbeit des Familienvaters belehnt zu werden.

Es war Herbst, so ein köstlicher Herbst, wie ihn die glücklichen Rattennestler jahraus jahrein zu genießen haben, denn das uralte Städtchen Rattennest, in dem das uralte Gasthaus „Zum goldenen Lamm" steht, liegt vor dem Tor des Nordens, dem es gerade noch glücklich entronnen ist, und auch noch vor dem Tor des Südens. Es gibt ein Stückchen neutrale Erde, ein so sonniges, kleines Freiland, das der Norden wie der Süden verschont. Das hat seine köstlichen Frühjahre, seine sonnigen, warmen Sommer und seine strahlenden Herbste. Alle Jahreszeiten sonnendurchleuchtet. Über den Bergen liegt es immer wie lebende, frische Heiterkeit, ein Lüftchen weht dort so kühl, so lustig. Die Sonne scheint im Herbst über Berg und Tal, ohne daß ein grauer Nebel ihr die Bahn verstellt. Hin und wieder zieht eine große, weiße Wolke leuchtend und glänzend über den kristallhellen, blauen Himmel, und unten auf der Erde glänzt das rote Laub der Birnbäume wie Blut, und die Lärchen und Birken leuchten wie helles Gold, riesige Edelkastanien mit tief samtbraunen Ästen. Dazwischen Rübenfelder in strahlendem Smaragdgrün, und das Erdreich feucht schwarz, die Föhrenwälder ernst und still. Die leuchtenden Felsenriesen der Dolomitengruppen rosig-goldig-strahlend wie Flammen, in ungeheurer Mächtigkeit und Lichtfülle, und wenn sie im Schatten liegen, fahl drohend, in einer grau-lila Dämmerung, die von ihnen auszugehen scheint.

Eng um das Rattennest her die Weinberge, ihre Kahlheit leicht von Grün überhaucht.

Und diese Weinberge sind es, die jetzt die Gemüter stark bewegen. Aus ihnen zieht der Rattennestler jährlich neues Leben, rotes Blut, das in uralte Keller einfließt und seinen Weg in die Adern der Bürger findet.

Und wie es ist, wenn neues Blut bereitet wird, ohne Sturm, ohne Fieberschauer, ohne Qual und Wüten der Natur geht das nicht ab.

Auch hier nicht.

In den Familien ist es soweit ganz säuberlich bisher zugegangen; aber jetzt in der Zeit des neuen Blutes fallen Worte wie im hellen Fieber, hallen Schläge und Schreie in später Nachtstunde über die Gasse herüber durch geschlossene Türen und Fenster, Schreie in Todesnot und Drohungen.

Und auch tagsüber ist der Verkehr recht ungezwungen.

„Der alte Rapp, der narette rennat an um, grad of oamal hat'n der Bock g'habt."

Das sagt die Tochter vom Väterchen, wenn das heimkommt vom „Törggelen", das heißt von dem ersten „nuian Wein" probieren.

Und die Mutter sagt: „Dear Kürbes, dear hoalb verruckte. Du, sei still, wenn er loßat." (Lauscht.)

Die Tochter: „Selm woll, selm schlogat ear alls zoam, dear Gimpel, dear Bock, der wiatige."

Und wenn er nun „geloßat" hat, und mit dem Zoamschlogen anfangen will, sagt das biedere Weib:

„Marschier di weiter, du rauschiger Fack."

Und auf der Straße die Jungfrau zum Burschen.

„Schau, daß du weiter kimmst, du volle Kuh, wir brauchen di nöt."

Der Bursche:

„Schau du af dir, du Rindvieh, du miserabeles."



Und in allen Wirtshäusern sitzt es voll Bürgersleut und „Pumpelsiegelvolk", alles im Fieber, im neuen Weinfieber. Keiner weiß, was er spricht, was er tut.

Und die Gitschen (Mädchen) sein so viel geschnabelt um diese Zeit. Glei haben's der an Schnabel angehängt, eh du's dir versahst.

Haben sie aber miteinander getörggelet, die Gitschen und die Buabn, da sagt der Bursch und stößt die Gitsch mit dem Ellenbogen an:

„Da schaug, daß'd mit miar gescht hoamwärts, hascht o mit miar gesoffen, koanscht a mit hoamgiahn."

Die Gischt:

„J' geah nöt mit diar, du bischt jo zua, hon i di vileicht g'lottert ums Mitgiahn?"

Von den braven Bürgern vor dem Rausch in dieser großen Zeit hört einer nicht viel anderes als:

„Wia isch 'en huiar der Nuia, wia däucht er di denn?"

„Huiar isch ear recht spearra." Oder: „Huiar hoat ear a rechta guates Guschta. Beim Sigieler, mein i, ischt ea goanz am pöschten."

Viel Redensarten machen sie da nicht; aber trinkan tuians genua.

Die vier Mander im Lamm hatten so manchen goldenen Herbst im Rattennest verlebt, die wußten, was es hieß „zum Törggelen giahn." Und wo der „pöschte Nuia" anzutreffen war, alles wußten sie, so gut wie die Einheimischen.

Die vier Mander gingen sicher nicht zum Sigieler, wenn der Bischof Hans den „Pöschten" hatte.

Und dieses Jahr war es der „Nuia" beim Bischof, der zog.

Er zog auch die vier Mander zum Kummer des kleinen Fräulein Mimmi Witt, die sich gar nicht erklären konnte, wohin ihre Väter und Freunde so oft und einträchtiglich verschwanden.

Die aber sprachen sich über dies Verschwinden niemals recht offen aus. Sie hatten da so ihre netten Scherze und mysteriösen Antworten, die das kleine weibliche Geschöpf sehr bald zu durchschauen begann und am anderen Morgen ihre Väter auf das höflichste mit Fragen nach dem Befinden belästigte.

Eines schönen Tages kam es ihnen allen so vor, als genügten die netten Andeutungen ihrer stundenlangen Beschäftigungen beim Bischofbauern ihrem kleinen Schützling nicht mehr recht, und sie beschlossen, das zierliche Weibchen einmal mitzunehmen.

„Aha," dachte Olfers, „so weit also sind wir! Das geht natürlich vom Professor aus, kann jetzt dieser Mensch nicht einmal die paar Stunden mehr vernünftig ohne diese Gralsschüssel verbringen."

Kurz und gut, eines schönen Abends machten sie sich alle miteinander auf zum Bischof Hans, nehmen ihr „Kleines" mit, ein jeder gewissermaßen zur Freude und Erbauung des andern, und der Sicherheit wegen auch noch zwei Wirtstöchter aus dem Lamm, denn sie wollten aus guten Gründen ein gewisses Gewicht des ewig Weiblichen mit sich führen, als Gegengewicht für den „Ruian."

Sie waren auch ganz überzeugt wie alle Väter bei ähnlichen Gelegenheiten, daß ihr „Kleines" keine Ahnung davon hatte, was sie unter dem schönen Ausdruck „Zui" verstanden.

Und es sollte auch nie eine Ahnung davon bekommen. Ihr gegenüber wollten sie rein und in ihrer väterlichen, freundschaftlichen Glorie dastehen.

Wie das ja ein sehr beliebtes Manöver ist, das das männliche Geschöpf vor dem weiblichen gern und mit Erfolg ausübt.

In der fidelsten Laune von der Welt stiegen sie alle miteinander einen steilen, beschwerlichen Weg hinan.



Unter ihnen lag das Rattennest.

Lichtchen blinkten aus tiefer Dunkelheit auf. Der bitterkalte Eisak rauschte. Die Bahn, die der schönen Brennerstraße die Lebensader abgetötet hatte, sauste mit ihren hellerleuchteten Wagenreihen in Sturmeseile dem Süden zu.

Die mächtige, den Zug überschattende Rauchwolke leuchtete hin und wieder glühend auf.

Der Herbsthimmel war gleichmäßig weiß bedeckt, und ein heller, zarter Schein kündete, daß hinter der weißen Wolkendecke der Neumond als feine Sichel stand.

So ein geheimnisvoll von Nebeln eingehüllter Abend!

Kalt war es, und doch ging man wie geborgen. Es herrschte vollkommene Windstille.

„Wie herrlich ist's", sagte Fräulein Mimmi Witt.

Sie ging an dem Arm des Mannes, den seine Kameraden so selten verstanden.

„Aha," dachten Professor Brendel und der Attaché, „heute wird's Ernst. Er hat sie sich gelangt. Eigentlich unverschämt."

Olfers aber führte sie mit der größten Diskretion, wie man eben die Verlobte eines Kollegen führt; aber ihre Zartheit, ihr feines Ärmchen, das er so federleicht empfand, ihre flinken Schritte, ihr zierliches, blaues Mäntelchen, wie tat ihm das alles miteinander wohl!

Er sog gewissermaßen ihre Zartheit in sich ein, wie einen ungemein milden, aromatischen Likör, der ihn erwärmte und belebte.

Und er sagte wieder etwas von Gralsschüssel — Watte — Hühnchen — weicher Hand — Lotosblume — — wie ausgelöscht mit einem Radiergummi — dann wieder Gralsschüssel —

Der Gesandtschaftsattaché aber sagte: „Prost", und damit war die Sache erledigt.

„Pendeln! Pendeln!" begann Fräulein Mimmi Witts

Führer dann wieder. „Nicht gehen, — pendeln! Vorbeugen und die Füße pendeln lassen." — Endlich war man am Ziel angelangt.

Ein Bauernhaus wie auf einem Felsvorsprung angeklebt, von einem uralten Kastanienbaum mit goldbraunem Gefieder beschattet, das im leichten Mondenschimmer wunderlich kalt und fahl aussah. Sie traten in einen Raum ein, der wie in den Fels gehauen erschien. Auf einem steinernen Herd flackerte unter einem Dreifuß ein lustiges, offenes Feuer, dessen Rauch durch einen gewaltigen Schornstein zog, der wie ein Abgrund über dem Feuer sich öffnete. Im Flackerschein sah man bäuerliche Geräte aller Art an den Wänden hängen und stehen.

Von der Decke herab, zwischen starken, braunen Bohlen, quoll Stroh und Heu.

Eine Karre mit grünen Rübenblättern stand mitten im Weg.

Das dumpfe Brummen einer Kuh, und vom Herd her das Zirpen häuslicher Heimchen, die sich hier wärmten und es sich wohl sein ließen.

Eine ursprüngliche Menschenbehausung, wie sie vor tausend Jahren nicht anders gewesen sein mochte. Der Fußboden ausgetreten und ausgeschleift, daß sich Gruben und Löcher und Erhöhungen aller Art gebildet hatten.

„Aufpassen! Aufpassen!" rief Professor Brendel seinem Schützling zu, und als das Kleine dennoch stolperte, sagte van Plitt: „Das kann gut werden."

Große freundliche Begrüßung mit den Wirtsleuten — und die Bäuerin führte sie in die Stube.

„Mander, seid ersch!" rief der kleine van Plitt wieder.

„Jo! Jo!"

„Wie allemal", meinte der Bauer wohlgelaunt.

Was für ein Stübchen! Ein Ding wie ein Schwalbennest



so eng und klein. Ein großer Ofen, ein großer Tisch, Bänke um den Tisch, ein Schüsselbrett — und der Raum war vollgepfropft.

Unglaublich winzige Fensterchen! Die Läden davor wie nicht allzugroße Pfefferkuchenscheiben. Und alles uralt und greisenhaft.

„Da, vor dem Fensterchen," sagte der Professor, „haben zwölf Franzosen ihr Leben lassen müssen, die sind da erschossen worden. Die Kugellöcher fühlt man genau." Indem er das sagte, tastete er mit einem Finger an der lächerlich niederen Decke umher und fuhr, wie es schien, in ein Astloch. „Das ist kein Astloch", meinte er.

Fräulein Mimmi Witt gruselte sich etwas, und man setzte sich kreuzfidel um den großen Tisch.

Uh! wie war es eng und warm in der Stube.

Der Bauer kletterte auf den Ofen, und vom Ofen konnte er zu dem Schüsselrahmen gelangen, wenn er sich vorüber streckte. Er rief nach seinem Weib.

Die erschien in der Tür und er reichte ihr vom Ofen aus Gläser für die Gäste herab.

Es dauerte nicht lang, da standen große, vielversprechende Flaschen vom „Ruian" auf dem Tisch, zwei Riesenschüsseln voll gebratener „Käschtn", und ein jeder packte seine mitgebrachten Vorräte aus. Da fand es sich, daß außer vielversprechenden Büchsen und Ölsardinen und feingeschnittener Salamiwurst sich allerlei Dinge eingefunden hatten, die zu keinem andern Zweck bestimmt waren, als das „Kleine im Brüllerlager" zu erfreuen, Pralinés und Makronen.

Und „Es" fuhr auch, sich ganz in seine Rolle findend, darauf los wie ein Eichkätzchen.

„Das ist alles mein!" sagte es.

„Oho," meinte der kleine van Plitt, „‚Es' wird frech."

Da traf ihn aber ein Blick der zierlichen kleinen Dame, ein ganz empörter Blick, so daß er sofort sein frohsinniges Haupt

verzweifelt mit beiden Rokokohänden bedeckte. „Nein," sagte das kleine Fräulein, „ich werde überall ernst genommen, nur hier nicht. — Wenn das so fort geht, muß ich nach Hause reisen. — Ne, wirklich — so bin ich noch nie behandelt worden."

„Glaub' ich", sagte der Mann mit dem Raubtiergesicht. „Vier Männer im feurigen Ofen sitzen auch nicht an jeder Straßenecke — verschmachtet! — Aufgesogen! — vom Riesenkalkofen des Lebens — ausgedörrt, verlechzt." Er fuhr sich durch den Schopf. — „Und dann — kennen Sie's, wenn der Tau am Morgen in die Salathäupter eingeschlossen ist? — Städtekinder ihr! — So in jeder Falte sitzt er, ganze Teiche und Seen und Tümpel! — Und den festen Salatkopf zwischen den Fäusten — und es strömt nur so."

„Prost", sagte der Attaché. „Haben Sie's auch verstanden, verehrte Anwesende?

Er meint, für die vier Männer im feurigen Ofen wäre es gut gewesen, wenn sie recht frischen Salat gehabt hätten."

Der „Ruia" war wirklich vortrefflich.

Der Bauer stand und schmunzelte und lauerte darauf, mit den geleerten Flaschen fein pünktlich in den Keller hinab zu marschieren.

In dem kleinen Stübchen zitterte die Luft vor Wärme. Sie sog von dem Weindunst, der aus den Flaschen und Gläsern stieg, so viel wie möglich in sich auf und wurde eine ganz sonderbare, fidele Luft, die den Leuten zu Kopfe stieg.

Ja, es war durchaus keine gewöhnliche Luft.

Die Leute in dem Schwalbennest, so eng aneinandergedrängt, verfielen ihrem wunderlich weltentrückenden Einfluß.

Dies Schwalbennest unter dem braungefiederten Kastanienbaum, ängstlich auf dem Felsenvorsprung angeklebt, war angefüllt von einer explodierbaren Lustigkeit, die die morschen Wände kaum zusammenhalten konnte. Hinter dem Ofen



hatte sich eine Wirtstochter unten aus dem Goldenen Lamm eingeklemmt wie ein angeschossenes Wild, das einen Schlupfwinkel gesucht hat. Sie sang mit einer merkwürdigen Stimme merkwürdige Lieder, als sänge sie aus einer Flasche heraus.

Übrigens war sie ein sehr niedliches Mädchen von ganz besonderer Würde und Ehrbarkeit — und die vier Mander erfreuten sich an der Wirkung des „Ruian" außerordentlich.

Unerhört viel schwarz geröstete Kastanien wurden verzehrt, und alle saßen wie mit Kohlenbrennerhänden bei dieser Arbeit.

Die Schalen riß der kleine van Plitt an sich, warf sie auf die Erde und zertrat sie, was jedesmal ein miserables, unästhetisches Geräusch erzeugte, als räusperte sich einer und spuckte auf eine sehr energische Weise.

Alle aber zeigten eine ungeheuchelte Freude an dieser Prozedur, die Freude der unzivilisierten Naturkinder.

Der Mann mit dem Raubtiergesicht sagte nach längerem auffälligen Vorsichhinbrüten:

„Das sollte doch noch eingerichtet werden, das fehlt zweifelsohne.

Einem Mander, der des Guten zu viel getan, müßte der Kopf unwiderruflich in die Schulter hineinrutschen — müßte ihm versinken, müßte sich ihm verkriechen. Da ist gar nichts dabei zu wollen.

Ewiges Naturgesetz. Zuerst das Kravattl — na, das ging noch an — dauert aber net lang, schaut er kaum mehr mit den Augen heraus.

Mit dem Reden ist's jetzt völlig gar — und das ist gut — und aus ist's mit dem Ruian. Jetzt ist er hübsch unsicher auf den Knien — und schwapp — rutschen ihm die Augen ganz hinein.

Jetzt schaut der Schopf nur heraus, und er kann an die Wand gelehnt werden wie ein Sack. Nun ist er ganz ungefährlich.

Dann kann es natürlich auch geschehen, daß eine ganze Gesellschaft von Schöpfen beieinander sitzt."

Diese Vorstellung machte dem Raubtier offenbar Freude. Er lächelte gedankenselig vor sich hin.

„Jedem ist der Kopf nun ganz und gar eingerutscht und sie warten so geduldig und stumm, bis das Köpfel wieder anhebt hinauszuwachsen. Jawohl — so was hätt' sein sollen."

Ohne daß man recht wußte, wann und wie es geschehen, hatten sich auch noch andere Gäste eingefunden und zwischen Wand und Tisch mit eingeklemmt, der Notar vom Städtchen und ein harmlos Zugereister. Sie gingen aber in der Lustigkeit des Brüllerlagers einfach unter. Diese Lustigkeit schlug über ihnen zusammen, wie die Wellen eines stürmischen Sees.

Ja, beim „Ruian", da kamen sie zur Geltung, diese vier „Mander".

Ohne weitere Verabredung waren sie auf die Idee gekommen, ihren Schützling kunstvoll vorzustellen, wie ungefähr Mander, die des Guten etwas zu viel getan, sich in einem Fall, wie der ihrige augenblicklich, benehmen würden. — Es gelang ihnen vortrefflich.

„Da sitzt ‚das Kleine' nun, als hätten ihm die Hühner das Brot genommen. Ich glaube, ‚Es' versteht den Spaß nicht einmal!" rief der vergnügte Gott und Menschenfresser mit Donnerstimme. „Himmel Herrgotts Sakrament! Wie sagst du?" wendete er sich an Olfers, „diese Lotosblumen!"

„Natürlich" — murmelte im tiefsten Kehllaut der Mann mit dem Raubtiergesicht. „Lotosblume ist Lotosblume. Was Mann ist, ist nu' ma' das — das Gräääßliche! Das an die Lotosblumen und Gralsschüsseln und so weiter — und so weiter — nicht hinanreicht!"

Es wurde gesungen, und wie gesungen, natürlich „das Lied", das eine, das sie falsch sangen. Und außerdem, was jedem so beifiel, das dudelte er vor sich hin.



„Und nu' rumple ma', rumple ma'!" rief der vergnügte Gott wieder mit Donnerstimme.

Da setzte der kleine van Plitt frohsinnig und zierlich ein, machte ein so adrettes und pfiffiges Gesicht, daß es eine Freude war, ihn anzusehen.

Und alle schlossen sich an und setzten mit der großen Hymne ein, ohne die es in Südtirol eine Unmöglichkeit wäre, regelrecht zu „törggeln". Auch die beiden Wirtstöchter taten mit, nur „Es" hörte still zu, was sich nun entwickeln würde.

Und sie sangen mit aller Kraft ihrer Lungen, mit großer Würde und Feierlichkeit.

Die Stimmung stieg, die Luft im Schwalbennest wurde immer heißer und heißer und immer wunderlicher und fideler.

„Ah famos!" sagte der kleine van Plitt und hob den Tisch, so weit es ihm möglich war, in die Höh'. Und wie durch Eingebung begriffen sie alle.

Im Nu schwebte der Tisch durch steifgehaltene Arme über den Köpfen, und sie sangen und unterhielten sich auf diese Weise unter dem Tisch und taten das so eifrig mit solcher Ausdauer, daß es kaum glaublich erschien, wie lang sie es in dieser doch sehr unbequemen Stellung aushalten konnten.

Es schien ihnen aber so ganz besonders zu behagen.

Die jüngste Wirtstochter mußte der Reihe nach jedem sein Glas zu den Lippen führen, und da sangen sie wieder: „Ei so rumple ma', rumple ma'!"

Und wie sie so mit steifgehaltenen Armen den Tisch sich über den Häuptern hielten, ging in diesen Häuptern etwas ganz Besonderes vor.

Alle zärtlichen Gefühle brachen sich Bahn.

Die Wirtstöchter dachten an ihren Schatz. Der zugereiste, harmlose Herr jedenfalls auch an gewonnenes oder zerronnenes Liebesglück, ebenso der Notar, ebenso Fräulein Mimmi Witt. Der wurde das Herzchen so schwer, so schwer.

Sie dachte an Scheiden und Meiden — und an ein Liebesglück, das ihr vor kurzem gewinkt hatte — ein Liebesglück, dessen letzte Strahlen sie gewärmt hatten, als sie dem kleinen van Plitt den Brief von Herrn Johannes Schmittlein mit dem „tt" übergeben, den Brief, der sie den Männern vom „Brüllerlager" anempfohlen hatte.

Und dieses Liebesglück hatte der böse Mammon unterdrückt, sonst, wer weiß, würde sie wohl nicht hier sitzen. — Ach, daß es ihm nicht geglückt war! Ihr war es immer so ergangen im ganzen Leben; es hatte nichts geklappt.

Sie wurde auf Wege gedrängt, die sie nicht gehen wollte.

Und jetzt! Wie freundlich waren sie alle mit ihr; aber sie fühlte es heraus, wenn sie ging, würden sie sich bald getröstet haben. Sie waren alle so eingefleischte Junggesellen.

In den Köpfen der Mitglieder des Brüllerlagers ging etwas ganz Sonderbares vor.

Sie waren, wie alle unter dem Tisch, vom Zärtlichkeitsrausch besessen. Der „Nuia" wirkte nun einmal so dies Jahr. Der Sommer war etwas gar zu hitzig gewesen.

„Hol's der Teufel," dachte Olfers, „wenn der Herr Professor keine Anstalten macht, mir kann's recht sein.

Läuft einem so ein Hühnchen in den Weg, müßte man ja doch ein Eskimo sein! Wart', ich werd' dir!"

Und er blinzelte zu dem vergnügten Gott hinüber und sagte laut:

„Was denkst du dir denn, Verehrtester, kümmert sich einer um sein Sach' net, was meinst du, was hier auf dieser runden Erde damit geschieht?

So ein Protz! So ein Glückspächter! — So ein — Gott weiß was! — so ein Pilz! — Laß du nur dein Sach' weiter so herum liegen!"

Der vergnügte Gott und Menschenfresser riß die Augen

weit auf. „Himmel Herrgotts Sakrament, drück' dich deutlicher aus, mein Freund. Hab' ich mein Schnupptuch verloren?"

Aber sei dem nun, wie ihm wolle, Mimmi Witt begann in allen vier Köpfen ihrer braven vier Väter auf eine ganz gefährliche Art zu spuken.

Bisher hatte jeder sie für den andern gewollt; — damit war es plötzlich aus. Als sie außer Atem den schweren Tisch wieder auf seine vier Beine niederließen, waren sie sehr erhitzt, und jeder wollte sie für sich selbst ganz einfach. Die heiße, tolle Luft im Stübchen hatte ihnen das Blut zum Siedepunkt gebracht — und sie kühlten sich mit dem schweren roten Wein und hingen ihren Gefühlen nach. Und die waren durchgängig so erwärmt, so übersprudelnd, so zärtlicher Natur und konzentrierten sich alle auf einen Gegenstand.

Ein Wunder, daß dieser Gegenstand von dem Kreuzfeuer der warmen Blicke der vier Väter nicht vor den Augen der Braven dahinschmolz. Wenn jetzt einer von den vieren den Schützling unter vier Augen gehabt hätte!

Mimmi Witt würde die Wahl und die Qual jetzt gehabt haben — und man war dabei, eine große Dummheit zu begehen. Einer hätte in dieser Stunde seine Freiheit eingebüßt.

So aber brannte das Feuer versteckt, zuckte und schlug als spitze Flammen hin und wieder aus einem Wort und Blick hervor.

Das Fräulein Mimmi Witt meinte: „Wie sind sie alle so nett zu mir!"

Auf dem Heimweg gönnte keiner sie dem andern. Sie umschwärmten sie auf eine geradezu gefährliche Weise, denn der Weg war steil und bösartig für Füße, die so lang unter dem Tisch beim Bischofsbauern auf ihre Herren gewartet hatten, und für Köpfe, die aus der heißen, tollen Luft des Stübchens plötzlich hinaus in die stille Frische versetzt waren.

Es hatte geschneit. Früher, erster Schnee! Eine ganz gefährliche Geschichte! Und es war ein Gestolper und Geholper den Weg hinab, als gingen, wie sich Olfers ausdrückte, die zwölf Greise zur Fußwaschung.

Sie brannten alle lichterloh vor Verliebtheit. Der kleine van Plitt führte auf diesem steilen, schlüpferigen Weg, vor Fräulein Mimmi Witt hertänzelnd, den Serpentintanz auf; schwang seinen Havelock auf eine unglaubliche Weise und war behend, wie nur der kleine van Plitt behend sein konnte. Seine ganze frohsinnige Gemütsart lag in seinen sonderbaren Bewegungen und Stellungen. Wie ein tollgewordener Uhu sprang und tobte er und schlug mit den Flügeln, drehte und wendete sich, daß es eine Art hatte und alle vor Lachen kaum mehr auf den Füßen standen.

Der nervöse, reizbare Olfers geriet völlig außer sich. Es packte ihn ein Lachkrampf — er stolperte und rutschte auf einer Pichelsteinermaschine, in der er diesen Abend oben beim Bischof ein köstliches Gericht hatte zubereiten wollen, den steilen Abhang hinab.

„Prost!" rief der Gesandtschaftsattaché ihm nach.

Am anderen Morgen war der kleine van Plitt so glücklich, Fräulein Mimmi Witt in der engen Gasse auf sich zukommen zu sehen.

Er befand sich noch genau in derselben Stimmung, in bezug auf seinen Schützling, wie am gestrigen Abend. „Total benebelt", wie er sich selbst gestand.

Augenblicklich hatte er aber schauderhafte Kopfschmerzen und war auf dem Wege zum Apotheker, um sich für zehn Kreuzer ein Antipyrinpulver zu holen.

Trotz der Kopfschmerzen aber strahlte er, als er das Fräulein sah. — Und war sehr verwundert, als „das Kleine" mit einem sonderbar scheuen Blick ihn ansah, an ihm vorüberglitt

mit einem Gruß, als sagten sie sich mindestens auf ewig Lebewohl.

Es war ihm auch, als hätte sie Tränen im Auge, und ein Reisetäschchen in der Hand gehabt.

Aber da mußte er sich wohl getäuscht haben.

Als er in der Apotheke sein Antipyrinpulver eingenommen hatte und wieder auf sein Zimmer ging, um die günstige Wirkung abzuwarten, war inzwischen ein zierliches Briefchen abgegeben worden — ein Abschiedsbrief.

Und zu gleicher Zeit hatte die Moidel im Lamm auch Professor Brendel, Olfers und dem Gesandtschaftsattaché solche Briefchen mit dem Frühstück auf das Zimmer gebracht.

An diesem Tag erschien keins von den Mitgliedern des Brüllerlagers beim Mittagstisch — und keiner wußte vom andern irgend etwas Näheres. Jeder von ihnen meinte, er wäre der einzige, der heute eine Partie unternommen hätte.

Der eine hatte sich nach Villanders gewendet, der andere nach Gufidaun, der dritte nach Loyen, der vierte war mit der Bahn nach Waidbruck gefahren.

Verabredet aber hatten sie sich zu dieser merkwürdigen Verteilung der Kräfte nicht.

Bei Tisch wurde das Brüllerlager von der feindlichen Tafel vermißt.

Der Pole sagte zu der hübschen Jüdin: „Sie sind jetzt in Trauer. Sie haben ihr Baby verloren, ganz wie bei Bret Harte.“

Nach einer Weile setzte er hinzu: „Meine Frau hat es mir gestanden, daß sich die Kleine verlobt hat; ein gewisser Jemand soll in die Lage versetzt worden sein, Frau und Kinder ernähren zu können.“

Am Abend erschienen sie pünktlich wie immer und auch mit leidlichem Appetit.

Wie Gewitterschwüle aber lag es über ihnen.

In später Abendstunde sagte der kleine van Plitt gedämpft zu Olfers:

„Du, reich' mir mal die Laute herüber." Der stand auf, nahm das alte Ding von der Wand, stimmte lang und tief in sich gekehrt, reichte die Laute dann dem kleinen van Plitt, der präludierte feierlich! Und alle vier steckten die Köpfe zusammen wie die Hühner am Sonntagnachmittag und sangen gefaßt das einzige Lied, welches sie kannten und immer falsch sangen:

„Glory glory halleluja!"

Es hat wohl nicht sein sollen!

Nach einer Aufzeichnung aus dem XVI. Jahrhundert

In demselben Jahre, da man zu Konstanz Reichstag hielt, war nun mein guter Herr, Herr Friedrich Herzog zu Sachsen, des heiligen römischen Reiches Erbmarschall und Kurfürst, entboten worden von Seiner Majestät Herrn Maximilian, daselbst einzutreffen am St. Vits-Tag des Jahres 1507. So schickten wir uns alle wohl an zu dieser Reise, auf Erbieten Seiner Fürstlichen Gnaden, der denn selbst dazu sich wohl ausrüstete.

Ich hatte des Einpackens der Papiere und Sachen gar viel und wußte kaum, wie ich es enden sollte bis zur gesetzten Zeit. Da sagte mein gnädiger Herr: „Dessen wird wohl Rat werden", und gab noch einen Tag bis zur Abreise zu. Hab' einen gnädigen Herrn, mit dem gut auskommen ist. Und hatte meine Freude daran, mit Seiner Fürstlichen Gnaden nach Konstanz zu ziehen, denn es war mir zu jener Zeit nicht wohl ums Herze, führte ein einsam Dasein und stand dem munteren Leben, das sie in der Stadt miteinander trieben, ferne. So wir in Weimar lebten, hatte ich mein eigen Haus von den Eltern ererbt, das nahe am Markte gelegen war. Darin hauste ich und war in Pflege bei einer Base meiner seligen Mutter. Die Bas hieß Brigitta Müllerin, hatte Teil an meinem Erbe, so daß sie ihr Lebtag mit im Hause wohnen durfte. Sie war eine rührige Person, und ich hatte nicht zu klagen und war gut versorgt; doch führte ich, wie schon vermeldet, ein gar einsames Leben und war ein stiller Mensch, der seinen Büchern und seinem Beruf allzusehr nachging.

Als nun von dem Zug nach Konstanz verlautete, war ich des über die Maßen froh. An dem Tage, da ich alles bereit hatte, mit Seiner Fürstlichen Gnaden zu reisen, und mit dem Verpacken der Schriften zu Ende gekommen war, saß ich müdgearbeitet in meinem Stüblein zu später Abendstunde. Und es kam ein wunderlich Gefühl über mich, als ich bedachte, wie gar einförmig mein Leben hingegangen sei, und wie ein schönes Stück Jugend geschwunden, ohne mir Besonderliches gebracht zu haben, und ward traurig, als ich bedachte, wie kurz das Leben sei und es kommen könnte, daß ich daraus muß scheiden wie ein Blinder, ohne das Beste erfahren zu haben. Da schalt ich mich auf meine Einbildung, seufzte und legte mich nieder, denn am andern Morgen hieß es beizeiten wieder auf den Füßen sein. So war es um mich und mein Herz bestellt, als wir unsere Reise antraten. Auf der Reise hatte mein Herr viele Gedanken, deren er oft auch in der Nacht sich nicht entraten konnte, deren gar viele mußten aufs Papier gebracht und niedergeschrieben werden, da er denn ohnehin wenig zu schlafen pflegte. Er hatte an die Wand seiner Schlafkammer neben seinem Bette mit eigener Hand die Homerischen Verse angeschrieben:

„Es steht keinem Fürsten zu, welcher da Rat soll schaffen
Einem ganzen Lande, daß er eine ganze Nacht soll schlafen."

Auch waren Seiner Fürstlichen Gnaden Konzepte zu mundieren, so daß ich des Schreibens viel hatte, wo wir einkehrten und stille lagen auf dem Wege. Doch wurde derselbe gut und ohne Unglück von uns zurückgelegt.

Als wir nun gen Mörsberg gelangten, kamen, von Kaiserlicher Majestät gesendet, meinem gnädigen Herrn entgegen: Herzog Georg von Sachsen, der Herzog von Württemberg, der Herzog von Braunschweig und der Erzbischof von Magdeburg, und ließ der Bischof von Konstanz seine Kantores die

Vesper und ein feines Salve regina singen. Dann ging es zu einer gar fröhlichen Abendmahlzeit, wobei die Fürsten vergnügt und gesprächig waren. Wir aber speisten in der Kanzleistube gar anständig mit des Bischofs Schreibern und Kämmerern. Es wurde auch ziemlich herumgetrunken; doch hab' ich kein Weibsbild gesehen, es sei denn etwa eins aus der Küche gewesen.

Dann aber gingen wir zu Schiffe und kamen ein wenig abwegs zu einem Schlosse, genannt Majure, wo wir, mit Büchsen und anderer Gerätschaft wohl versehen, landeten. Und sahen dann uns entgegenkommen der Schifflein viere. In dem einen war Kaiserliche Majestät selbst mit, in den anderen Herzog Albrecht von Bayern und andere Fürsten und Grafen, und fuhren meinem gnädigen Herrn entgegen. Da war Seine Kaiserliche Majestät, wie augenscheinlich zu bemerken, gar höchlich erfreut und hat Seine Fürstliche Gnaden, meinen Herrn, eingeladen zu sich in sein Schiffchen. Da hat er nun, wie mir berichtet, mit demselben gar freundliche Unterredung geübet. Aber unter denselben Unterredungen wurden vom Schlosse aus große Schlangen, Kartaunen, Steinbüchsen und Scharfunten gelöst, zu besonderer Ehrerbietung, wobei die Trompeten sich lustig hören ließen und die feinsten Stücklein aufbliesen, und es war eine Herrlichkeit in allerschönster Gegend. Also unter diesem freundlichen Tun und Wesen kamen wir nach Konstanz.

So ist mein gnädiger Herr von Kaiserlicher Majestät mit Gnaden angenommen worden, wie noch keinem deutschen Fürsten vor ihm geschehen, und ist derselbe gar hoch geehrt worden, wie nicht zu erzählen ist.

Aber aus einem großen Steinhause vor der Stadt Konstanz am See gelegen, in welchem vor neunzig Jahren das Konzilium gehalten worden, ist entsetzlich großes Schießen mit Hakenbüchsen geschehen und gehört worden,



und kam viel Volks uns entgegen mit Freude und mit Frohlocken.

Mitten nun in dem Schießen, Trompeten und Trommeln sind wir eingeritten in die Stadt und gekommen in unsere Herberge. Dann aber ist mein gnädiger Herr geführet worden in einen Garten der Predigermönche nicht weit von der Stadt, wo dann die allergnädigste Frau, die Kaiserin, in Versammlung ihres löblichen kaiserlichen Frauenzimmers gewesen und ihn freundlich empfangen und angenommen hat, wie auch die Jungfrauen und Hofdiener in schuldiger Achtung ihm zugetreten sind, gar freundlich und höflich. Und ist dann die ziemlich ehrliche Fröhlichkeit und Ritterschaft geübt worden, bis die dunkle Nacht den Himmel bedecken wollte. Da beurlaubte sich mein gnädiger Herr.

Es gefiel mir gar wohl in unserer Herberge, wo wir des Platzes viel hatten, für meines gnädigen Herrn weniges Gefolge.

Ich hatte aber ein feines Stüblein, daran ein Kämmerlein mit feinem Bette und Schrein, auch sonst dessen, was ich gebrauchte, alles wohl. Daher ich es mir auch gut sein ließ und Bescheid tat bei unserm Wirte, der die Gastwirtschaft betrieb und ein schönes Anwesen hatte.

Als ich am Abend in die Herberge kam, stand ein Mägdlein gar geschäftig in der Küche, hieß Elslein und war eine Waise, die die Wirtsleute im Haus hielten. Und ich wandte mich an sie mit einer Frage und bekam gute Antwort zu hören und ein so lieblich Gesicht zu sehn, daß es mir eigen ums Herz war, und sie schien mir liebenswerter als je eine Jungfrau zu sein. Sie bediente mich auch beim Essen. Da war es mir nur darum zu tun, sie anzuschauen, so daß ich eine Zeitlang des Redens vergaß, und war hoch erschreckt, daß ich nicht mit ihr gesprochen, als sie aus der Stube ging, und wie sie wieder eintrat, frug ich: „Hat die Jungfer auch alles wohl mit angesehn?"

„Noch gar wenig, Herr", sagte sie. „Wir haben jetzt viel zu schaffen, wüßte nicht, wie es hätte angehen sollen. Die Wirtsleute sind in solcher Zeit gut und übel daran. Euer gnädiger Herr ist ja hochgeehrt worden", sagte sie und lächelte.

„Das wohl", sagte ich. „Schad', daß Ihr nichts gesehen habt." Und ich erzählte ihr von unserm Zug, von der Festlichkeit zu Mörsburg und all der Ehr, die meinem gnädigen Herrn widerfahren war.

„Das mag wohl schön für Euch sein, solch einem Herrn zu dienen", meinte sie.

War gar wenig, das wir miteinander geredet, habe aber die halbe Nacht kein Auge zugetan, weil es mir fröhlich ums Herz war. Und weil ich nicht darauf rechnen konnte, sie im Traume zu schaun, deshalb mochte es wohl kein großer Schaden sein, daß ich die Nacht durchwachte.

Hatte mir vorgesetzt, die Wirtin darum anzugehen, daß ich der Jungfer mein Geleit zum Anschauen einer großen Festlichkeit anbieten dürfe — und tat also.

Es währte eine Weile, ehe die Wirtin mir Antwort erteilte; doch als sie zugesagt, ging ich fröhlich zu Elslein und legte ihr meine Bitte vor, die sie mit gar lieblichem Lächeln anhörte, und ich sah, daß sie Freude daran hatte.

Auf Mittwoch nach dem Tage Petri et Pauli Apostolorum hat Kaiserliche Majestät die Kurfürsten und Fürsten zum Reichstag versammelt. Nachdem sie nun täglich in emsiger und fleißiger Handlung begriffen gewesen, ist ein Bankett angeordnet worden, damit sie ob der Menge und schweren Abtuungen und Beratungen nicht verdrießlich würden. Dazu sind eingeladen worden viel hübsche und schöne Jungfrauen des kaiserlichen Frauenzimmers, etliche Schweizerinnen, Bürgerinnen aus der Stadt und andere Frauen vom Lande, die auch erschienen. Und ist das Bankett gehalten worden auf einem lustigen, grünen Platze, der Brühl

genannt, um welchen herum viel schöne Gärten und Sommerhäuser gelegen.

Da sind wir auch hingegangen, um es anzusehen, und hatte Elslein zwei Muhmen bei sich, die gar feine Mädchen waren, doch nicht so freundlich und redselig wie sie. War auch noch ein Ratsschreiber mit uns gegangen. Es hatte aber Kaiserliche Majestät den hübschen Frauen und Jungfrauen zu Ehren und Gefallen alles fürstlich und prächtig verordnet. Da hatte denn jeder Fürst seine besondere Tafel für sich und seine Gäste und kamen auf jede Tafel vierundzwanzig Essen, und speisete man auf Silber. Und waren auf dem Platze hübsche Gezelte aufgeschlagen und auf den Straßen Bäume gesteckt und Blumen und Gras gestreut. Bei Tisch aber ließen sich hören Trompeten, Zinken und Klarinetten in lieblicher Weise.

Und wo wir standen, da hatte mein gnädiger Herr mich ersehen und meine Begleiterinnen, schickte seinen Kämmerer zu mir und ließ mich zu sich entbieten.

Als ich zu ihm trat, hatte er aus aller Fröhlichkeit heraus mir einige Aufträge zu geben, die ihm gar wichtig waren. Danach sagte er: „Ist mir lieb, Euch hier zu sehen — und in solcher Begleitung. Was sind's für Jungfern, mit denen Ihr geht?"

Ich sagte meinem gnädigen Herrn, was sie wären, und nannte Elslein zuerst und sagte, wo ich sie kennen gelernt. Da schaute Seine Fürstliche Gnaden aufmerksam zu ihnen hin, und ich mußte ihm zeigen, welche von ihnen Elslein sei. Und als er sie herausgefunden, lächelte er gar gütig und sagte: „Ich wünsche Euch Glück, Ihr mögt nur heut den Tag in Lustigkeit genießen. Mir ist es recht, Euch so zu sehen, und es hat Zeit, daß Ihr meine Aufträge bis morgen nach der Mittagsstunde ausrichtet."

Ich dankte meinem gnädigen Herrn und gedachte, wie es doch so gütig von ihm sei, daß er mir den fröhlichen Tag so

gönnte. Als er mich verabschiedet, kehrte ich wieder zurück zu den Mädchens, die der Ratsschreiber gar wohl unterhalten hatte.

Kaum aber war ich bei ihnen angelangt, trat der Hausmeister zu uns und brachte mit sich Konfekt auf einer Schüssel und einen Becher mit Wein und sprach: „Ihr sollt trinken und essen, will mein gnädiger Herr."

Da bedankte ich mich in meinem und der Jungfrauen Namen und trank's ihnen zu. Da sagte Elslein: „Wir wollen's wieder verschulden", und fragte: „Trinken bei euch die Mägdlein auch Wein?" Antwortete der Hausmeister: „Nur dann, wenn sie welchen haben." Lächelte Elslein und sprach: „Wir machen's auch so."

Darauf tranken sie alle nach der Reihe herum, bis es wieder an mich kam. Trug dann der Hausmeister mit unserm Dank das Geschirr zurück und sprach mit meinem gnädigen Herrn. Der lächelte, wie wir sahen. Elslein sagte: „Das ist ein freudiger Herr. Ist er beweibt?"

„Nein," antwortete ich, „aber er mag die Frauen sonst wohl leiden und ist ihnen gut, hätte auch wohl ein Weib genommen, wenn's ihm hätte glücken wollen, die zu bekommen, die er haben wollte. Hat aber nit sein sollen."

Da sprach sie: „Es kann wohl manches nicht sein und wäre doch angenehm, wenn es sein könnte." Und ich sagte: „Laßt es Gott befohlen sein." Sie aber sah still vor sich hin und ich auch.

Nun standen sie auf von den Tischen, da denn solche Fröhlichkeit und freundliche Unterhaltung gar lange gewährt hatte.

Da ging es weiter hin und wurden die Armbrüste herbeigetragen zum Ritterschuß. Danach kamen zwei Renner auf die Bahn, Graf Hans von Hardeck und Ritschau, ein Karbat, fehleten aber beide. Darauf kamen vierzig in Rot gekleidet,



türkisch, von des Kaisers Hofgesinde, und hielten eine Mummelei mit guten Sprüngen. Dann aber ging es an ein Tanzen. Elslein sagte, daß sie gar müde sei und nicht mehr schauen könne, und ob wir nicht heim wollten.

„Wißt Ihr nicht", fragte ich, „einen schönen, stillen Weg, den wir gehen könnten, daß wir noch beisammen blieben?" Da sagte der Ratsschreiber, der mit den beiden Muhmen gar angelegentlich geplaudert hatte: „So Ihr mit mir in meiner Base Garten da unten am See kommen wolltet, da würde es Euch wohlgefallen. Ist auch nicht weit." So machten wir uns auf und hatten es schwer, durch die Menge zu kommen.

Als aber das Gedränge lichter ward und man von der Herrlichkeit unter den Fürsten auch nichts mehr sehen konnte, hörten wir einen hübschen Gesang und sahen einen blinden Mann, der die Harfe spielte, und neben ihm stand sein Töchterlein und sang. Es hörten den beiden etliche zu, die es aufgegeben hatten, einen Platz unter denen, die etwas vom Feste erschauen konnten, zu erlangen. So hatten die beiden sich gar klug aufgestellt, um etwas zu verdienen. „Seht, wie schön das Mägdlein ist", sagte Elslein. Und ich gedachte: „Ei, was redest du?" sah aber hin und fand, daß in Wahrheit das Mädchen reizend anzusehn, aber gar armselig gekleidet war. Es blickte scheu in die Menge und hielt sich nahe an den Alten.

Wir blieben stehen, um ihr zuzuhören, und ich weiß nicht mehr, was für ein Liedlein sie sang, nur daß sie es eigen und mit einer Stimme tat, die sich nicht recht vorwagen wollte. Als ich auf Elslein blickte, sah ich, daß der die Tränen in den Augen standen.

„Was habt Ihr?" fragte ich. Sie lächelte und sagte: „Weiß selber nicht. — Solch ein Mägdlein mag ein arm Geschöpf sein, mag wohl keine Heimat haben, hier und nirgends — und so allweil singen müssen vor den Leuten —"

Sie sprach nicht zu Ende, da sahen wir einen Gesellen auf das fremde Mädchen zutreten, sie an der Schulter rühren, und hörten ihn sagen: „Ei, sing doch Lustiges! Sag' dem Alten, daß er besser aufspiele; er macht seine Sache schlecht."

Da neigte sich das Mägdlein zu dem Alten, legte ihm die Hand auf das Haupt und strich ihm gar sanft über das graue Haar und flüsterte, als wolle sie ihn getrösten.

Darauf begannen sie ein neues Lied:

„Die Landsknechte ziehen von Ort zu Ort,
Und der Hauptmann befiehlt: Heute müssen wir fort!
Carolus Rex! dem Kaiser ich dien' —
Sag', lieb Mädel, willst du mit mir ziehn?

Die Waffen toben, die Trommel schlägt,
Es kämpft der Landsknecht wohl unentwegt;
Die Wasser brausen, die Winde wehn —
Magst, lieb Dirnlein, wohl mit mir gehn?

Ein Reiter bin ich, bin deiner wohl wert,
Kein' Heimat hab' ich, kein Haus noch Herd,
Ei du schwarzäugig Mädel, schau' her — schlag ein —
Du sollst mir das Liebste auf Erden sein!"

Sie sang, ohne ein Auge aufzuschlagen, und machte ihr Liedlein eher traurig als froh.

„Werdet wenig verdienen, Jungfer, wenn Ihr Euer Handwerk nicht muntrer betreibt", rief der Gesell, der sie schon einmal angesprochen, ihr zu und warf ihr ein Silbermünzlein hin; nach dem bückte sie sich, ohne aufzusehn. Sie tat alles mit großer Scheu und hatte das Wesen von einem Hündlein, das durch die Menge in Angst geraten ist. Und ich muß sagen, das Mädchen hatte eine Art, die zu Herzen ging. Wir standen gar lange und sahen auf die beiden. Und erst als der Ratsschreiber und die Muhmen drängten, zu gehen,



machten wir uns auf den Weg; es war aber zwischen uns gar still geworden.

Schon als wir dem Gesang des Mägdleins lauschten, war mir ein Gesell aufgefallen, der die Augen gar oft auf uns richtete, in solcher Art, daß ich gewärtig sein mußte, er werde zu mir treten. Auch schien ihn Elslein bemerkt zu haben, und war es mir gewesen, als hätte sie ihm das Köpflein wie zum Gruße geneigt. War ein recht stattlicher Geselle, ein wenig ungelenk in den Gliedern und von stämmigem Wuchs.

Da wir den Weg einbogen, den der Stadtschreiber führte, kam uns nach einer Weile selbiger Geselle entgegen, grüßte gar höflich und blieb stehen, so daß wir solches auch tun mußten. Er hielt in der Hand ein Gewürznelklein, ein kostbares Stück, das ist eine Blüte, die aus allerhand Gewürz geformet ist, und die von den Weibern in Spind und Truhen gelegt wird, damit die Gewänder lieblich danach duften.

Der Gesell reichte Elslein die Hand und gab ihr die Nelke, die er vordem eine Weile am Stiel hin und her gedreht hatte, und sagte: „Daß Ihr meiner gedenken möget, Jungfer, so es Euch gefällt.“ Damit grüßte er wieder gar höflich und ging davon.

In Elsleins Wangen war aber eine Glut aufgestiegen, und sie schien gar befangen zu sein. Ihre beiden Basen lachten und flüsterten miteinander.

Als wir in dem Garten, in den der Ratsschreiber uns führen wollte, angelangt, sagte ich: „Ihr solltet doch nicht so gar schweigsam sein, Elslein.“

„Ich dachte,“ sagte sie „daß eine gar übel daran ist, wenn sie ihr Haus und Heim verläßt. Gott mag wissen, nach wem das arme Mägdlein Sehnsucht trägt. Habt Ihr wohl gesehn, welch eine betrübte Art sie hatte, wie ihr selbst die Händlein müde niederhingen?“

Es kam mir gar lieblich vor, wie sie um das fahrende Mädchen Sorge trug, und doch verwunderlich und sagte: „Bekümmert Euch nicht deshalb; solch' Spielleut' sind leichtsinniges Volk und haben's so gar schlecht nicht, oft auch Verdienst vollauf und ist ihnen wenig zu traun."

Elslein aber hörte nicht auf, mich nach den beiden zu fragen. Sie wollte gern wissen, ob wohl der Blinde des Mägdleins Vater sei; von wannen sie kämen, wohin sie zögen. Sie sagte, daß das Mädchen noch gar jung gewesen und sich doch betan hat, als hätte sie schon viel Leids erfahren. „Ach, so von aller Heimat weg, da ist eins eine arme Seele", seufzte sie.

Wie sie so sprach, faßte ich mir ein Herz und frug: „Sagt mir, wer ist der Mensch gewesen, der Euch die Nelke verehrte?"

Da blickte sie zu Boden und tat, als wenn sie an ihrem Kleide etwas zu ändern hätte, und sagte: „Das war der Balthasar, der Muhme Wenzelin Sohn. Die Muhme hat viel Gutes an mir getan, ehe mich die Wirtsleute bei sich aufnahmen."

Darauf erzählte sie mir, wie so gar gütig ihre Pflegeeltern es mit ihr gemeint hatten, daß sie mit ihr in Verwandtschaft ständen, und wie sehr sie der Wirtin anhänge, daß sie ihr eine Erbschaft ausgesetzt, und daß sie wie der Wirtin eigen Kind angesehen werde.

Derweilen gingen wir in den schönen Garten, durch etliche Rosenlauben hindurch, die in allerschönster Blüte standen. „Schaut um Euch, Elslein," sagte ich, „so etwas Schönes hab' ich mein Lebtag nicht gesehn wie hier. Ihr seid es allzusehr gewöhnt und achtet nicht darauf. Hätte meine fürstliche Gnaden solch einen Garten zu Weimar, er würde seinen Stolz und seine Freude daran haben. Und hier bei Euch hat solch Herrlichkeit eine schlichte Bürgersfrau. Bei Euch ist es gut sein."



Und ich dachte in meinem Herzen: ob ich dir's anmuten darf, mit mir zu ziehn. Gott mag wissen, was zwischen uns liegt.

Die Muhmen und der Ratsschreiber stimmten ein Lied an und forderten uns auf, mitzusingen. Wir taten es aber nicht, sondern gingen still hinter ihnen drein.

Und als die drei sich setzten, da führte mich Elslein unter einen schönen Birnbaum, der mitten im Rasen stand. Da schimmerten alle Beete, auf denen das schönste und gar nützlichste Krautwerk stand, dufteten würzig, und wie wir in die Weite schauten, fiel ein goldgelbes Birnlein von dem Baum und trommelte sacht auf die Erde auf und fiel gerad vor des Mädchens Füße nieder. Und ich schaute auf Elslein. Da sah ich, daß sie ganz von der roten Abendsonne durchleuchtet und bestrahlt war, und gedachte: So willst du sie nimmer vergessen, in alle Ewigkeit nicht.

Als wir wieder daheim ankamen, saßen in der Gaststube die Musikanten des Erzbischofs von Magdeburg; die spielten gar lustig auf, und setzten wir uns zu Tische. Jedoch hatte Elslein zu viel zu tun im Hause und war wenig bei uns. Der Ratsschreiber aber ergriff sein Glas und rief: „Es lebe, was fein ist, wenn's auch nicht mein ist! Spielt auf, Ihr Musikanten!" Damit warf er ihnen ein Silberstück zu und sprach: „Ich kann's ja! Hab' weder eine zankende Frau noch schreiende Kinder. Gott gibt mir's zu Gnaden!" Die Mädchen aber wurden zum Tanze gefordert und tanzten.

Ich wollte auch einen Reigen machen, tat's aber doch nicht, weil ich nicht wissen konnte, ob es sich für mich schickte. Auch kam Elslein nicht zum Tanz, da ging ich hinauf, um zu Bette zu gehen.

Auf der Treppe aber stand die Wirtin, die ein gar stattlich und tüchtig Weib war, sie schien gar auf mich gewartet zu

haben, machte mir Zeichen, zu ihr heranzutreten, und begann mit wichtiger und flüsternder Stimme:

„Ihr möget entschuldigen, daß ich Euch aufhalte, und was ich sage, möget Ihr nicht übel deuten. Ich wollt' Euch bitten, laßt's Euch nicht allzu angelegentlich sein, mit unserm Pflegekind schön zu tun. Ihr seid ein gar schmucker Herr und könntet einer Jungfer leicht das Herz schwer machen. Sie ist ein gar gutes und gehorsames Kind, und der Wirt und ich haben unsere Freude an ihr. Sie ist gut gestellt, hat auch nichts als Lieb' von uns erfahren. — Und wenn Ihr's so bedenkt, so möget Ihr's verstehn, daß es dem Wirt und mir ein Herzeleid wäre, wenn das Kind so gar fern von uns zöge auf Nimmerwiedersehn. Wir haben uns, so der Herr Gott will, die Hand gegeben, daß solches nimmermehr geschehen soll. Sie wird auch hier zu einem tüchtigen und braven Manne kommen, der es nicht für gering achtet, sich sein Eheweib aus unserm Haus zu holen. Und so es dem Herrn gefällt, mich anzuhören," wendete sie sich gar lebhaft zu mir, „sage ich, daß wir schon ein Augenmerk auf einen braven Gesellen haben, der seit einer Frist das Elslein bei uns zur Hausfrau begehrte, nur noch keine feste Zusag' erhielt, weil es dem Waislein gar wohl im Hause geht, so daß sie an die Eh' fürs erste noch nicht denken wollt'; aber kommt Zeit, kommt Rat! Und ich sag', eine Ehefrau, die in der Ehe lieben lernt, hat mehr Grund zu lieben als eine Jungfer, die einen Dingsda für ein lieb Herrgottlein hält und nicht weiß, wohin sie sich vor lauter Seligkeit hintun soll. Möge der Herr mir's nicht verübeln, daß ich mir die Freiheit nehm', ihn aufzuhalten", sagte das Weib, darnach fügte sie hinzu: „Unser Elslein ist ein dankbar und untertänig Kind, ist keine von den Jungfern, die allzuscharf nach ihrem Glücke trachten, und keine von denen, die sich selbst und ihre Nächste in Not bringen, um ihrem eigenen Willen nachzukommen. Und, lieber Herr, so Ihr nun wißt, wie wir es mit unserm Pflegekind zu halten

gedenken, so tut, ich bitt' Euch, nichts gegen uns, denn Ihr würdet dem Mägdlein nur Herzleid bringen und sie doch nicht von uns abwenden. — Nichts für ungut, Herr fürstlicher Schreiber."

Da wischte sie sich gar säuberlich die Hand an der Schürze, reichte sie mir auf gar gute und treuherzige Weise, darum daß ich einschlagen sollte. Als ich solches tat, sagte ich: „Ei, Frau Wirtin, Ihr helft dem lieben Herrgott regieren, das wird ihm recht sein, daß er solch eine Hilfe gefunden hat. Doch mein' ich, was er mit Euerm Pflegekind vorhat, dabei könnt Ihr gar wenig tun!"

„Daß ich nicht wüßte," sagte die Wirtin, „mit Leben und Sterben da ist wohl nichts zu machen; doch gibt's so manches, da vernünftige Leute ein jung Ding beraten sollen."

Damit nickte sie mir zu, und ich stieg die Treppe vollends hinauf. Sollte man wohl glauben, daß eine vernünftige Rede einen jungen Mann bekehren könnte? Wohl nicht. Als ich meine Türe geschlossen hatte, war alsobald der Wirtin Bedachtsamkeit mir aus dem Herzen verschwunden.

Tags darauf hielten die Fürsten wieder Rat, und war des Schreibens daheim viel für mich. Brachte mir Elslein das Abendessen und sprach: „Wenn Ihr so fleißig seid, das kostet wohl viel Nachdenken?" Dabei war sie gar freundlich und sagte auch: „Es ist mir lieb gewesen, daß Ihr gestern nicht getanzt habt." — „Warum?" Da schaute sie mich an, ward rot bis an ihr helles Haar, schaute nieder und konnte nicht reden. Ich stand auf, faßte sie bei der Hand und frug: „Ei, sagt warum?"

„Weil ich's auch nicht getan habe", antwortete sie.

Ich merkte es wohl, daß sie mich leiden mochte.

Da meinte ich den Augenblick wahrzunehmen, faßte mir ein Herz, frug Elslein (weiß nicht ob sie es mir anmerkte, daß mir solche Frage fast an das Leben ging): „Elslein, willst du mit mir ziehen, nach Thüringen? Es

ist auch ein feines Land und in Weimar und in Torgau ist auch gut leben."

„Ich glaub's wohl," sprach sie, „aber ich kann nicht aus Konstanz gehn." — Und standen ihr Tränen in den Augen.

„So tröste mich Gott!" rief ich aus.

„Mich auch!" sagte sie. — „Könnte aber nicht von hier gehen, würd' in der Fremde mich nimmer zurecht finden.

Ich aber sprach: „Liebes Elslein, laß uns unsere Sache Gott befehlen, der wird's wohl machen — und laßt mich morgen um selbige Stunde noch einmal fragen." Da sah sie mich gar schmerzlich an und sagte: „Es wird wohl nicht vonnöten sein. Weit von hinnen, weit aus den Sinnen. Bist du erst fort von hier, wirst du mich bald vergessen — und wirst auch nie wieder kommen nach Konstanz — Leb' wohl."

„Und du kommst morgen?" frug ich und hielt ihr Händlein.

„So Ihr's wollt, ja", sagte sie, damit ging sie fort.

Ich konnte nicht mehr an der Arbeit bleiben und ging hinunter in die Gaststube.

Dort waren viele beisammen, und saß der blinde Mann da und spielte die Harfe und neben ihm das schöne Mägdlein, das sang zu seinem Spiel. Mir ward bei dem Gesang so schwer ums Herz, daß ich am liebsten aufgestanden und wieder gegangen wäre.

Da kam des Magdeburger Erzbischofs Schalksnarr. Der erblickte das Mädchen kaum, als er ausrief: „Recht so, halt dich immer an die blinden Männer, so lang du lebst, so wird dir's gar gemütlich sein und wohl."

Dann tat der Narr groß, zog aus seiner Gürteltasche einen harten Gulden und warf ihn dem Mägdlein in die Schürze und sagte: „Kaufe dir einen Stimmhammer dafür, denn deine Töne sind nicht rein"; setzte sich hin auf die Erde, warf



die Kappe in die Luft und sang dazu. Darauf ließ er sich Wein geben, nickte Elslein zu und rief: „Nimm dir einen Narren."

Da wurde sie rot und sagte: „Ich will keinen Narren — ich will was Kluges nehmen."

Der Alte aber spielte, und das Mägdlein hielt den Gulden fest in der Hand, schaute auf den Narren und sang:

„Es geht mir durchs Gemüte
Des guten Mannes Güte
Wohl all mein Leben lang."

Drauf wandte sich der Narr, der ein gar wunderlich und bleich Gesicht hatte und die Gestalt wie ein Junker und auch noch wohl bei Jahren war, zu dem Mägdlein und sagte: „Scheinst klug zu sein, vergiß die Wohltat nicht über die Schmähung; steckst die Grobheit und den Gulden ein. Gott grüße dich!"

Er schwang sich auf einen Tisch, so dem Mägdlein nahe gegenüberstand, und schaute es an, schlug ein Bein über das andere und nickte ihm zu. „Sagt einer, daß du schön bist, so will ich in Teufelsküche kommen und meinen, daß er ein Lump ist."

„Ja," sagte die Wirtin, die sich in den Handel mischte, „es wird ein Nichtsnutz sein, der so etwas sagt."

„Er wird ein Schafskopf sein, das heißt, er wird nicht wissen, was es mit der Schönheit auf sich hat," antwortete der Narr.

Dann rührte er mit einem Stabe, den er in der Hand trug, das Mägdlein an den Kopf und sagte: „Schau' auf." Es sah zu ihm auf. „Was meinst du," frug der Narr, „willst du einen Mann?"

Da fuhr eine gar heiße Röte über das Gesicht des Mägdleins; es schlug die Augen nieder und schwieg.

„Soll es dem Herrn belieben," bat der Alte, „wolle er mir das Kind nit schrecken; es ist gar ungeübt und taugt zu

keiner Antwort. Könnte einer sein Bestes dazutun und würde sie zu nichts Rechtem bringen."

„Schweig, blinder Alter," sagte der Narr, „könntest du mit den Ohren sehen, so würdest du gesehn haben, daß sie zu reden weiß, so gut wie jegliches Weib auf Erden."

„Ihr spottet, Herr."

„Mit nichten. Ich frug, ob sie einen Mann wolle, antwortet sie mir, daß ich darum nicht fragen solle, daß sie wohl gern einen möchte, aber nicht wisse, wie es darum bestellt sei. Und ich sage ihr, daß es damit übel bestellt ist. Und sag' ihr, daß es um einen Narren ein bös Ding ist, so ein bös Ding, wie um sie selbst."

Damit stieß er das Mägdlein, das gar verwundert auf ihn schaute und kein Aug' von ihm verwendete, wieder an. „Merk auf: Es steht um des Narren Witz und Weisheit nicht gut, denn da sie aus einem Narren kommt, ist sie Narrheit und wird keine Ehren daran haben, und ist von dem Witz und der Weisheit der Herren allweg getrennt," dabei er mit dem Daumen um sich herwies, „verstehst du? Und die Tugend eines Mägdleins, das weitab von Haus und Hof in der Welt fährt, ist so wenig Tugend, als des Narren Weisheit Weisheit ist, und wird ihr keinen Mann bringen. Deshalb steht es übel um deinen Mann. Was meinst du, so wir uns zusammentäten?"

Das sagte er in seiner Narrheit, und tat mir das Mägdlein leid, das gar stumm dastand.

Elslein trat zu mir und sagte: „Ist ein armes Ding, daß jedermann seinen Scherz mit ihr treibt, ohne daß sie's wehrt."

Da hob das Mägdlein gerad rührend die Hand zum Munde empor und schaute auf den Schalksnarren.

Der aber rief in einem herzlichen Ton: „Was für eine liebe Kreatur bist du! So mir Gott helfe!"

Er langte nach des Mägdleins Hand und zog es sachte zu sich heran. Da lehnte es den Kopf an des Schalksnarren



Brust und weinte bitterlich. Der strich ihr gar liebreich über das Haar, und schauten alle zu den beiden hin.

„Was läßt du dir's zu Herzen gehen!" sagte der Narr, und konnte es jedermann gar wohl vernehmen. Und er hörte nicht auf, ihr übers Haar zu streichen und sagte: „Du sollst fröhlich sein und guter Dinge, so findest du einen Mann, der ein Spielzeug braucht und ein Weib nimmt."

Der blinde Alte beugte den Kopf weit vor.

„Was lauschest du, Alter?" sagte der Narr. „Laß dein Mägdlein nur ruhig hier stehn, wenn es ihm gefällt." Und er frug das Mägdlein: „Willst du noch bleiben?"

Da legte es ihm die Hand in die seine und nickte gar lieblich und öffnete die Lippen, um zu sprechen. Da beugte der Schalksnarr das Ohr zu ihm nieder, so daß niemand hören konnte, was es zu ihm sprach.

Der Narr lächelte, schaute zu uns und nickte uns närrisch zu und sagte: „Sie meint, daß ich gut sei."

„Das ist wenig", meinte einer.

„Sollt' Euch schwer werden, das von ihr zu hören", antwortete der Narr.

Darauf sprach er: „Wenn es anginge, sagte ich dir: Nimm dir einen Narren! Doch da mag Gott dir helfen, das gehet nicht an." Dabei legte er ihr die Hand gar zärtlich auf das Köpflein und schauete auf sie. Er hatte, als er sprach, ein trübseliges Aussehn.

„Es hat ein Narr an seiner Narrheit genug, als daß er noch dazu ein Weib nehmen könnte. Wäre auch meinem Herrn nicht genehm. Er würde auf falsche Rechnung schließen und meinen, daß ihm von meiner Narrheit zu wenig zukäme. So einer ein echter Narr ist und sein Ehr und gut Auskommen darauf gesetzt hat, so ist er ein ander Ding, als ihr denket. Sagt, ob ein Narr gut sein muß, wie das Mägdlein von mir gesagt, ich sei es?"

Dann faßte der Narr das Mägdlein mit beiden Händen



an den Kopf und schaute ihm in die Augen, die voll Tränen standen, und sagte: „So voll Narrheit bin ich, daß ich ein süß Herz fahren lasse!"

Solches sagte er verwunderlich liebreich, daß es mir gar nicht besonders vorkam, daß das arme Mädchen bei der gütigen Stimme in Tränen ausbrach, als der Narr sie gehen hieß und zu dem Blinden zurückführte.

„Komm morgen früh in meines Herrn Herberge, da sollst du ein Goldstück haben und eine Schürze soll dir der Küchenmeister geben. — Doch brauchst du nicht nach mir zu fragen."

Solches sagte er zu ihr, als sie gar traurig neben dem Alten niedersaß. Und wendete sich wieder zu ihr: „Sing das Liedlein noch einmal, mit dem du einen gewonnen hast, der nimmer an Dank gewöhnt ist."

Das Mädchen sang mit einer gar rührenden Stimme, so unter den Tränen ihr vorkam:

„Des guten Mannes Güte
Die geht mir durchs Gemüte
Wohl all mein Lebelang."

Während sie aber sang, wandte der Narr sich zu mir, sagte „Eamus!" und ging davon.

Das Mägdlein blieb gar stille sitzen. Der Alte spielte noch eine Weile, und sie hatten an dem Abend einen guten Verdienst.

Doch war mir die Sache mit dem Schalksnarren zu Herzen gegangen, und ich wußte weshalb. Schien ihm das Mägdlein gar wohl gefallen zu haben, und er dem Mägdlein.

Mir lag es Elsleins wegen schwer auf, und ich hatte wenig Hoffnung, daß sie mir morgen des Tages andern Bescheid geben würde. Hing doch mein ganzes Leben an ihr.

Als ich, da die Nacht schön war, noch vor die Türe trat, da ging ein majestätischer Wind und fuhr durch die dichte Linde, die sie vor dem Hause hatten. Saß unter der Linde



im hellen Mondlicht der Schalksnarr, den Kopf auf den Steintisch gestützet, der unter dem Baum für die Gäste stand — und war ein wunderlich Rauschen in den Zweigen.

Der Narr schaute auf mich, und ich trat zu ihm und frug, da mir nichts Besonderes beifiel: „Was tut Ihr noch hier?"

„So Ihr es wissen wollt — ich heule!" sagte der Narr und stützte den Kopf wieder auf den Tisch.

„Ei, das würde sich für einen Mann schlecht schicken", antwortete ich.

„Für einen Mann wohl nicht," sagte der Narr, „für einen Ochsen auch nicht, — für einen Narren gar sehr. Hast du schon einen Ochsen lachen oder weinen sehen?!"

„Nun, was ist Euch so nahe gegangen?"

„Mit dem Mägdlein ist mir's nahe gegangen."

„Ihr hattet es ihr angetan."

„Ja, Ihr saht es."

„Und wollt sie lassen?"

„Das wohl. Will sie nicht mit meiner Güte verderben. Mag ein anderer tun, was er will. Hätte sie gern mein Lebetag behalten, auch wenn sie das Schnäblein nimmer würde aufgetan haben. Wäre mir ein geschwätzig Weib nicht vonnöten gewesen."

„So sagt Ihr und laßt sie doch?"

„Darum, weil ein Schalksnarr allzeit besonnen sein muß. Zu Witz gehört Besonnenheit, und darum, weil ein Narr aus jeglichem Ding die Teufelei verspürt und jeglichen Dinges Elend und Vergänglichkeit; denn sähe er alles wie ein ehrenwerter Mann, könnte ihm der Witz zu kurz kommen. Er würde über die Dinge so wenig zu sagen wissen, wie über die Rübe, die ein Schwein frißt, und meinen: Alles sei, wie es sei. Dem aber ist nicht so."

Damit stand der Schalksnarr auf, warf seine Kappe in die Luft und sagte wieder: „Eamus" und darauf: „Ihr möget Euch hinsetzen und weiter denken, da, wo ich aufhörte."

Und er ging davon.

Ich aber saß noch lange unter der Linde. Es war gewesen, als wollte ein Wetter aufziehen, schon den ganzen Abend; aber der Wind, der über die Stadt hinfuhr, hatte die Wolken zerstreut.

Ich ging aber schweren Herzens zu Bette.

Anderen Tages wartete ich gar sehr auf Elslein, zu der Stunde, da sie kommen wollte. Sie hatte sich, seit sie noch einmal in der Gaststube mit mir geredet, nicht wieder vor mir sehen lassen.

Und ich wollte schier verzweifeln, daß sie käme, da tat die Tür sich auf, und Elslein trat zu mir ein. Ich stand auf und eilte ihr entgegen.

„Was bringt Ihr?" frug ich.

Da schlug sie die Augen nieder und sagte: „Daß ich nicht mit dir gehen kann. — Hab' es vor Gott gar wohl erwogen. Ich kann nicht fort aus Konstanz."

Ich trat ans Fenster, ohne daß ich reden konnte, und war mir, als ob die liebe Sonne mir vor den Augen verging.

Als ich aufschaute, sah ich, daß Elslein weinte, und ich sagte: „Würd' mir lieber sein, du wärst kein so besunnen Mägdlein, so könnt' ich dich als mein liebes Weib mit nach Thüringen nehmen." Da gedachte ich des armen Narren und sagte: „Würdest dem Schalksnarren aus Magdeburg gefallen."

Glaubte Elslein, daß ich in Bitterkeit spräche, und sagte: „Wollte Gott, Ihr wäret mir nicht böse."

„Nicht böse," antwortete ich: — „nur traurig — traurig —" und gab ihr die Hand und sagte: „Gott gebe, daß es dir gut gehe, Elslein." Da fuhr mir durch den Sinn, daß sie wohl bald einen Mann in Konstanz nehmen würde, und daß es mit uns aus sei immerdar. Es war mir, als ob es mich am Herzen risse; aber ich reichte ihr die Hand noch einmal.

„Ja, wollte Gott, daß es Euch auch wohlgehe. — Lebe wohl", sagte sie. Damit ging sie fort, und mir war wunder-

lich zumute. Ich meinte, ich müßte ihr nacheilen, wußte aber nicht, wozu es helfen sollte. Doch konnte ich nicht bleiben und ging hinaus ins Freie und wandelte am See hin und her. Da begegnete mir des Herzogs Georg Schreiber, der nahm mich bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir gehen?"

„Wohin?"

„Wir kommen hin, wo hübsche Mädchen sind."

Wußte nicht, was ich antworten sollte, und ging mit. — Wir kamen in ein Wirtshaus. — Da saßen vielerlei Dirnen, wohl angetan, und hatten Blumen in den Händen und sahen uns lächelnd an. Wir aber ließen uns Wein geben, und ich verfiel in tiefe Gedanken. Da kamen Musikanten des Bischofs von Augsburg und spielten ganz lustig auf zum Tanze. Alsobald wurden die Dirnen ergriffen und fingen an zu tanzen; aber ich sprach: „Dessen bin ich nicht kundig!"

Da setzte sich zu mir eine Dirne, reichte mir eine Blume und sagte: „Wenn du den Tanz nicht liebst, was liebst du denn?"

„Eine Jungfrau", sprach ich.

„Sagte sie: Eine allein? Das ist nicht recht. Die anderen wollen auch nicht verachtet sein. — Und hier bist du in der Fremde. Sie weiß es ja nicht; kommst du heim, ist alles wieder gut."

Da bestellte ich noch mehr Wein, als wollte ich bleiben, ging aber und kam nicht wieder.

Wie ich nun heimkam in meine Herberge, sah ich Elslein, die hatte rote Augen. Sie sagte: „Wann gehst du?"

„Wohl morgen", antwortete ich.

Da ließ mein gnädiger Herr mich rufen, gab mir Briefe und sagte: „Eile, daß du nach Wittenberg kömmst, und halte dich nirgends auf. — Grüße meinen Bruder. Gott befohlen. — Aufs Pferd, sobald du kannst."

Ich ging und ließ satteln. Elslein zeigte ich die Briefe. Sie schlug die Hände zusammen und ging in die Küche. —

Als aber das Pferd vorgeführt wurde, bot ich dem Wirt und seiner Frau die Hand, bedankte und beurlaubte mich. Da trat Elslein endlich auch dazu und gab mir die Hand; aber wir sagten beide nichts. Ich stieg aufs Pferd und ritt davon.

Auf dem Berge aber sprach ich zu mir selbst:

„Es hat wohl nicht sein sollen!"

Herzenswahn

Meinem Freunde und Lehrer gewidmet, dem ich alles zu danken habe, alles Gute

Es war Frühling und Nacht. In einer von mächtigen blühenden Linden durchdufteten Straße der kleinen Stadt Jena bei Weimar stand ein breites altes Haus; darinnen ging es hoch her, Gestalten huschten auf und nieder; Tanzweisen klangen, die Paare drehten sich im heißen Saal, und draußen war es kühl und still und dunkel.

Da öffnete sich die Haustür, ein junges Mädchen trat heraus, schaute ruhig um sich, nahm den Mantel, der ihr das leichte Kleid verdeckte, ganz von den Schultern und hing ihn sich über den Arm. Langsam ging sie die Stufen zur Straße hinab und lehnte sich unten an das Geländer.

So blieb sie stehen.

Nach einer geraumen Weile hob sie den Kopf und schien auf die Klänge der Musik zu lauschen. Die Tür ging wieder, ein Jüngferchen im Kattunkleide kam eilig nach.

„Fräulein Käthchen!" rief die Kleine.

Die Gerufene aber blickte zu den Fenstern auf, noch ganz versunken in die rhythmisch munteren Klänge, die zu ihr herabtönten.

„Hier klingt's so übel nicht", sagte sie und blickte sich nach dem Jüngferchen um, das wartend neben ihr stand.

„Oben, meine ich, wäre mir's lieber", erwiderte diese. „Es wird Fräulein Käthchen wohl noch gereuen, so frühe gegangen zu sein."

„Komm", sagte das Mädchen und ging schweigend voraus, quer über den Marktplatz, bog in eine Straße ein und ging rasch und leicht, daß ihre Begleiterin Mühe hatte, ihr durch die dunklen Gassen und Gäßchen zu folgen.

Jetzt wehte ihnen die frische Bergluft entgegen, die letzte Laterne leuchtete und sie traten hinaus ins Freie. Auf ebener wohlgepflegter Landstraße gingen sie vorwärts, bis sich vor ihnen, ein gut Stück vom Städtchen entfernt, eine hohe Gartenmauer erhob, die ein beträchtliches Grundstück einzuschließen schien. Schöngeformte Laubbäume im zarten Frühlingsschmuck blickten über die Mauer auf die Vorübergehenden nieder.

Beide traten durch ein Gittertor und gingen auf einem breiten Kieswege dem Hause zu, das am Ende des aufsteigenden Gartens, am Fuße eines Hügels, lag. Der Vollmond leuchtete gedämpft hinter leichten Wolken.

Ein ansehnliches Haus war es, mit mächtigem Ziegeldach, weiten Fenstern und einer hohen Türe. Es lag wohnlich zwischen zwei dunklen Blutbuchen; ernste Wächter, unter deren Schutz es wohl bewahrt schien. Jetzt rauschten ihre Zweige vom Nachtwind bewegt.

Das Jüngferchen steckte den Schlüssel in das Türschloß, öffnete, und sie gingen durch die mit breiten Fliesen belegte Hausflur. Die Kleine hatte ein Licht, das nahe der Tür stand, angezündet und leuchtete ihrer Herrin voraus. Sie traten in ein Zimmer zu ebener Erde ein.

„Wie das schwül ist!" Käthe öffnete das Fenster und riß hastig eine schmale Tür auf, die ins Freie führte, dem bewaldeten Hügel zu, der sich an der Rückseite des Hauses sanft erhob.

Sie atmete auf und ging unruhig im Zimmer auf und nieder, blieb stehen und sah das Mädchen, das wartend in der Türe stand, ungeduldig an. „Geh, sieh nach, ob mein Fächer oben liegt", sagte sie endlich. „Ich habe ihn heute abend vermißt, wahrscheinlich gar nicht mitgenommen, als wir gingen. Gott sei Dank", rief sie aus, als die Kleine zur Türe hinausgegangen war; dann zog sie ein Schubfach auf,

riß aus einem Heft ein Blatt Papier, griff nach einem Bleistift, kniete vor einem Stuhl nieder und schrieb, die kleine Hand noch im weißen Handschuh, hastig eine Zeile nach der anderen nieder, erhob sich, preßte das Blatt an die Lippen und trat ans offene Fenster — dann blickte sie auf das Geschriebene und las:

Durchs geöffnete Fenster
Strömt milde
Feuchtwarme Luft,
Lenzesatem!
Was ist meinem Herzen?
Wird mir's doch bange,
Kaum, daß ich's halte!
Es singet und jubelt,
Es breitet die Schwingen,
Hinauf zur Sonne!
Ach, gar zu enge
Werden die Bande,
Ach, nur zu lange
Hält es der Kerker!
Harr' aus, armes Herze!
Vielleicht eine Weile —
Und es fallen die Fesseln —
Fallen die Tore
Und du bist frei!

Das Jüngferchen war eingetreten, ehe Käthe geendet, und stand wieder wartend an der Tür. Käthe blickte auf. „Du bist es!" Sie legte das Blatt beiseite.

„Ich finde ihn nicht, Fräulein."

„Was denn?"

„Den Fächer."

„Ach so, den Fächer."

„Wollen Fräulein Käthchen zu Bette gehen?" frug Hanna.

„Ja, sieh, wie du mit meinem Kleid zurecht kommst."

Hanna löste ihr behutsam Bänder und Schleifen. „Das ist einmal ein Kleid. Schade, daß Sie es so kurze Zeit heut' trugen!"

Käthe riß eine Schnur, die sie verknotet hatte und die das Jüngferchen sorglich zu entschlingen suchte, mit schnellem Griffe auseinander.

„Nein, so etwas", rief die ganz erschreckt.

Da lachte Käthe und sagte: „Hänge es nur gleich draußen in den Schrank. So, nun kannst du schlafen gehen. Sie brauchen dich heut' abend nicht. Ich werde wach sein, wenn die anderen kommen." Das Mädchen ging.

Käthe blieb allein und lehnte sich wieder an das offene Fenster. Es fröstelte sie, und sie warf ihr Morgenkleid über, trat vor den Spiegel und nahm eine Nadel aus ihrem Haar. Eine dunkle Rose, die es geschmückt hatte, fiel zur Erde. Sie bückte sich danach, hob sie auf, blickte lange darauf hin und legte sie dann achtlos beiseite, schüttelte das Haar zurück und steckte es wieder zusammen.

Jetzt ging sie zur Tür hinaus in den Garten. Sie lief den Weg entlang, der den bewaldeten Hügel, welcher zum Besitztum gehörte, hinanführte, trat unter die leise rauschenden Bäume und verfolgte den schmalen, aufwärtsstrebenden Pfad weiter. Lichter und Schatten schimmerten über den taufeuchten Boden hin.

Jetzt hatte sie die Höhe erreicht. Ein ziemlich geräumiger Wiesenplatz lag vor ihr, rings von Buchen umgeben. Inmitten des freien Platzes erhoben sich, vom Monde hell beschienen, Mauern im Bau. Balken und Steine lagen umher. In schönen, weiten Bogen dehnte sich eine Seite der quadratisch angelegten Grundmauer und überragte die übrigen. Der umschlossene Raum war nicht weitläufig, und es schien mehr darauf abgesehen, einen Aufenthalt zu gewinnen, um in glücklichen Tagen, in schöner Umgebung frohe Stunden zu

verleben, als eine Wohnung zu schaffen, um Tage und Jahre darin auszuhalten.

Das Mädchen kniete sich auf einen behauenen Stein und ließ ihre Augen über das begonnene Werk hingleiten.

„Er hat recht," sagte sie, „die Säulen durften nicht höher stehen!" — Damit sprang sie auf und ging rasch über den freien Platz.

Vor einem Gitter stand sie jetzt und schien nicht übel Lust zu haben, noch weiter vorzudringen, aus dem beengenden Besitztum sich in das Freie zu wagen. Sie versuchte ein niederes, breites Lattentor zu öffnen und fand es verschlossen. Ermüdet wendete sie sich um, legte die Arme übereinander.

Langsam ging sie wieder zurück, einen anderen Weg hinab, als der war, den sie aufgestiegen. Er führte in wenigen leichten Windungen am westlichen Abhang nieder. Kein Laut war rings zu hören. Kein Luftzug bewegte die jungen Blätter. Fast schleichend ging Käthe vorwärts. Jetzt vermied sie den knirschenden Sand, schlüpfte zwischen Sträuchern auf dem weichen, erdigen Grunde hin. Ein Lichtschein fiel durch die Büsche. Behutsam bog sie die Zweige auseinander und schaute nach dem Häuschen, das im Dunklen unter hohen Bäumen vor ihr lag, grünbewachsen bis an den Giebel.

Unter den Fenstern leuchtete eine Lampe, die helles Licht auf ihre nächste Umgebung warf.

Vor dem Tisch saß ein Mann in einen dunklen Mantel gehüllt. Er schien gelesen zu haben, hielt das Buch noch in der Hand und hatte sich, wie in Gedanken versunken, in den Stuhl zurückgelehnt.

Käthe blickte unverwandt auf ihn.

Eine Nachtigall schlug ganz nahe im Busch, und der Mond lag über dem frischen Grün und ließ jedes Zweiglein schimmern.

Sie schlich näher.



Der Einsame, der vor seinem Hause die stille Nacht angenehm genoß, schien in seinem Frieden durch die herannahenden Schritte gestört und richtete sich im Stuhle auf.

„Käthe", rief er. „Wahrhaftig, es ist die Käthe!"

„Reichlin", und sie sprang leicht zu ihm hin. „Ach Reichlin!" sagte sie noch einmal, als sie neben ihm stand.

„Das ist hübsch, daß du kommst; aber jetzt, so spät? Was willst du?"

„Was soll das? Ich denke, du vergnügst dich und tanzst?" sagte er liebenswürdig böse, „statt dessen schleichst du hier im Dunklen umher. Was fällt dir ein! Sag' mir, was hast du?" frug er von neuem.

Die Tränen traten ihr in die Augen.

„Nichts, gar nichts — jetzt weiß ich's kaum."

„Du bist aus der Gesellschaft gelaufen?"

„Ja", antwortete sie kurz.

„Weshalb? Haben sie dich schlecht behandelt?" frug er.

„Nein."

„Du hast nicht getanzt?"

„Ja doch, hier ist meine Tanzkarte."

Sie griff nach ihrem Kleide. „Nein, hier nicht, zu Hause."

„So," sagte er, „und weshalb bist du denn ausgerissen?"

„Glaub' mir," sagte sie, „ich passe nicht in eine Gesellschaft — ich will leben. Ich möchte immer ganz leben. Verstehst du, wie ich das meine? Weißt du, ich möchte immer wahr sein. Hier im Garten, wenn ich pflanze oder grabe, oder im Gewächshaus arbeite, oder mit dir rede, da sehe und fühle ich auf der Welt nichts von Lüge, nichts von Kränkung, nichts von Lieblosigkeit. Zu allem, was du sagst, habe ich Vertrauen, und verschweige ich dir etwas, habe ich gar nicht das Gefühl vom Verschweigen; mir ist, als wüßtest du jedes von mir. Und bei meiner Arbeit im Garten geht alles klar vor sich. Es keimt und wächst und will größer werden und will

etwas erreichen und geht dann zu Ende; aber ohne Schrecken, so ruhig wie es kam. So gefällt mir das Leben," sagte sie, „da scheue ich mich nicht davor, genau zu wissen, was mein Herz will, so gut alles zu seiner Vollkommenheit strebt, so tue ich es auch. Es ist tiefer, als du denkst, Reichlin, wenn ich dir sage: Ich wollte, ich brauchte nicht wieder mitzugehen."

„Sie sollen dich nicht wieder mitnehmen," sagte er leichthin, „wenn du nicht willst, bleib hier, schwatz dein dummes Zeug mit mir. Wir verstehen uns schon, die Leute dort verstehen dich nicht und du sie nicht."

Sie schwiegen beide, dann nahm sie das Blatt verstohlen aus ihrem Kleide und sagte: „Reichlin, ich habe etwas für dich", und begann ernsthaft, indem sie es in der geschlossenen Hand hielt: „Du mußt mir aber versprechen, nichts dagegen zu sagen. Lies es, als spräche ich mit dir."

Er nahm ihr das Blatt aus den Händen und las halblaut

„Was ist meinem Herzen?"

„Nicht laut, ja nicht laut!"

„Was ist denn dem Herzen?" frug er und sah sie wie besorgt an.

„Lies doch", sagte sie fast heftig. „Sprich aber nichts darüber."

Er las und blickte dann auf.

„Ganz gut, Käthe."

„Dir gefällt es?" frug sie.

„Ja, die Gedanken, die Empfindungen — aber der Ausdruck, Käthe!"

„Du solltest ja nichts dagegen sagen."

„Merke dir nur," fuhr er fort, „daß gerade die anscheinend formlosen Gedichte unerbittlich in der Form sind. Der Rhythmus ist unerbittlich. Wir wollen ein andermal darüber sprechen. Darf ich das Blatt behalten?"

„Ja, es ist für dich."

„Du bist ein Narr, Käthe", sagte er.

„Wie denn?" Sie hatte sich von der Bank erhoben und sah ihren Freund scheu an.

„Bleib nur", sagte er und faßte ihre Hand. „Da glaubt meine Käthe, ihre Sehnsucht gelte der Unendlichkeit, dem Unfaßbaren, und hat nicht den Mut, zu gestehen, daß sie ganz Sehnsucht ist, ganz Hoffnung, wie andere dumme Mädel auch."

Wie in Gedanken versunken, ließ Käthe sich wieder neben ihm nieder und sah hinauf in die dunkeln Baumkronen und sagte nach kurzem Schweigen aus ihren Gedanken heraus mit tief-bewegter Stimme: „Ach, du weißt gar nicht, wie gern ich lebe!"

„Was hast du, Käthe?" frug er und faßte ihre Hand.

„Es ist schmerzlich", fuhr sie fort, „und so unruhevoll, daß alles Gefühl die Sehnsucht wie einen Schleier erst be-beiseite schieben muß, damit man sehen und empfinden kann. Der liegt", fuhr sie langsam fort, „über allem, was ich denke und will."

„Was weißt du von Sehnsucht?" frug er liebevoll.

„Ja", sagte sie in einem wie hilfesuchenden Ton. „Die kenne ich, wie nichts auf der Welt." Sie erhob sich hastig, um zu gehen, und gab ihm die Hand. Reichlin hielt sie zurück.

„Bleib, Käthe. — Wann hast du das geschrieben?" Er zeigte auf das Blatt, das vor ihm auf dem Tische lag.

„Jetzt, vorhin", erwiderte sie.

„Bist du mit dir zufrieden, freut dich das?"

Käthe schüttelte den Kopf. Dann sagte sie: „Gar nicht, jetzt nicht — das Wenigste habe ich schreiben können. Es ist mir, als hätte ich das Beste wieder verloren. — Ich kann nichts zu Ende denken. Das ist wohl dumm — das peinigt mich oft."

„Setz dich", sagte Reichlin, lehnte sich zurück, dann wickelte er sich dicht in seinen Mantel, blies den Rauch seiner Zigarette in die Luft und schaute den Wölkchen nach, die in der lauen Nacht leise fortzogen, und sagte, wie für sich: „Nichts auf der Welt läßt sich zu Ende denken. Es ist kein Gedanke, der ein Ende verträgt. Jeder führt, immer weiter gedacht, zu seinem Gegensatz und zu sich selbst zurück. Das verstehst du wohl nicht? Das ist auch gut so. Es ist nichts für dich, und wenn du mich so reden hörst, halte dir mit beiden Händen die Ohren zu. Es ist immer ein Glück, sich zu beschränken, stehen zu bleiben. — Wer stehen bleibt — erreicht."

„Es wird so sein", erwiderte sie.

Man hörte ihr an, daß sie befangen war, als sie weiter sprach: „Aber Hoffnung erreicht ihr Ende, wenn sie erfüllt wird. — Dagegen kannst du nichts sagen. Du nicht und niemand. Und erreicht sie es dadurch nicht und ist so mächtig — so —," sie preßte die Hände an die Stirn und lehnte den Kopf etwas zurück, „dann erreicht sie es auch; aber anders — anders!"

Sie atmete schnell und erregt, und während sie noch im Sprechen war, stürzten ihr heftig Tränen aus den Augen.

„Was ist dir", sagte Reichlin sanft und bog sich über sie.

„Auch ich will glücklich sein", schluchzte sie heftig. „Ich bin so voll Unruhe und Besorgnis. Mir ist bange, denn mir scheint, daß zu viel getragen werden muß. Immer Neues kommt — und die Erinnerung — die Erinnerung!" rief sie, „die will das Herz auch nicht freigeben, die lastet schwerer darauf als alles Gegenwärtige. Da lieg' ich nachts und eine große Sehnsucht taucht auf. — Ach, du weißt es nicht und niemand", flüsterte sie leidenschaftlich. „Ich fühle, daß dies der Inhalt von meinem Leben ist, und bin erstaunt und erschreckt, wenn sich noch Unendliches dazwischendrängt und auch verlangt, erfaßt zu werden — da liegt alles, was ich erreichen

will, mir schwer auf. Ich möchte leben!" rief sie. „Ich möchte arbeiten, Reichlin; aber nicht nur, um durch die Arbeit zu vergessen. — Ich möchte denken und arbeiten und doch glücklich sein!"

Er unterbrach sie nicht und ließ sie in ihrer Bewegung über noch Unausgesprochenes weiterreden. Sie sprach unklar. So hätte sie ihr Geheimnis aller Welt anvertrauen dürfen, ohne befürchten zu müssen, verstanden zu werden. Ihr Freund aber kannte ihre Weise, Vertrauen zu geben, und folgte ihren Worten, wie er noch kurz vorher in seiner Einsamkeit mit Hingebung auf die abgerissenen Töne der Nachtigall gehört hatte, die geheimnisvoll aus der Dunkelheit drangen.

Nach dem Eindruck, den er machte, zu urteilen, gehörte er nicht in diesen stillen, abgeschiedenen Winkel, und unwillkürlich mußte man sich ihn im großen Treiben des Lebens denken. Er hatte die vornehme Gelassenheit in den Bewegungen, die oft einem in sich abgeschlossenen Menschen eigen ist, und jemandem, der im Bewußtsein seines Wertes sicher in jeder Lage aufzutreten gewohnt ist.

Er sah auf das junge Mädchen, das neben ihm saß und dessen Hand er, während sie bewegt sprach, in der seinigen hielt, besorgt nieder.

„Käthe," sagte er, „wäre es nicht gut, wenn du das, was dich bekümmert, aussprächest — nun, was denkst du? Du solltest sehen, daß ein ausgesprochenes Wort löst und befreit."

„Ich kann nicht, Reichlin, ich kann jetzt nicht, zu dir nicht, eher zu jedem Fremden. Ich kann nicht davon sprechen."

„Du möchtest mir es nicht gestehen?"

„Doch dir", erwiderte sie.

„Dann nimm die Kraft zusammen und sag es. Ich weiß, das wird gut tun. — Oder sag' es einer von den Schwestern — der Mama."

„Nein, nein," rief Käthe, „wenn jemandem, dann dir. Zu Hause würden sie mich nicht verstehen."

„Nun dann — dann mir. Glaub' mir, ich weiß schon mehr, als du denkst."

Er neigte sich ihr zu.

„Wenn man mit so einem Mädel alle Tage spricht und kaum jemanden anderes zu sehen bekommt und wenn das Mädel so ein dummes Ding ist, meinst du nicht, daß man es spürt, ob sie munter oder traurig kommt, und daß man nach und nach weiß, wie es um sie steht, auch ohne daß sie es sagt?"

„Du weißt es nicht, Reichlin."

„Ich sehe, daß meine Käthe nicht glücklich ist, und habe das lange gesehen", fuhr er bewegt fort. „Denke doch, wie hübsch ich dir geholfen habe, auch ohne daß du mir gestanden hast, was dich quält. Vertraue mir, ich weiß, das Leben bringt Schweres, und so ein tolles, heftiges Herz, wie du, fühlt alles doppelt schwer."

„Ach, Reichlin, wie gut du bist!" flüsterte Käthe bewegt, bückte sich auf seine Hand, die auf dem Tische lag, und berührte sie leise mit den Lippen.

„Meinst du das?" sagte er. „Nicht wahr?" Er faßte ihr Köpfchen zwischen beide Hände und sah ihr eigen in die Augen und sagte mit dem Ernste, der nur aus Erfahrung entspringt: „Ob unser Glück kommt, oder nicht kommt, beides ist Leben, Käthe."

„Für dich, Reichlin, du überschaust es," sagte sie hastig, und ihre Augen leuchteten schmerzlich auf, „wer aber darin steht," fuhr sie fort, „für den ist nur das eine Leben, das andere aber Tod."

„Ja, das ist so" — sagte er, „das scheint so — du fühlst es so — sprich. Ich verlange es, daß du sprichst. — Hörst du?" Er strich ihr über die Stirn, weil das Mädchen, wie abwesend, vor sich hinsah.



„Es ist der Traum" — sagte sie schwer aufatmend. — „Ich habe dir gesagt, daß ich einmal etwas geträumt habe, was in Erfüllung gegangen ist."

„Das hast du oft — ja, und immer so erregt, wie ich nicht möchte, daß du sprichst. — Was ist es mit dem Traum?"

„Nichts, der Traum ist nicht wahr", erwiderte sie mit zitternder Stimme. „Ich habe es nicht geträumt."

Er blickte mit einem ernsten Ausdruck auf sie nieder.

„Sprich, Käthe", sagte er.

„Ich will wahrhaftig —"

„Nun —"

„Ich will es dir sagen; aber so, wie ich gedacht habe, daß ich es dir einmal erzählen könnte", begann sie erregt. „Die Schuld am ganzen trägt ein Traum, doch ist es nicht so, verstehst du? Willst du es hören?"

„Ja", sagte er. „Vielleicht kommt der Augenblick nicht wieder, wo du reden kannst. Du brauchst nur weniges zu sagen —"

Käthe hörte kaum, was er sprach, sah unverwandt zur Erde nieder. Dann begann sie zaghaft, ohne aufzublicken. „Ich stand in meinem Zimmer, das ist der Traum," fügte sie leise hinzu, „und einer trat herein, den ich gar nicht kannte." Sie hielt inne.

„Meine gute Käthe!"

„Ich kann nicht — nein, ich will", sagte sie und hob den Kopf. „Er sprach mit mir. Ich hatte einen Eindruck von seinem Bewegen, von der Art, wie er sprach, und als ich erwachte, war es mir, als hätte ich einen Menschen kennen gelernt."

„Sprich weiter", sagte Reichlin.

„Den, den ich im Traum gesehen, dessen Stimme ich so deutlich hörte — das heißt, es ist nicht wahr, ich habe es nicht vorher geträumt, ich erzähle es dir nur so, der trat einmal

wirklich zur Türe herein. — Du warst dabei — auch noch andere."

Jetzt schwieg sie, tief aufatmend.

„Käthe — du meinst —"

„Nein, nein, nicht den Namen nennen, bitte, nicht!" Sie machte eine abwehrende Handbewegung und sah ihn flehend an. — Ihr Geständnis sollte ganz von Unausgesprochenem umgeben bleiben. Es schien, als habe sie, um sich vielleicht zu entschuldigen und verständlicher zu machen, durch das Einflechten des Traumes in ihre Erzählung das Tiefe, Unerbittliche einer Leidenschaft andeuten wollen.

„Ich will alles wissen", sagte Reichlin ruhig. „War es Ernst Santi?"

„Ja, der war es", sagte sie plötzlich gefaßt.

„Du sahst ihn öfters?" frug er.

„Ja, dreimal. — Ach, du hast vielleicht wieder von ihm gehört?" Sie legte ihre Hand in die seinige.

„Nie wieder, seit zwei Jahren, seitdem er bei uns war, als du und ich ihn sahen, nicht wieder", sagte Reichlin.

„Als er ging," fuhr sie langsam fort — „du weißt es ja, es war Gesellschaft bei uns, als ich ihn zuletzt sah. Zuletzt sprachen wir uns," sagte sie sinnend, „das war im Garten an dem Weigeliastrauch, der unten an dem Gewächshaus steht, da brach er mir einen Blütenzweig von dem Strauch und hielt ihn mir in mein Haar und sah mich an und sagte —"

Sie unterbrach sich. Es zuckte leicht um ihren Mund, ihre Stimme war unsicher, und sie preßte ihr Gesicht an den Arm ihres Freundes.

„Was er sprach, sage ich nicht, Reichlin. Später, nicht jetzt."

„Wie du willst."

„Ich wußte, Reichlin, daß er an mich denken würde — und wußte, wie er denken würde."



„Als er ging," fuhr sie bewegt und unter Tränen fort, „hörst du auch?" Sie hob den Kopf und sah Reichlin an. „Ach, du hörst ja nicht, du mußt es hören; denn ich sage nur wenig, und Worte sind so ein kleiner Teil von dem wenigen."

„Nun, als er ging?" frug er.

Sie schwieg.

„Ich kann nicht, Reichlin. — Ich wußte damals, daß er nach Rom wollte, um dort lange zu bleiben, und weil mir das Herz so schwer war, glaubte ich, daß ich ihn nicht wiedersehen würde. Und als ich ihm die Hand gab, und er mich ansah, und ich ihn wohl verstand. — Ihr wart alle dabei, oben im Zimmer — und du standest neben mir und hast nichts gemerkt — da war es mir, als erstarrte in mir jeder Gedanke vor Schmerz und Angst, daß er in Wahrheit gehen würde. Ich konnte alles nicht fassen, nicht mein Glück und nichts, das war ein angstvolles Empfinden. Dabei fühlte ich, wie das, was mich umgibt und durchdringt, auf eine entsetzliche Weise auf und nieder wogte. Ach, Reichlin," rief sie schmerzlich und drückte seine Hand fester, „und wenn ich jetzt an ihn denke und mir vorstelle, seit wielange ich nichts von ihm gehört habe, ob ich ihn wiedersehen werde — ob er vergessen hat — ob er kommen wird, da schwanken meine Gedanken so zwischen Qual und Glück, daß ich oft nachts vor Angst vergehen könnte."

Sie hatte ihr Gesicht in Reichlins Mantelfalten verborgen, so fest, als traue sie sich lange nicht, es wieder zu erheben, und sprach fast unverständlich, weil ihre Stimme sich durch Tränen und Bewegung durchkämpfen mußte.

„Und so wie ich empfand, als er mir Lebewohl sagte, so ist es mir, als empfände ich oft — und es quält mich, so wenig Herr über mich zu sein", schluchzte sie laut. „Seitdem bin ich nichts als Sehnsucht — nichts als Sehnsucht."

„Meine arme Käthe," sagte Reichlin innig, „weshalb hast

du nicht eher mit mir gesprochen. Wer weiß, du hättest dich nicht so gequält."

Er hielt das schmerzlich erregte Mädchen immer noch, wie zum Schutz, in seinen Armen und ließ sie, wie ein Kind, sich ausweinen. Als sie anscheinend ein wenig ruhiger war, frug er mancherlei, was sich auf den Ersehnten bezog — und die sanfte, volle Stimme ihres Freundes von dem lang verschwiegenen Geheimnis reden zu hören, machte auf Käthen einen eigentümlich lebensvollen Eindruck, als müsse alles, wenn er davon wisse, gut werden. Ihr Herz schlug weniger heftig, und sie atmete ruhiger.

Reichlin frug: „Was tatest du damals, als er gegangen war, sprachst du mit mir, blieben wir noch zusammen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Von der Nacht, als ich allein war, rede ich nicht, auch nicht mit dir. Eins will ich dir sagen, ich suchte, um meiner Herr zu werden, nach etwas, das Gleichgewicht mit meinen Schmerzen hielt, und fand es in der Todesangst. Ich habe damals ein paar Gedanken, das weißt du ja, aufgeschrieben. Dir war das nicht recht, erinnerst du dich noch?"

„Sprich, Käthe", sagte Reichlin.

„Ach, daß ich mit dir habe reden können, Nikolaus; aber sag etwas. Es ist doch ein wunderliches Gefühl, von dem ich eben spreche. — Vielleicht gehört es zum Leben, vielleicht empfinden wir alle so. Es gibt Gedanken, die zum Erstarren sind, und ich verwundere mich noch darüber, daß es mir geht wie allen anderen."

Von neuem weinte sie leise und immer heftiger.

Es gibt wohl keine tiefere Bewegung, als das mühselige Aussprechen eines lange verschwiegenen Leides.

Käthe hatte versucht, auszusprechen, und sie fühlte, daß es über ihre Kräfte ging, da überließ sie sich ihren Tränen ganz. Aber sie weinte unaufhaltsam und durchbebend, und er hielt das zitternde Geschöpf und dachte, wie ihr für den Augenblick

zu helfen sei. Die ganze Gewalt ihrer leidenschaftlichen Natur tobte in ihr, und sie schien immer weniger imstande, sich zu fassen.

„Du hast dich lange gequält und warst immer gut — nicht mißlaunig, unartig manchmal", sagte er in liebevollem Ton. „Ich denke, was für ein gutes Geschöpf du bist und so hübsch klug. Wir wollen glauben, daß alles gut wird — und ich helfe dir, du sollst sehen, ich helfe dir." Es war, als beruhigten das Mädchen die wenigen Worte schon, die er, wie zu einem Kinde, tröstend sprach. Sie hielt seinen Arm weniger fest umklammert und atmete langsam, tief und ruhig auf. Es verging eine gute Weile und Käthe weinte immer leise fort.

Reichlin strich ihr hin und wieder sanft über Haar und Wangen und sah, in Gedanken versunken, vor sich hin.

„Was mach' ich nur mit dir?" sagte er. „Wenn Mama nach Hause kommt, wird sie böse sein, daß sie dich nicht findet. Komm, suche ruhiger zu werden. Ich möchte dich so nicht von mir gehen lassen. Weine nicht mehr. Er hob ihr den Kopf in die Höhe. Sie hielt ihr Taschentuch fest in den Fingern, und er nahm es ihr sachte und trocknete die Tränen damit. Da lächelte sie. „So, jetzt geh' — geh' fort. Mache dir keine Gedanken.

Sieh einmal dahin — dort über dem Berge. — Siehst du den ersten Schimmer? Der Fleck Erde, der uns trägt, dreht sich der Sonne zu — und mit uns Millionen, die auf demselben Längengrade leben.

Hast du dir es schon einmal vorgestellt: ein Streifen um die halbe Erde hat Morgenröte.

Die Vögel sind wohl die ersten, die sich Guten Morgen sagen. Dann kommen wir daran. Guten Morgen, Käthe! — Guten Morgen, Herr Nachbar. Und mit uns wieder Millionen andere, in allen Sprachen, haben denselben Gedanken —

und nicht heute zum ersten Male, seit Tausenden von Jahren schon; seit die Welt steht.

Die Sonne geht auf. —

Auf, an die Arbeit, an die Jagd, ans Leben. Die Qual geht an. Was gibt's zu tun? Die Nahrung, die tägliche Nahrung. Arbeite! Erbeute!

Der Gedanke, von einem noch nicht ausgedacht, wälzt sich weiter, wälzt sich mit der Sonne weiter, über die Wipfel der Bäume, in die Schlupflöcher von Tieren und Menschen fort, über die Lande, die Berge, das Meer, das Eis, die Wüste, fort von Wesen zu Wesen, ohne auszuruhen, ohne einen Augenblick innezuhalten, und steht nicht still — und der Gedanke ist so alt, wie die Sonne selbst.

Und die Sonne steigt höher — allmählich höher, und mit ihr wachsen und wechseln die Gedanken.

Sie fällt — des Tages Spiel ist aus — erreicht, satt — oder unbefriedigt, müde, so, seit Ewigkeiten, ewig, so lange wir denken, dasselbe — und auch ohne uns Menschlein.

Merkst du nun, worauf ich hinaus will?

Sind es wohl, so ganz uns eigen, deine und meine Gedanken?

Oder sind es gar die Gedanken der Mutter Erde — und wir plappern sie nach und bilden uns ein, als dächten wir sie ganz allein?

Und mache dir klar: Gleichzeitig ist auf Erden Morgen, Mittag, Abend und Nacht.

Von je — und gleichzeitig denkt sie die Gedanken, hier erwachen — dort schlafen, hier arbeiten — dort ruhen.

Wie soll ich dich nur trösten? Du bist noch so jung, deshalb hoffe du. Es gibt viel Glück auf Erden; aber Käthe, es gibt auch eine Art, Glück und Unglück zu ertragen, die ich dir lieber noch als Glück selbst schenken möchte. Stell dir vor, unsere Gedanken, Freuden und Qualen steigen wie aus der Erde auf, berühren

und treffen uns, gehen über uns hinweg, wie das Rauschen des Windes über die Wipfel der Bäume. Wir haben weniger Teil an unseren Gedanken, an unserem Glück und Unglück, als wie es uns scheint, wir sind weniger wir selbst, wir sind mehr Teil des Ganzen. Versteh das, meine Käthe. Gewöhne dich daran, nicht an dich, als an ein von allen übrigen abgesondertes Geschöpf zu denken, dann mußt du fühlen, daß wir unabwendbar über uns ergehen lassen müssen, was wir mit jedem und allen zu tragen haben. Was über uns hereinbricht, ist unabwendbar, und es bleibt nichts, als zu dulden und zu tragen, und von je höherem und umfassenderem Standpunkt wir es anschauen, desto gelassener werden wir sein, und desto leichter wird uns alles werden. Das ist ein Trost. Vielleicht ergreifst du ihn einmal.

Ob es wohl wirklich Trost war, den Käthe nach den wenigen Worten ihres Freundes empfand? Oder war es Müdigkeit, die ihr Ruhe brachten, oder die Stimme Reichlins, die ihr tröstlich zu hören war? Wer weiß?

Was er zu ihr sagte, wurde von ihm gewißlich empfunden. Manchem mag es als ein nutzloses Bemühen erscheinen, ein junges Geschöpf aus seiner natürlichen Sphäre, die das allerpersönlichste Hoffen, Verlangen und Leben ist, herauszureißen und einen Trost aufzunötigen, der der Jugend, die durch ihre Gaben und Vorzüge sich aus den Massen zu erheben scheint, fernliegt, die den Tod als etwas Unwahrscheinliches darstellen möchte und das Glück als Lebenselement.

Nikolaus Reichlin war erst durch den Tod seines Stiefbruders Alexander, der mitten aus erhöhter Tätigkeit gerissen wurde, der Familie näher getreten. Der Bruder hatte eine Maschinenfabrik übernommen und war in das Städtchen übergesiedelt, hatte sich angekauft und sein Vermögen

zur Vergrößerung und Erneuerung der Fabrik verwendet. Die unausgesetzte Arbeit und Überanstrengung beschleunigten bei ihm den Ausbruch eines Nervenleidens. Mit widerstrebendem Herzen hatte er sich entschließen müssen, das begonnene Werk unvollendet zu lassen und in Abgeschiedenheit und Ruhe seine Wiedergenesung zu erhoffen. Er war nach Italien gereist, um dort mit seinem jüngeren Bruder zusammenzutreffen. Die Überzeugung, bei diesem Bruder Ruhe und Hilfe zu finden, hatte ihn hoffnungsvoll zu dem Entschlusse getrieben. Er starb in Italien.

Als Nikolaus Reichlin nach Alexanders Tode kam, um die Leitung des in der Zeit der Krankheit des Besitzers schlecht verwalteten Geschäftes zu übernehmen, erwartete man, einen Sonderling erscheinen zu sehen, der dem Bilde gliche, das man sich aus allerlei Nachrichten über ihn im voraus gebildet hatte. Und man war erstaunt, einen ruhigen, liebenswürdigen, durchaus vornehmen Mann zu finden, der allerdings mit größter Zurückhaltung sich vor allem Verkehr abschloß, aber auf jedermann, der ihm nahe kam, einen eigentümlichen Eindruck machte. Man wußte von ihm und seinem Vorleben nichts eigentlich Bestimmtes. Man erzählte sich, daß er nach beendetem Studium nach Italien gezogen, daß er dort in allem, was Kunst heißt, aufgegangen sei, daß er in eine vornehme Römerin sich verliebt und die Ehe mit dieser nach kurzer Zeit wieder gelöst habe. Danach aber wußten sie, daß er lange Jahre wie ein Einsiedler auf Capri zugebracht hatte.

Reichlin hatte damals, bei seinem Eintritt in das Geschäft, böse Zeiten durchzumachen gehabt. Man wußte auch, daß er gleich anfangs mit einem Teil seines Vermögens einstehen mußte, um das Ganze im Gang zu erhalten.

Für Käthe, die älteste Tochter seines Bruders, hatte er von der ersten Zeit seiner Ankunft an ein lebhaftes Interesse gezeigt. Er übernahm ihren Unterricht. Sie war täglich stun-

denlang in seiner Gesellschaft, und er schien sich an dem Zutrauen, welches das Kind ihm zeigte, zu erfreuen.

Er mußte Schweres durchlebt haben, mußte arm an Glück sein, das zeigte seine Hingabe an das junge Geschöpf. Niemand sah Käthen als etwas so Ausgezeichnetes an, daß es begreiflich gewesen wäre, weshalb ein Mann wie Reichlin all seine Fürsorge, seine Zeit, seine Güte an sie verwendete.

„Er ist ein närrischer Mensch", sagten die Bekannten, die im Hause verkehrten und sahen, welchen Aufwand dieser Reichlin trieb, um die Launen und Einfälle des jungen Mädchens zu befriedigen.

Man staunte über die Anlage zu einer Gärtnerei, die mit einemmal geschaffen wurde.

Reichlin hatte dazu ein Stück Land angekauft, das er von seinem Fenster aus überblicken konnte, wo Käthe täglich, unter Anleitung eines alten Gärtners, arbeitete. Er hatte ein Gewächshaus aufführen lassen, in dem das Mädchen Winter und Sommer von frühesten Morgenstunden an beschäftigt war. Jetzt bauten sie gar einen Pavillon, und Käthe zeichnete und entwarf die Gartenanlagen, die diesen umgeben sollten. Er unternahm mit ihr Ausflüge nach wohlrenommierten Gärtnereien, als läge alles daran, daß sie das Handwerk von Grund aus lernte.

Anna Reichlin, die Mutter Käthes, hatte das Sich-innig-miteinander-Einleben der beiden zuerst verwundert mit angesehen, dann aber hatte der ungewohnte Bildungsweg, den Reichlin für ihre Tochterr gewählt hatte, sie mit Besorgnis erfüllt, wenn sie an die Zukunft des Mädchens dachte, die ihr nicht mehr so einfach vor Augen lag, wie sie solche für die Tochter wohl gewünscht hätte.

Als Käthe Nikolaus Reichlin verlassen hatte, schlüpfte sie die Wege nach ihrem Zimmer zurück, schloß, als sie wieder eingetreten war, Tür und Fenster und legte sich zur

Ruhe. „Er wird mir helfen“, sagte sie leise und schloß friedlich die Augen.

Nach einer Weile erwachte sie wieder. Sie mußte eben erst eingeschlafen sein. Jemand bewegte sich in ihrem Zimmer.

„Käthe, wachst du?“ rief leise eine Stimme.

„Ja, Mutterchen“, erwiderte sie.

„Ist es dir wirklich nicht wohl gewesen?“

„Nein,“ sagte Käthe und richtete sich in dem Kissen auf, „mir ist ganz wohl; aber, weißt du, ich halte es unter den Leuten nicht aus — du kannst es glauben. Ich passe nicht zu ihnen; sie bekümmern sich auch nicht genug um mich. Wie haben sich die anderen vergnügt?“

„Gut. — Mitgenommen wirst du sobald nicht wieder,“ sagte die Mutter in erregter Weise, „man kommt in die größte Verlegenheit, wenn du so mir nichts dir nichts davonläufst.“

„Nimm mich nicht wieder mit, aber sei nicht böse“, bat Käthe und faßte nach der Mutter Hand.

„Geh', wer wird sich immer in allen Dingen so nachgeben“, seufzte diese auf, machte ihre Hand, die Käthe zwischen den ihrigen hielt, energisch frei und ging zur Tür.

„Du wirst wohl doch böse sein“, rief das Mädchen ihr nach und verbarg das Gesicht in den Kissen.

„Nicht wahr, morgen kommt Mariannens Bräutigam?“ frug sie, wie es schien, um noch schnell auf etwas anderes zu kommen.

„Ja morgen.“ Mit diesen Worten ging die Mutter zur Tür hinaus. Jetzt öffnete sich das Nebenzimmer und die Schwestern traten ein, zwei hübsche Mädchen, Marianne trug ein Licht in der Hand, trotzdem der Morgen schon stark dämmerte, und setzte es auf den Tisch.

„Sie ist in Gedanken“, sagte Lily und blies es lachend aus. — „Ich werde es Heinrich erzählen, was du alles ver-

kehrt gemacht hast in den letzten Tagen, der wird sich freuen" — hier brach sie in ihrer Lebhaftigkeit ab und wendete sich zu Käthe.

„Wir sind alle recht böse auf dich", begann sie ausdrucksvoll.

„Das weiß sie," erwiderte Marianne, „aber deshalb macht sich die Prinzeß nicht viel Sorge."

„Doch", sagte Käthe.

„Nun, dann würdest du der Mutter nicht jedesmal, wenn du die Gnade hast, mitzugehen, einen neuen Ärger machen." Damit gingen die beiden in ihr Stübchen, ließen die Tür hinter sich zufallen, und lange noch hörte Käthe sie miteinander schwatzen.

Am anderen Morgen war der Kaffeetisch unter den großen Buchen gedeckt. Die Mutter saß mit Lily und Marianne, den Schwestern Käthens, die beide frisch in die Helligkeit hineinsahen, schon eine Weile beim Frühstück. Der gestrige Abend wurde eifrig durchsprochen, und die Erwartung von Mariannens Bräutigam, der am Abend kommen wollte, um einige Tage mit seiner Braut zu verbringen, belebte alle.

Den Weg herauf kam Reichlin; die drei bemerkten ihn erst, als er ganz nahe gekommen war.

„Guten Morgen!" rief er mit klangvoller Stimme.

„Onkel Nikolaus", sagten die Mädchen und standen auf. Er trat zu ihnen an den Tisch und reichte der Mutter die Hand.

„Guten Morgen," sagte er noch einmal, „wo ist Käthe?"

„Die schläft noch", erwiderte die Mutter. „Gestern war sie wieder nicht zu halten. Kaum, daß sie ein paar Stündchen geblieben ist. Ach, Nikolaus, Sie sollten doch versuchen —" sie seufzte tief auf.

Da kam Käthe, und die Mutter brach in dem, was sie sagen

wollte, ab. Reichlin ging Käthe entgegen und reichte ihr die Hand. „Gut geschlafen?“

„Ja, und lange geschlafen“, erwiderte sie lächelnd.

„Komme mir bald nach, wir müssen nach dem Pavillon sehen“, sagte er, grüßte und war hinter dem Hause verschwunden. Er schien nur Käthens wegen gekommen zu sein.

„Also willst du heute wieder nicht mit uns arbeiten?“ frug die Mutter, als Käthe um Erlaubnis gebeten hatte, bald gehen zu dürfen.

Käthe antwortete nicht gleich und dann etwas zaghaft: „Ich werde bei Reichlin zu tun haben, denk' ich.“

„Denke ich,“ lachte Marianne auf, „als wenn sie das nicht so genau wüßte, wie irgend etwas.“

„Nun, geh nur“, sagte die Mutter. „Marianne wird dir einmal für deine Hilfe an ihrer Aussteuer recht dankbar sein müssen.“

„Soll ich bleiben?“ frug Käthe zögernd.

„Nein, geh.“

Sie trank schnell ihr Glas Milch, hing ihren Hut an den Arm und fort war sie.

Sie holte Reichlin im Walde ein. Beide gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Er blieb stehen und schlug seinen Mantel gegen den leichten Ostwind fester um die Schultern.

„Was mir einfällt,“ begann sie lebhaft, „denke dir, Pulsatilla wächst am westlichen Abhange vom Buchenberg, ganz nahe der kleinen Schlucht, du weißt doch? Wir müssen aber bald hingehen, jetzt steht sie schon in voller Blüte.“

Das sagte sie, weil Reichlins Schweigen sie bedrückte, und ihr nichts anderes einfiel. Das Herz klopfte ihr bei jedem Atemzug.

Sie kamen auf den uns schon bekannten Wiesenplatz, auf der Höhe des Hügels.

Lebendig regte es sich jetzt da oben, Arbeiter waren be-



schäftigt, Steine zu behauen. Auf dem Gerüste an der Rundmauer standen zwei und legten die letzte Hand an eine Reihe kleiner Säulen, die oben schon fest auf der Höhe der Rundmauer standen.

„Siehst du, Käthe," sagte Nikolaus, „glaubst du mir, daß wir in vier Wochen fertig werden?"

„Du wirst recht haben", erwiderte sie. „Gestern nacht war ich hier und stellte mir vor, wie das Dach auf den Säulen ruhen würde, und begriff, daß sie nicht höher sein dürfen. Es wird ganz herrlich werden, wenn man in dem Rundbau steht und die Buchen zwischen Dach und Mauer hereinschimmern. Ein wenig hab' ich doch zu dem Gedanken mit beigetragen, nicht wahr?"

„Ja, Käthe, übrigens die glücklichste Idee bei unserem Bau ist der kleine Vorhof, der gibt dem Aufenthalt etwas Abgeschlossenes."

„Wenn sie sich nur beeilen", begann Käthe lebhaft und trat durch die Türöffnung in den Vorhof, wie sie ihn benannt hatten, ein. „Man muß ans Pflanzen denken. Die Winden vertragen das Versetzen sonst nicht mehr. Auch all die anderen Pflänzchen sind schon weit heraus, und die Kürbisse, die muß ich dir zeigen, tun, als wollten sie die Töpfe sprengen. Wenn die nicht bald herauskommen, das wäre sehr schade; aber du sollst sehen, im August haben wir einen grünen Vorhof; nur hier und da wird man von der Mauer noch etwas sehen. — Laß uns jetzt die Rosen betrachten, ich habe dir es noch gar nicht gesagt; aber einige, und die allerschönsten gerade, haben Knospen angesetzt."

Rings um das Gartenhaus waren Rosenstöcke und Sträuche auf dem Wiesenplatz willkürlich verstreut.

Käthe blieb vor manchen stehen, bog behutsam die Krone herab und zeigte ihrem Freunde, indem sie zart die rötlichen Blättchen auseinanderbog, die Boten des künftigen, farbenreichen Sommers.

Dann gingen sie miteinander den Hügel hinab, um zu sehen, ob Friedrich an Stelle der Langschläferin Käthe seine Arbeit getan hätte.

Als sie in die Nähe des Gewächshauses kamen, lief sie voraus. Sie freute sich jeden Morgen neu, ihre schönen Pfleglinge wiederzusehen, an anderen Tagen machte sich Käthe schon in erster Frühe an die Arbeit. Auf dem niederen Glasdach, auf das sie zugingen, lag die Sonne. Einige Scheiben waren mit leichten Binsenmatten verdeckt; andere halb geöffnet, und das frischeste Grün schimmerte durch jede Lücke und durch das dunstige Glas.

Nahe der Tür stand ein über und über blühender Weigeliastrauch, dessen lange, schwanke Zweige sich unter der rosa Blütenlast gesenkt hatten.

Käthe blieb davor stehen, und als Reichlin zu ihr trat, sagte sie: „Sieh nur, wie schön er blüht."

„Ja, das ist dein Strauch", erwiderte er und legte ihr die Hand auf die Schulter. — „Ich gehe jetzt, du wirst heute morgen nicht viel zu tun finden. Wenn du nachgesehen hast, komme zu mir."

Er ging, und Käthe öffnete die Tür, die in das Gewächshaus führte. Das war ein beglückender, lebensvoller Raum, in den sie trat. Die stille, feucht durchwärmte Luft umgab jedes Knöspchen, jedes Blatt heilsam. Kein Staub, kein Windzug! Alles war hier heimlich und geborgen.

Jeder Platz in dem kleinen Glashaus schien sorgsam ausgenützt zu sein. Es waren hier keine voll entwickelten Pflanzen zu sehen, nur zwei große, schöne Palmen, die gleichsam in ihrer Vollkommenheit den anderen zum Vorbild aufgestellt zu sein schienen, denn zwischen ihnen auf einem dunkelfeuchten Holzgestell standen verschiedene Sorten der breit- und schmalblätterigen Phönixpalme, auch ein paar kleine Fächerpalmen, die ihre ersten Blätter hellgrün und frisch entfaltet hatten, daneben Kamelienpflanzen, kräftig gedrungene Din-

ger, die nächsten Februar und März es wohl zu Blüten bringen konnten. — Und über den Heizungsröhren, ganz am Fenster, eine Reihe Azalien, an denen hier und da eine verspätete Knospe noch von vergangener Blütenpracht übrig geblieben war. Eine kleine rotscheckige Azalie trug schön entwickelte Blumen. Es war das erstemal, daß sie blühte, und Käthe richtete jetzt ihre besondere Aufmerksamkeit auf diesen Schützling.

Die verschiedensten Sorten weißer und roter Primeln, Reseda, Pelargonienpflänzchen, allerlei Kasten mit Sämereien und Stecklingen füllten jeden Winkel.

Am Ende des Treibhauses war ein kleiner Raum durch eine festgefügte Glaswand abgeteilt; dahinter schimmerte es grün und feucht, feinblätterig und zierlich. Der warme Dunst hing tropfend an den grün überlaufenen Scheiben, von denen Käthe eine öffnete, behutsam, damit nicht viel kühlere Luft in die warme Feuchtigkeit dringen sollte. Auf tiefschwarzer Erde wuchsen die mannigfaltigsten Farrenkräuter, von größter Zartheit und hellster Frische. In jeder Mauerritze grünte es, jedes Stäbchen, jedes Stück Baumrinde, das wohlbedacht seinen Platz in dem grünen Schmuckkästchen gefunden hatte, war von Moos überwachsen, das in seinen Eigentümlichkeiten und Vollkommenheiten von Käthe gepflegt und beobachtet wurde. Von der Decke des kleinen Warmhauses hingen, um den Raum gut auszunützen, Erdkasten mit allerlei Blattwerk herab; auch die Wände dieser Kästen waren von einer keimenden, unendlich zarten Pflanzenwelt lebendig überhaucht. Auf Käthens Gesicht lag eine glückliche Ruhe, als sie in dieses behutsam gepflegte Gedeihen blickte.

Daß Friedrich schon alles versorgt hatte, war ihr nicht recht, und als sie Umschau hielt, ob nichts vergessen sei und ob sich für sie etwas zu tun fände, fielen ihre Blicke auf einige junge Fuchsienpflanzen, die dieser Tage umgesetzt werden sollten. Sie nahm, so viel sie von den kleinen Töpfen umfassen konnte,

und trug sie hinaus vor das Gewächshaus, dort stellte sie sie in Reih und Glied auf einen eingerammten, großen Tisch, der von dem blühenden Weigeliastrauch fast überschattet wurde. Das war ihr Arbeitstisch. Da standen aller Art Gartenkörbe, eine Kiste mit Moos, von dem sie gebrauchte, um die Pflanzen, ehe sie sie mit einem Stab verband, zu umlegen, damit kein Druck, keine Reibung sie schädige. Ein starkes Bund Bast hing an einem Nagel an der Seite des Tisches. Verschiedene große und kleine Kisten mit Erde und Stöße von Blumentöpfen in jeder Größe lagen in nächster Nähe unter dem vorspringenden Dach des Gewächshauses. Die ganze Einrichtung machte den Eindruck von Ordnung und Zweckmäßigkeit. Käthe war mit frischem Ernste bei der Sache. Sie nahm einen dichtgeflochtenen Korb und mischte aus den verschiedenen Erdarten, die unter dem Dache standen, eine Erde, die ihren Fuchsien zuträglich sein mochte. Sie tat dies mit Hingabe und Ruhe, und alles ging ihr geschickt vonstatten. In dem schönen Morgenlicht bei dem Anblick der stetigen, friedlichen Arbeiterin konnte man nicht an das leidenschaftlich erregte Mädchen der Nacht glauben.

Hinter dem Gewächshause dehnte sich ein Stück Gartenland aus; langgezogene Beete wurden von geraden Wegen durchschnitten. Jedes Beet trug seine besondere, wohlgepflegte Pflanzengattung. Der ganzen Anlage sah man an, daß es hier nicht um Schönheit und Abwechselung zu tun gewesen war, sondern daß man allein das günstige Sichentwickeln der verschiedenen Gewächse im Auge hatte.

Da waren Astern, Levkoien, allerlei Sommerblumen, die jetzt ihr kräftiges Krautwerk ausbreiteten, alle Arten Gemüse, Erbsen und Bohnen an ihren Stangen schon gehörig aufgerankt. Von denen konnte Käthe in nicht allzu langer Zeit die Erstlinge zu Markte in das Städtchen schicken. Es war ihr das vorige Jahr schon gelungen, Geschäfte aller Art mit den Erzeugnissen ihrer Gartenkunst zu machen.

Ein Bauer aus einer benachbarten Gemeinde hatte ihr im Herbst Obststämmchen abgenommen, die sie selbst gezogen und veredelt hatte. Dieser glückliche Handel wurde der Antrieb, die kleine Baumschule am Ende des Gartenlandes zu erweitern. Die Rosen, die um den Pavillon standen, waren auch aus dieser hervorgegangen; also arbeitete Käthe mit gutem Erfolg und konnte dankbar und froh sein.

Sie fand jetzt, nachdem sie mit dem Umsetzen ihrer Fuchsien zustande gekommen war, noch hier und da etwas zu tun, so daß reichlich zwei Stunden vergangen waren, ehe sie sich aufmachte, um zu Reichlin zu gehen, und noch im Gehen musterte sie ihre Pfleglinge, half einem auf, den das morgendliche Begießen zu heftig überkommen und niedergedrückt hatte, sah nach den Erdbeerbeeten und fand, daß dort vorzusorgen sei. Die schwankenden Stengel wurden schon von überreicher Fruchtlast niedergezogen, und jeder Beerstock mußte sorgfältig gestützt und gebunden werden. Das war für die kühlen Abendstunden Arbeit. Sie las fürs erste ein paar Schnecken ab, die ihr unter die Finger kamen, legte unter schön entwickelte Früchte, die schon rötlich überhaucht waren und schwer an ihrem Stengel herabsanken, ein paar Blätter, damit sie nicht bis zum Abend von dem Wurmvolk angefressen würden.

So hielt sie sich noch lange auf, ging noch einmal in das Gewächshaus zurück, um sich dort die Hände zu spülen, und stand bald darauf vor Reichlins Haus.

Wir kennen es schon, bis zum First war es an der südlichen Seite von Efeu und wildem Wein überwuchert. Die wenigen Stufen, die zu einer leicht gezimmerten Veranda führten, stieg sie hinan. Von dem Gartentisch flog lärmend ein Schwarm Spatzen auf.

Es war Nikolaus Reichlins Arbeitszimmer, in das sie jetzt trat, ein Raum von angenehmen Verhältnissen, die Fenster, die für die Außenwelt durch ein dichtes Gerank fast ver-



borgen waren, standen weit offen, und die Sonne schien durch das Blätterwerk und verbreitete im ganzen Zimmer einen grünen, wohltätigen Schimmer.

Reichlin saß an seinem Arbeitstisch und schrieb. Als Käthe eintrat, blickte er auf.

„Nun, wie steht es?" frug er.

„Gut," sagte sie, „draußen an deiner Veranda sollten wir doch noch einen von unsern Kürbissen pflanzen, die überwachsen schnell, und es ist noch ein tüchtiges Stück Gitterwerk kahl geblieben."

„Vielleicht" — sagte Reichlin. „Bring erst die Pflanzen dort in Ordnung." Er erhob sich und legte ihr einen Stoß grauen Papieres auf den Tisch. „Bleib' hübsch dabei, bis du fertig bist", fuhr er lächelnd fort. Käthe legte die Blätter auseinander und zerstreute sie über den ganzen Tisch. „Das wird etwas Gutes werden", unterbrach er sie. „Nicht alles auf einmal, nacheinander."

„Noch eins, ich habe eine Bitte an dich", sagte er und wandte sich ihr zu.

„Nun?" und Käthe sah ihn erwartungsvoll an.

„Versprich mir," begann Reichlin und nahm ihre Hand in die seine, „daß du mir zu Liebe deine Streifereien nachts im Garten aufgeben willst. Es ist nicht gut für dich, glaube mir."

Käthe hörte ihn an, erwiderte nichts und begann die grauen Blätter zu ordnen.

Er arbeitete weiter.

Nach einer Weile legte er die Feder beiseite und wendete den Kopf nach Käthen um. Die kniete auf dem Stuhl am Fensterbrett und kritzelte eifrig mit dem Bleistift in ein Heft. Die grauen Löschblätter lagen längst vergessen auf dem Tische.

„Käthe", rief Reichlin. Sie fuhr zusammen.

„Was treibst du da?"

„Ich?" frug sie verwirrt.



„Willst du nicht lieber hier endigen?" damit zeigte er auf die Blätter, die zum Teil am Boden verstreut lagen. Sie begann dieselben aufzusammeln und machte sich von neuem an ihr Werk.

Er war an das Fenster getreten und blickte in das Heft, in das sie geschrieben, dann sagte er:

„Ganz wie du willst, schreibe oder schreibe nicht. Tue es, aber laß es anders werden, etwas anderes. Unerbitterlich, habe ich dir schon oft gesagt, auf das Ziel losgehen; nicht immer dies ewige Abspringen, nicht das Sich-in-Kleinigkeiten-Verlieren."

„Das wird mir schwer werden, begreifen tue ich es wohl", erwiderte Käthe.

„Zum Beispiel, denke dir, es fängt einer seine Erzählung vielleicht so an: In Ravenna lebte eine schöne, reiche Witwe — vielleicht schreibt er dann — was denn? die hatte sich irgend etwas in den Kopf gesetzt, wollen wir einmal sagen, da begab es sich — nun geht es unaufhaltsam weiter. Verstehst du, Käthe? Lies Grimms Märchen, da wird es dir klar werden, was ich meine. Aber ich wollte auf etwas kommen," fuhr er fort und ging im Zimmer auf und nieder, „da es doch einmal mit deiner Schreiberei nicht zu ändern ist, wie es scheint, du sollst mir etwas ganz ohne Übertreibungen und Abschweifungen erzählen. Zum Beispiel beschreiben, wie wir uns zuerst begegneten; ungefähr kannst du mir die Verhältnisse andeuten, unter deren Einfluß es geschah; aber nur mit wenig Worten. Länger als eine, höchstens zwei Seiten dürfte es nicht werden. — Was hast du denn?" frug er.

Sie lachte.

„Nun?"

Sie erhob sich und nahm das Heft, welches er wieder auf das Fensterbrett gelegt hatte, und schlug die letzten Seiten auf. „Nein, doch nicht", sagte sie zaghaft und schlug es wieder zu.

„Was hast du denn?" frug er.

„Weißt du, du weißt wohl nicht mehr", und fast scheu sah sie zu ihm auf. „Du hast mir dasselbe schon vor acht Tagen gesagt."

„Bravo, du hast es also geschrieben?"

„Ja", erwiderte sie.

„Also lies."

„Ich kann nicht, es ist recht erbärmlich geraten."

„Nur zu."

„Dann bitte," sie sah ihn flehend an. „setze dich dorthin, ganz dorthin."

„Wie du willst."

Sie drückte sich in die Fensternische hinein und begann mit unsicherer Stimme:

„Vor sechs Jahren saßen wir, die Mutter, Marianne, Lily und, ich im Eckzimmer. Wir trugen alle Trauerkleider. Vor wenigen Wochen war der Vater fern von uns gestorben. Wie mir es um das Herz war! — Im tiefsten Wesen —"

„Nein, nein, Käthe", unterbrach er sie. „Ruhiger, trockner; nicht gleich so gefühlsüberschwenglich, mehr verschweigen, mehr erraten lassen. Die Ereignisse sollten von einer Atmosphäre umgeben sein, die der Leser empfindet, über die er sich jedoch kaum Rechenschaft zu geben vermag. Er muß sich von etwas berührt fühlen, was eben nur zu fühlen, nicht zu erklären ist."

Sie suchte in den Zeilen. — „Hier! Die Mutter war für uns Liebe und Güte. — Nein, hier noch nicht. Laß mich das alles überspringen, es ist nicht gut."

„Wie du willst; aber weiter."

Sie las. „Ich stand auf und ging hinans, zur Treppe hinunter. Die Mutter kam mir nach und hielt ein Tuch in der Hand, das sollte ich umtun. Ich kam wieder zurück, und sie legte es mir fest um die Schultern. Es war auch abends nach fünf Uhr und beinahe dämmrig. Nun rannte ich die Treppe hinab, denn ich konnte es nie lange im Zimmer aus-

halten. Da rief mir die Mutter wieder nach: „Käthe, nimm dein Kleid in acht, es ist feucht draußen.“ Das war mein erstes langes Kleid, und ich hatte meine Not damit. Als ich vor das Haus kam, was sah ich? Ein Wagen hielt am Tor, und ein Mann im blauen Mantel kommt den Weg herauf, bleibt stehen und sieht sich um. Ich wie der Wind hinter das Haus. Ich höre ihn eintreten. Wenn das nicht der Onkel ist, denke ich.“ Jetzt unterbrach sie sich. „Du, Onkel nenne ich dich doch nie. — Weißt du, daß es die anderen tun, begreife ich gar nicht. Daraus seh' ich klar, daß sie dich nicht kennen, Onkel könnt ich dich nicht nennen“.

„Weiter.“

„Ich wußte, daß er kommen würde,“ fuhr sie fort zu lesen, „um Ordnung in die Verwaltung des Geschäftes, das dem Vater gehörte, zu bringen. Er war es, ich zweifelte nicht; aber hinaufgehen — nein. Mir schlug das Herz, denn ich war sehr scheu, noch mehr als jetzt.“

„Das sagt man nicht,“ warf Reichlin dazwischen, „wenn man von sich spricht, wenigstens nicht so klar wie: Ich war sehr scheu, ich war sehr schön. Wenigstens mir liegt das so im Gefühl.“

Sie las mit leiser Stimme weiter: „Immer dämmriger wurde es. Es fröstelte mich und ich ging den Weg hinter dem Hause auf und nieder. Als ich mich wieder einmal umwandte, wer kam mir entgegen? Der Onkel Nikolaus. Jetzt blieb ich stehen, denn auf und davonrennen konnte ich doch nicht. Er kam auf mich zu und sagte: „Ich wollte die Käthe selbst finden, das ist sie wohl?“

Er nahm mich bei der Hand und wir gingen dem Hause zu.

„Komm, Käthe“, sagte er, „dein Vater hat von dir gesprochen, beinahe nur von dir, als er starb. Ich werde wahrscheinlich eine gute Weile bei euch bleiben. — Was sagst du dazu?“

So frug er mich, das war sonderbar. Ich wußte nichts zu erwidern.

Damit wäre die Geschichte eigentlich zu Ende;" sie rollte ihr Heft zusammen. „Aber noch etwas habe ich dazu geschrieben, darüber, bitte, lache nicht."

„Nun, laß hören, Käthe."

„Soll ich?"

„Ja, gewiß", sagte er und ging im Zimmer auf und nieder.

„Da dachte ich am Abend, ehe ich schlief, der wird dich vielleicht die Welt kennen lehren. Wie ich gleich zuerst auf den Gedanken kam, weiß ich nicht recht. Es wird wohl eine Vorahnung gewesen sein — und dann dachte ich noch weiter: Wenn er nur lange bleibt! Ich hatte schon damals etwas wie Angst vor dem Leben und fühlte eine Ruhe und Sicherheit, wenn ich mir vorstellte, daß ich durch ihn manches verstehen lernen würde. So, nun ist es zu Ende."

„Es wird schon werden, freilich, ganz anders als ich wollte; — aber nicht übel, vor allem einfach aus eigenem Empfinden."

Nun setzte er sich wieder zu seiner Arbeit und las mit aufgestütztem Kopfe. Es war ganz still. Ein leichter Wind bewegte die Ranken vor dem Fenster, und die Sonnenstrahlen funkelten durch jede kleine Lücke in dem grünen Gewirre. Bald hier, bald da leuchtete es im Zimmer auf. Käthe war wieder dabei, die Pflanzen zwischen die grauen Bogen zu ordnen und bemerkte nicht, wie schon nach einer Weile Nikolaus Reichlin sich umgewandt hatte, und daß seine Blicke auf ihr ruhten.

„Käthe," sagte er, „wir wollen zueinander halten, du sollst mir mehr vertrauen, hörst du, nicht nur in Erregung, auch in ruhigen Stunden und du sollst mir hübsch folgen. Ich möchte dich im Leben heimischer machen, und das Leben ist eine schwere Sache. Ich möchte, daß du alles, was du tust, mit Ernst tätest, auch wenn nicht viel damit erreicht werden

kann. Unser Dasein wird dadurch lebendiger und ausgebreiteter, und es kann uns nicht mit einemal alles genommen werden. — Hast du über das, was ich dir gestern sagte, nachgedacht?"

„Ja," sagte Käthe, „heute, als ich im Garten zu tun hatte."

„Versuche es einmal," fuhr er fort, „dich immer, wie ich es dir gestern schon sagte, in einer unendlichen Kette von Geschöpfen vorzustellen, die in demselben Augenblick mit dir atmen, die auch denken und fühlen, ja, in denen mit dir zugleich dieselben Gedanken erweckt werden. Versuche es, vielleicht ist es dir gut. Alles, was geschieht, bringt unaufhörlich Leben, Böses so viel wie Gutes, Glück so viel wie Unglück. Nicht, was wir erleben, ist unser Schicksal, das, was wir werden, ist es. Das gefällt dir nicht, nicht wahr? aber es ist so", sagte er, stand auf und ging im Zimmer auf und nieder.

„Ich spreche aus Erfahrung, ich selbst lebe nicht, wie mir es lieb ist", sagte er und sah sie eigentümlich lächelnd an.

„Ich habe es oft gedacht," erwiderte sie zaghaft, „ich weiß so wenig von dir."

„Ja, Käthe. — Vorzeiten hätte ich es nicht ertragen können, daran zu denken, daß ich einmal hier sitzen würde. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, bei der Arbeit, die mir jetzt erträglich scheint, auszuhalten. Denke dir einen Menschen, der ganz so leben konnte, wie es ihm behagte, der ein sehr beneidenswerter Mensch war. Stell dir vor, wie ich ohne jede Hast lebte, das Schönste sah und genoß, immer im guten Glauben, daß ich zu etwas, was mir das Beste schien, berufen sei. Ich studierte und arbeitete und lebte, wie man es einem Künstler wohl gönnen möchte. Sieh einmal über meinem Schreibtisch, über den Büchern, die grauen Hefte da oben," sagte er, „das ist die Arbeit und das Glück von Jahren. Hätte ich an dem Guten und Mangelhaften darin

weiter schaffen können, es wäre vielleicht etwas entstanden, was mich befriedigt haben würde. Nun lehnen sie seit Jahren, seit ich hier bin, auf demselben Flecke. Ich habe nicht wieder daran gerührt."

„Weshalb nicht?" frug Käthe.

„An das, was ich wollte, muß man sich ganz hingeben, oder gar nicht, gute Käthe", antwortete er gelassen und ging wieder auf und nieder. „Höre mich", er blieb vor ihr stehen. „Nach dem schwersten Verlust arbeitete ich weiter, fast mit doppelter Kraft; aber hier in den Stunden, die mir nach den Geschäften frei blieben, ließ ich es sein." Das sagte er mit jener Ruhe und Einfachheit, die nur der kennt, der im Tiefsten gelitten hat.

Käthe hatte ihn manches Mal, wenn er still über die Geschäftsarbeit gebeugt saß, angesehen und dabei gedacht: Was magst du wohl erlebt haben? Und wenn sie dann sein schönes Gesicht mit Teilnahme betrachtete, schien es Leiden zu verraten. Seine Ruhe wollte ihr in solchen Augenblicken geheimnisvoll erscheinen und erfüllte sie mit allerinnigstem Mitleid. Sie war dann oft nahe daran gewesen, auf ihn zuzustürzen, ihm um den Hals zu fallen und nicht abzulassen, bis er sprechen würde. Und indem sie sich vorstellte, daß sie so, um Vertrauen bittend, die Lippen auf seine lieben Hände drücken würde, war die Phantasie ihr entschlüpft und andere Wege gegangen.

Heut' war ihr Herz, da ihr Schweigen sich endlich gelöst hatte, ganz Reichlin zugewendet. Zum ersten Male hatte er jetzt ein schweres Schicksal, das ihn betroffen, erwähnt. Das ergriff Käthe tief, aber um die Welt hätte sie nicht um Weiteres fragen mögen. Er hatte in Ton und Gebärde die wenigen Worte, die ein für ihn schweres Ereignis andeuteten, ganz eigentümlich und befremdend ausgesprochen, so daß er Käthe mit einemmal, statt näher, unendlich fern gerückt zu sein schien.

Sie saß, die Hände auf den Knien zusammengefaltet, und blickte vor sich hin. Reichlin hatte sich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch niedergelassen, spitzte unachtsam an einem Bleistift und sagte nach längerem Schweigen:

„In so einem Leben geht es närrisch zu, Käthe, und man lernt zu guter Letzt ganz etwas anderes, als wonach man trachtete. Wenn ich doch meine gute Käthe so schützen könnte, wie ich möchte; aber ich muß sie ihre eigenen Wege gehen lassen. Ich sage dir noch einmal, es überwindet sich alles, wenn man sich als Teil einer gewaltigen Natur betrachtet. Alle Kräfte wirken auf ein großes Ziel hin, so vielgestaltet ihre Wege auch sein mögen.

Stell dir vor, so ein armer Mensch, wie ich einer bin, hat viel erlebt, und wenn du nur daran denkst, daß aus einem Poeten ein Kaufmann wurde und ein ganz guter Kaufmann, umfaßt das schon schwere Jahre genug; dazu noch manches, was nicht aussah, als könne es ertragen werden, so wäre es immerhin zum Verwundern, daß du so einen guten Reichlin, der zu allerlei aufgelegt ist, neben dir hast.

Ich erzählte dir oft von Capri. Dort hatte ich die ganze Welt vergessen. Das läßt sich nicht sagen, wie ich ausdauerte. Ich habe gearbeitet, aber nicht, als sollte mich meine Arbeit mit irgend etwas außer mir verbinden. — Ich schrieb und schaffte ohne Ehrgeiz, mit allertiefster Ruhe, ganz in mich selbst hineingekrochen — doch glaube ich, daß manches Schöne mir dort gelungen ist — es ist möglich — wenig Menschen werden so empfunden haben, wie ich jahrelang damals, und sehr wenige werden einen Schmerz so überwunden haben, wie ich, so ungekränkt und ungestört.

Die ganze Zeit auf Capri war dennoch nicht recht gesund; man muß mit den anderen leben. Diese Zeit hat sich insoweit gerächt, daß mich die ungeheure Monotonie, in der ich mich damals wohl fühlte, die ich kaum empfunden habe, jetzt oft

unheimlich berührt. — Ich begreife es nicht, wie es mir gelungen war, so zu leben, und habe, wenn ich jetzt an die Capreser Zeit denke, das rechte Wort dafür verloren; mir ist, als hätte ich die Jahre kaum ein Dasein gehabt. Ich habe mich damals zu sehr von dem allgemeinen Zusammenleben abgelöst und kann eigentlich bis jetzt nicht wieder hineinkommen. Vieles, was man gewohnt sein muß, um es mitzumachen, ist mir unüberwindlich geworden.

Denke, wie ich lebte: Du weißt es. Im Winter, wenn der Verkehr mit dem Festland oft abgeschnitten war, der Stürme wegen, da ging ich abends zufrieden durch die kleinen, dunklen Gassen und fühlte mich unbeschreiblich sicher und behaglich in dem Gedanken, daß mich nichts, keine Nachricht erreichen konnte. Du mußt dir die Sträßchen in Capri vorstellen, eng und winklig und aufwärts führend, und wenn ich so abgeschieden an einem Winterabend nach meinem Hause stieg, da war es mir oft wunderlich zumute. — Da ging es so in das allertiefste Dunkel hinein, daß man sich an der Mauer hintasten mußte. Mitten im Sträßchen hing eine Laterne in der Schwebe und wurde an ihrer Kette vom Winde hin und her geschüttelt, und wenn sie noch nicht ausgeweht war, warf sie närrische Lichter auf die weißen Häuserwände und zeigte die schwärzeste Nacht erst recht. Dazu mußt du dir so einen Sturm auf Capri denken, der Tag um Tag und nächtelang fortdauert. Das fährt wie Donner über die Insel, und immer ein Donner nach dem anderen, das dröhnt, dann hört man das Meer rollen, dumpf, ungeheuer dumpf. Das ist unbeschreiblich. Mitten hinein in dieses düstere, riesige Bewegen, die Erinnerung überreichster Sommertage und der hinreißendsten Schönheit. Man steht in einem Zauber, lebt und lebt und lebt — und ein Tag vergeht nach dem anderen, man merkt es nicht. Losreißen, wenn man nicht von außen losgerissen wird, ist unmöglich für einen, der in solchen Gewalten heimisch geworden ist. Ich würde dir diese volle Schönheit

einmal gönnen, Käthe; aber ich selbst möchte dort nicht wieder sein."

Reichlin schüttelte gedankenvoll den Kopf und schloß die Lider für einen Augenblick.

Käthe war aufgestanden und zu ihm getreten, faßte seine Hand und sagte bewegt: „Unsertwegen bist du dann gekommen? Bist so gut gegen den armen Vater gewesen. Ach, Reichlin, wir sind daran schuld, daß du nicht das geworden bist, was du wolltest. Ich weiß, du hättest Schönes geschaffen." Indem sie das sagte, traten ihr Tränen in die Augen.

Reichlin sah sie an und lächelte: „Komm her", sagte er. „Deshalb bekümmere dich nicht, gute Käthe, dein Reichlin ist, was er ist, und hat es vielleicht jetzt besser, als wenn er weiter gelebt hätte, wie er es sich gewählt hatte. Wenn du dir denkst, daß mein Leben durchaus anders geworden ist, als ich wollte, daß ich das nicht erreichen konnte, was mir wünschenswert erschien, und wenn du dir nach alledem vorstellst, wie hübsch wir miteinander verkehren, was wir miteinander unternommen haben und wie viel schöne Stunden es für uns gegeben hat, da dächte ich, müßte dir das Leben auch ohne Glück nicht so erschreckend erscheinen. „Ich glaube, daß für dich Gutes kommen wird — und denke du, daß du mir eine große Freude bist — die einzige. Alles auf Erden, alles, gleicht sich in sich selbst aus, Käthe. — Nur im schlechten Beispiel, so obenher: wie das bewegte Meer sich ausgleicht zur Fläche."

„Reichlin, ich glaube nicht, daß ich leben könnte, wie du lebst. Nein," rief sie hastig, „nie. In mir ist alles lebend oder alles tot. Ich ertrüge es nicht, wenn nur die Gedanken in mir leben sollten, als einziges. Nein! Ich bin hungrig nach Glück! Das Glück, das wie Licht und Regen über uns herströmt, ist so verlockend und bezaubernd und wert, dafür zu leben und zu sterben." Sie blickte wie verklärt zu Reichlin auf:

„Nicht erst vergessen müssen, was uns freute, nicht erst klug und weise werden müssen."

„Nun vielleicht, vielleicht", sagte er lächelnd.

„Tu' mir den Gefallen", wandte er sich an Käthe, „und hole mir jetzt ein Butterbrot. Bringe du mir's, Friedrich ist nicht wohl. Ich habe ihn in sein Zimmer geschickt."

Sie nahm einen Schlüssel vom Tisch und ging zur Tür hinaus.

Nach einer Weile kam sie wieder zurück, trug Schüsseln und Teller, deckte den Tisch und war anmutig eifrig.

„So, ich bin fertig", rief sie.

„Du ißt doch mit", frug er.

„Freilich, sehr gern. Nicht wahr, so einen Tisch decken kann ich doch ganz gut."

„Es ist erstaunlich."

Sie lachte, und ihre Augen leuchteten voller Leben.

„Das Brot schmeckt hier besser als drüben."

„So."

„Sag' einmal, was ist es denn eigentlich mit Friedrich? Der sieht doch erbärmlich aus, der arme Mensch."

„Es steht nicht gut um ihn", erwiderte Reichlin. „Ich werde ihn bald zur Ruhe setzen müssen. Das wird mir und ihm nicht leicht werden."

„Mir erst recht nicht, Reichlin, wenn ich sein gutes, altes Gesicht nicht mehr sehen werde."

Dann schwatzte sie Reichlin allerlei vor, was sie morgen, übermorgen, die nächsten Tage bei ihm schreiben wollte, und war in allen Eifer geraten.

Da blickte sie plötzlich wie erschreckt auf. „Verzeih' mir," sagte sie, „ich rede immer von mir. Du hast viel erlebt, was ich nicht weiß, und stehst so hoch über allen, die ich kenne, und über mir, so weit über mir, daß ich über dich nicht zu sprechen wage.

Ach, ich wüßte einen," sagte sie, „mit dem du besser reden könntest, als mit mir", und sie faltete ihre Hände auf der Stuhllehne ineinander.

„Meine liebe Käthe," sagte er, „wir wollen warten, was das Schicksal bringt. Gehen wir vielleicht heut' abend und sehen, ob es mit der Pulsatilla seine Richtigkeit hat?"

„Schwerlich," erwiderte sie, „Mariannens Bräutigam kommt ja."

„Also ein andermal."

„Du wirst aber heute zum Tee da sein, nicht wahr? — Was hast du denn auf deinem Schreibtisch für ein närrisches Fläschchen stehen?" frug sie, als sie schon die Türklinke in der Hand hielt und noch einmal fast gedankenlos ihre Blicke durch das Zimmer schweifen ließ. „Laß doch sehen."

„Was meinst du denn?" frug er.

„Hier dieses." Sie nahm es vom Schreibtisch und hielt es in die Höhe.

„Laß das stehen," sagte er, „das ist nichts."

„Ist es so gefährlich, was darin ist?" frug sie und betrachtete es neugierig. „Wozu brauchst du das?"

„Es ist Opium, ich habe es für Friedrich herausgeholt."

„Dann scheint es so ganz gefährlich nicht zu sein."

„Doch."

„Nun, dann schließ' es ja ein, Reichlin, hörst du? Leb' wohl."

Es war ein ganz herrlicher Frühlingsnachmittag der letzten Maiwoche. In der anmutig, von noch zartem Grün bewachsenen Laube saßen sie alle am Teetisch. Die Mutter, Reichlin, Marianne mit ihrem Bräutigam und Lily. Die Kleine goß den Tee ein.

Es lag ein Zauber über der Welt. Alles funkelte und flimmerte, die Vögel zwitscherten, die ganze Luft war wie beseelt von dem Wohltätigen, das sie umgab.

„Da hab' ich Käthen eingeschenkt," sagte Lily sich entschuldigend, „sie wird doch hoffentlich gleich kommen."

„Mutterchen, Lily, Marianne", rief es ganz von ferne.

„Nun, es scheint, als sollten wir etwas Absonderliches zu hören bekommen, der Stimme nach zu urteilen", sagte Mariannens Bräutigam.

Da kam sie den Weg herabgelaufen, einen großen Strauß Pulsatilla in der Hand.

„Den Strauß", begann sie, „hat mir der Gärtner mitgebracht." Sie gab ihn Reichlin. „Sieh nur, ich sah die Blüten selten so schön, so groß und frisch, und wie die Wassertröpfchen daran funkeln. Im Vorübergehen hab' ich sie gleich in den Brunnen getaucht. — Bitte, gib mir Tee", wandte sie sich an Lily.

„Hier ist er schon." Lily reichte ihr die Tasse.

„Reichlin, hast du es gesagt?" frug Käthe.

Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich bin gelaufen", fuhr sie fort, „in Sorge, du könntest es vielleicht mir vorwegnehmen. Also denkt euch, es gibt ein Fest."

Ihre Wangen glühten, und die Augen strahlten.

Lily sagte: „Das muß schon etwas sein, wenn es Käthen so nahegeht, die ist doch sonst kühl bis ans Herz hinan. Nun, was ist's denn?"

„Bitte, gib mir Tee."

„Hier ist er schon."

„Niemand darf mehr nach dem Pavillon gehen," begann sie, „überhaupt nicht mehr den Hügel hinauf."

„Was ist denn, Käthe?" frug die Mutter, „seid ihr fertig?"

„Ja bald, und oben wird das Fest sein; aber ich darf nichts sagen. Es wird prächtig werden, das könnt ihr glauben."

„Wer kommt denn dazu?" frugen die beiden Schwestern.

„Wer will, wen ihr wollt. Nicht wahr, Reichlin, uns ist

das ganz gleich. Dafür müssen die anderen sorgen; aber bewundern sollt ihr und erstaunen, dann sind wir zufrieden."

Man sprach nun über das Fest, aber Käthe bat eifrig Nikolaus Reichlin, ja nichts zu verraten.

Da bemerkte sie auf dem Tische vor Mariannen einen Blütenzweig. Käthens Augen ruhten wie träumend darauf.

„Heinrich," sagte sie nach einer Weile zu dem Bräutigam, „ich will nicht, daß du wieder von der Weigelia Zweige brichst. Gib doch Mariannen etwas anderes. Es blüht genug im Garten. Ich hab' es dir schon vor acht Tagen gesagt. Von diesem Strauch leide ich nicht, daß irgend jemand eine Blüte nimmt. Sieh nur, da liegt der ganze Zweig und ist gerade aus der Mitte herausgebrochen", fuhr sie mit bewegter Stimme fort, nahm den Zweig, wiegte ihn langsam hin und her und sah ihn mit wehmütigem Behagen an, dann wendete sie sich zu Marianne und sagte mit leiser Stimme: „Laß mir den Zweig."

„Warum nicht gar?"

„Nicht wahr, du gibst ihn mir", wiederholte Käthe.

„Du gibst ihn nicht", unterbrach kurz die Mutter.

„Keine Launen," sagte Käthe weich, „ich muß den Zweig haben."

„Wie wäre es denn, gnädigste Schwägerin, wenn du dich überwändest? Das gäbe ein neues Schauspiel für uns und wäre ganz interessant", warf Heinrich ein.

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an und zerknickte den Zweig hastig. Tränen traten ihr in die Augen. Sie stand auf und ohne auf jemanden einen Blick zu werfen, ging sie langsam den Weg hinauf.

Die Mutter sah ihr mit bekümmertem Gesicht nach, dann wendete sie sich zu Reichlin: „Nun, ist nicht einiger Grund vorhanden, über Käthe zu klagen? Kaum ist sie mit uns zusammen, so kann man darauf rechnen, daß Unfriede entsteht. Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen ist, mit ihren Gedanken scheint sie nie unter uns zu sein. Gott weiß, was in ihr vorgeht."

„Ich glaube es, daß sie Ihre Geduld auf die Probe setzt," sagte Reichlin, „und es wäre vielleicht gut, wenn Sie ihre Unarten leichter nehmen könnten."

„Manchmal", fuhr die Mutter fort, „kam mir der Gedanke, daß Käthe sich über irgend etwas sorgt. Sie ist verschlossen; aber ein Mädchen, das Kummer hat, ist gewöhnlich gut und sanft und hat das Bedürfnis, sich mitzuteilen. So ein Wesen geht den anderen zu Herzen. Bei Käthe ist dergleichen nicht zu bemerken, und ich dächte, ihr ganzes Benehmen deutet nicht auf irgendeine Trauer, sondern auf ganz gewöhnliche Ungezogenheit hin."

Heinrich lachte: „Wenn man sie sich wehmütig, leidend, hinschmachtend denkt, merkt man erst, wie weit sie davon entfernt ist. Ich dächte, wir beruhigten uns über Käthens bekümmerte Seele."

Reichlin wendete sich an die Mutter und sagte: „Man muß behutsam mit ihr umgehen. Vielleicht wäre es gut, man behandelte jeden Menschen so, als sei ein tiefer Grund für sein Benehmen da, auch wenn man diesen nicht kennt. Wie selten kennt man ihn; ich glaube, man würde im allgemeinen duldsamer werden."

„Da haben Sie recht, Nikolaus," erwiderte die Mutter; „aber es gibt eine gewisse Art sich zu geben, die innegehalten werden muß, und ich möchte, soweit es in meiner Macht steht, die Töchter vor Absonderlichkeiten behüten. Von dem, was Käthe vielleicht bekümmern könnte, mache ich mir kein Bild — ich wüßte nichts; bei ihrer leichteren Erregbarkeit tut eine einfache, strenge Behandlung not. Sie sind zu nachsichtig, Nikolaus. Sie haben ihr das Leben durchaus anders gestaltet, als ich es getan haben würde. Nun, ich hoffe, daß es ihr zum Segen sein wird; doch befürchte ich oft, daß ihr ganzes Tun und Treiben zu wenig einfach geworden ist."

Reichlin antwortete nicht.

Die Mutter blickte auf ihn hin und sagte: „Sie meinen es



gut mit ihr, sorgen Sie nur dafür, daß sie mir nicht verwöhnt wird und gar zu sonderbare Wege geht. Sie schreibt auch bei Ihnen, Sie sollten darauf achten, daß sie es nicht täte."

„Käthe ist hauptsächlich mit dem Garten beschäftigt", erwiderte er, erhob sich, reichte der Mutter die Hand, grüßte und ging.

Sie sprachen noch. Lily räumte das Teezeug klappernd zusammen und blickte dabei verständnisinnig bald auf Marianne, bald auf Heinrich und sagte: „Das wird noch nett werden mit Käthe, er bildet ihr Gott weiß was ein und es ist schon jetzt mit ihr nicht zum Aushalten. Kein vernünftiger Mensch kann Gefallen an ihrem Treiben finden. Sie macht keine Besuche, vernachlässigt alle Welt, und wir müssen es ausbaden."

Die Mutter schüttelte den Kopf und schwieg.

Als Reichlin an den Pavillon kam, saß Käthe auf der Türschwelle und ließ ihn auf sich zugehen, ohne sich zu erheben. Sie gab ihm die Hand, als er vor ihr stand und sagte: „Was denkst du von mir? An der Weigelia hängt mein Herz, und ich kann es nicht ertragen, wenn jemand sich von den Blüten nimmt, als wüchsen sie für jedermann. Wenn irgend etwas mir gehört, so ist es der Strauch!" sagte sie heftig. „Bist du böse?" Sie brach heftig in Tränen aus und verbarg das Gesicht in ihre Hände. „Hier nimm das Briefchen," sagte sie, „ich habe es dir schon gestern geben wollen."

Er nahm es. „Bleib' nicht zu lange hier," sagte er, „geh wieder zu den anderen und sei gut."

„Leb' wohl", sagte sie leise.

Reichlin ging den Weg, der zu seinem Hause führte, hinab. Unterwegs entfaltete er Käthens Brief und las:

„Reichlin, weshalb willst Du mir verwehren, die Nacht im Freien zuzubringen? Tue es nicht.

Ist ein Mensch mit übervollem Herzen aus dem dumpfen Haus in die stille Dunkelheit hinausgegangen, glaube mir,

da geschieht ein großes Wunder; an jedem Dinge ist ein Wandel vorgegangen, und alles erscheint ihm anders, teilnahmsvoller, schöner.

Was er sonst mit Ungezählten zu teilen hatte, darf er nun allein genießen.

Er ist einsam. Seine Kleinheit wird ihm nicht durch Ebenbilder vor die Seele gerückt, und er darf hoffen und braucht nicht zu fürchten, von jemandem erinnert zu werden, daß Hoffnung unerfüllt bleibt.

Mit Freude begrüße ich die Nacht, und wüßte ich nicht, daß Liebe auf der Welt sei, und wärst Du mir fremd geblieben, so würde mir das Glück der Einsamkeit und Nacht genügen und ich wollte nicht über das öde Leben klagen.

Allein bin ich glücklich. —

Glaub' mir nicht, Reichlin, ich lüge. — Alles ist Lüge. Ich habe gestern nacht wieder oben auf dem Wiesenplatz gesessen, gewartet und gewartet und mich in Erinnerung und Sehnsucht verloren.

Ich will es Dir gestehen, ich habe gewartet so ganz ins Grenzenlose hinein, als wenn er, käme er auch wirklich zurück, mich da, gerade da, suchen würde."

Das Fest war mit Eifer von Reichlin und Käthe vorbereitet worden. Gegen Abend, um die Stunde, in der die Sonne vor ihrem Scheiden noch einmal am schönsten durch die Welt strahlt, kamen die Gäste und gingen den Weg zum Hügel hinauf, unter den Buchen hin. Auf dem grünen, freien Platz empfingen sie Reichlin und Käthe.

Die eigentümliche Bauart des Pavillons wurde von allen hervorgehoben, von einigen als glücklich gepriesen; andere wieder hatten dies und jenes daran auszusetzen. Besonders der von hoher Mauer umgebene Vorhof wurde von den meisten als überflüssig, ja, als unschön bezeichnet. Als die



Tadler aber eintraten und von dem halbrunden, an einer Seite offenen Kuppelbau, in welchem ein reizend gedeckter Tisch stand, in den quadratisch von Mauern umgebenen Raum blickten, der mit Blumen und Gewächsen reich belebt war, da erkannten sie den Vorteil, den der Hof dem Aufenthalt brachte. Das Ganze wurde durch ihn abgeschlossener, denn man hatte nicht die große Weite der Umgebung vor Augen; nur die Wipfel der Bäume, nicht auch den Boden, in dem sie wurzelten. Nur durch die Bogentür, die dem Pavillon gegenüberlag, hatte man einen freien Blick.

Zwanzig Personen waren zusammengekommen, eine Zahl, die immer Hoffnung gibt, daß sie ein paar erträgliche Seelen mit einschließt. Es verstrich eine hübsche Zeit mit Betrachten und Bewundern. Man schwatzte und lachte.

Die Leutchen hörten eine sanfte Musik, die kaum die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und doch unbemerkt auf die Gemüter wirkte.

Sie hatten sich alle, wie es schien, ziemlich gut bei Tische zueinander gefunden, einige Freunde des Bräutigams, die Töchter eines Nachbarn. Das Brautpaar und Lily waren schon im besten Plaudern. Die Mutter saß unter einigen älteren Leuten. Käthe aber war zwischen zwei Personen geraten, mit denen sich nicht recht eine Unterhaltung einleiten wollte. Doch schien ihr wohl zu sein. Sie sah auch auffallend hübsch im weißen Kleide aus.

Reichlin war schon vor Tische im lebhaften Gespräch gewesen mit einer Dame, die Käthen gleich aufgefallen war, einer Baronin Freisberg. Es hatte sich zufällig gemacht, daß sie mit zum Feste kam. Seit kurzem war sie in die Nähe des Städtchens gezogen und hatte frühere Verbindungen mit der Mutter wieder angeknüpft.

Käthe betrachtete Nikolaus und die Baronin aufmerksam und sie sah an dem Ausdruck ihres Freundes, daß er wirklich mit Interesse sprach.

Die Art und Weise, wie die schöne Frau sich gab, gewann ihr Käthens Herz, und gern hätte sie erfahren, worüber so angelegentlich gesprochen wurde. Sie sah die Baronin immer eifriger werden.

Es war eine schöne Nacht. Bunte Lampen erleuchteten den Platz vor dem Pavillon. Warm war es und windstill. Die Luft schien so von feuchtem Duft durchdrungen, daß sie alles schmeichelnd umgab.

Nach dem Abendmahl wandelte man im Garten in der köstlichen Maienmondnacht.

Käthe stand unter einer Buche, Reichlin kam auf sie zu.

„Reichlin," sagte sie, „hättest du eine Ahnung, wie angst mir ist!" Sie legte beide Hände übereinander auf die Stirn. „Denke dir, daß ich manchmal aufschreien könnte. Ich werde ihn nicht wiedersehen! Denke doch, wie lange es nun her ist, daß er ging. Das kann man keinem Menschen ausdrücken, was es bedeutet, so von einem Tag zum andern und wieder zum andern hoffen, immer in das Unbestimmte hinein und immer gleich stark, nie müde davon und doch ohne Glauben."

„Wir wollen von ihm oft miteinander reden, Käthe", sagte Reichlin. „Du sollst mir von ihm erzählen. Er ist ein guter, prächtiger Mensch, ich habe von jeher viel auf ihn gehalten und ich weiß, daß, wenn er kommen kann, er sicher kommen wird. Hörst du, das glaube ich. Er hatte, als er ging, schwer zu arbeiten, stell' dir vor, so ein junger Künstler, wie er einer ist, studiert mit allem Ernst, und wie ich ihn kenne, wird er nicht eher wieder zu uns kommen, als bis er erreicht hat, was er erreichen wollte, als er ging. Ich werde dir einmal das Köpfchen zeigen, das er als Knabe modellierte. Das hat er mir damals geschenkt, und ich habe es aufgehoben. Da wirst du dich darüber wundern. Ja, wenn er seinen ruhigen Weg geht, kann er ein tüchtiger Künstler werden, das sollst du sehen. Fasse Mut, Käthe."

Sie gab ihm die Hand. „Das will ich tun," sagte sie, „aber das Herz ist mir schwer. Heute nacht lag ich und konnte nicht schlafen, darum nicht, weil ich so unruhig war, und ich strich mit der Hand über den Arm. Indem ich das tat, hatte ich das Gefühl, so hinweggewischt zu werden, müßte —" Sie hielt inne. „Aus dem Gefühl entstand wie ein Seufzer, wie ein Aufatmen ein Gedanke. Einen Augenblick bewußtlos, eine Ewigkeit bewußtlos!" Das sagte sie und legte die Hände ineinander. „Das ist ein Spruch, der Wind und Wellen, Todesangst und Zweifel zur Ruhe bringt, der außer aller Zeit liegt und über jeder Hoffnung."

„Käthe, es wird alles anders, als du denkst. Hier kommt die Baronin", sagte er. „Sprich mit ihr. Ich hab' ihr von dir erzählt." Er gab ihr die Hand und ging auf den Pavillon zu.

Sie sah die Baronin den Weg entlang kommen.

„Wie der die Schleppe gut fällt", dachte sie.

Die Baronin kam auf Käthe zu und redete sie auf eine fast erregte Weise an: „Sagen Sie, Fräulein Käthe, was ist das für ein Mann?"

„Nikolaus Reichlin, meinen Sie?" erwiderte Käthe.

„Ja, Herr Reichlin. Sagen Sie, was soll ich von ihm halten? Nirgends ist er zu fassen. In einem Augenblick scheint er bedeutend, im nächsten, ich kann mir nicht helfen — Fräulein Käthe," fuhr die Baronin fort, „die liebenswürdige Geringschätzung, die er an mich verschwendet, laß ich mir nicht gefallen — nein. Sagen Sie, wie denken Sie über ihn? Sie kennen ihn ja?"

„Ich?" frug Käthe.

„Ja, Sie, er hat mir von Ihnen gesprochen."

„Sagen Sie, verstehen Sie ihn noch gar nicht? — Wissen Sie gar nicht?" —

„Nein, nein, nein!" unterbrach sie die Baronin hastig. „Ich sage Ihnen, mir ist ein ähnlicher Mensch noch nicht vorgekommen."

„Dann ist es schwer, von ihm zu sprechen — dann kann ich es gar nicht."

Sie schwieg und sagte nach einer Weile:

„Ich denke eben an den Unterschied zwischen einem großen und einem unbedeutenden Menschen. Beide könnten denselben Gedanken aussprechen, der Unbedeutende vielleicht so klar wie der andere; aber ich glaube, man kann den Weisen herausfinden; unmerklich läßt er zwischen jedem Worte Raum für Unaussprechliches. Ich weiß nicht, ob das alle bei dem ersten Blick gleich so fühlen, wenn sie solch einem Menschen begegnen."

„Sie sind klug", meinte die Baronin und lächelte.

„Soll ich noch eins sagen?" frug Käthe.

„Ja, bitte, reden Sie weiter." Die Baronin nahm die frische weiße Rose, die zwischen den dunkeln Spitzen ihres Kleides schimmerte und steckte sie Käthen ins Haar. Käthe ließ es sich gern gefallen und bog den Kopf etwas zur Baronin nieder.

„Wenn ich sterben werde, jetzt oder später, werde ich bis zur Stunde meines Todes nicht den Wunsch haben, bewußt fortzudauern."

„Kind, was reden Sie, Ihnen ist der Tod noch nicht nahegetreten", unterbrach sie die Baronin. „Sie wissen nicht, was Sie sagen."

„Ich weiß, was ich fühle, weiter nichts", erwiderte Käthe. „Bis zu dem letzten Augenblick werde ich so denken und mich vor dem Vergehen nicht fürchten, im Gegenteil. Wenn ich mir aber vorstelle, Nikolaus Reichlin stürbe, dann würde ich mit einemmal an ein ewiges Fortleben glauben, und nicht etwa darum, weil er mir lieb ist. Ein anderer, der mir vielleicht unendlich lieb ist, könnte sterben, und ich würde meinen Glauben nicht ändern und mit ihm sterben."

„So, das ist Ihr Urteil? Nun, jedenfalls originell!"

Eben kam Reichlin zurück. Käthe bemerkte ihn.

„Da ist er", sagte sie, gab der Baronin die Hand und ging.

Reichlin und die Baronin wandelten miteinander eine Weile auf und nieder.

„Jetzt verstehe ich, daß die Kleine nicht in die Welt paßt", sagte sie zu ihrem Begleiter. „Sie ist ein merkwürdiges Geschöpf. Ein Engel könnte sich benehmen, wie sie es tut."

„Ja", sagte Reichlin. „Das, was mich an ihr wahrhaft ergreift, ist etwas, das mir noch nie in solcher Kraft nahegetreten ist, ein Schmachten nach Glück. Leider befriedigt sie ihre nächste Umgebung nicht. Sie hat keine wohltuende Art im Verkehr mit ihrer Mutter, das ist für beide Teile traurig. Sie haben sich für sie interessiert," fuhr er fort, „vielleicht macht es sich, daß Sie sie öfters sehen könnten."

Die Baronin sprach liebenswürdig von Käthen, bewunderte dann auch noch einmal den Pavillon, bemerkte zuletzt noch mit fast schwärmerischem Wohlgefallen die Musik, die von Zeit zu Zeit in einiger Entfernung aus dem Buchenwäldchen klang. Die Gäste verabschiedeten sich, und die Baronin lud die Mutter, Reichlin, das Brautpaar, Lily und Käthe zu sich in ihr Landhaus ein, und zwar sobald sie könnten.

Sie hörte, daß Nikolaus Reichlin in Geschäften verreisen wolle, und bat deshalb, gleich morgen zu kommen, als den letzten Tag, den er noch da sei. Doch nur Käthe und Reichlin sagten zu, denn der nächste Tag war zugleich der letzte, an dem Marianne mit ihrem Bräutigam noch zusammen sein konnte, und diesen Abend wollte die Mutter mit beiden zu Hause verleben. Sie erlaubte Käthen aber gern, der Einladung zu folgen, denn die Baronin hatte ihr Wohlgefallen außerordentlich erregt.

Es war spät geworden. Reichlin brachte die Mutter und die drei Schwestern nach ihrer Wohnung, Heinrich hatte die Gäste den nächsten Weg zur Landstraße am Hügel hin geführt.

„Also morgen", sagte Reichlin, als er Käthen zum Abschied die Hand gab. „Schlaf wohl."

Als sie alle eingetreten, war die Haustür schallend ins

Schloß zurückgefallen. Reichlin ging noch ein Weilchen unter den dunklen Buchen auf und nieder.

Es war eine feuchte, fast schwüle Nacht geworden.

Am andern Abend gingen Käthe und Reichlin durch den Garten, durch das Gittertor auf die Landstraße und bogen einen kleinen Seitenweg ein, der längs der Straße zwischen Gärten hinführt. Stillschweigend gingen sie nebeneinander.

„Reichlin," sagte Käthe nach einer Weile zaghaft, „ich wollte dich bitten, du versprachst mir doch gestern, das Köpfchen zu zeigen — du hast es heute noch nicht getan; und wenn du morgen schon so früh reist, werde ich es lange nicht zu sehen bekommen. Vielleicht stellst du es noch heute abend auf deinen Schreibtisch. Dann finde ich es, wenn du fort bist."

„Ja," sagte Reichlin lächelnd, „das will ich tun."

„Aber nicht vergessen", bat sie.

„Nein, ich vergesse es nicht," sagte er, „du sollst es bekommen."

„Nicht wahr, ich darf manchmal in deinem Zimmer sitzen, wenn du nicht da bist?"

„Gewiß, tue das; ruhe dich bei mir aus, wenn du von der Arbeit kommst."

Nun gingen sie wieder schweigend miteinander. Käthe streifte im Gehen mit der Hand das kühle, volle Buchenlaub, das an dem Weg überhing. Hinter den Bergen stieg ein leichter Lichtschein auf, der den Mond verkündete. Der Weg war frisch und feucht von einem Regenguß, der vor ein paar Stunden niedergegangen war.

„Mir ist, als hätte ich nicht reden sollen", sagte Käthe. „Man soll das Tiefste im Herzen nie aussprechen. Hat man es getan, so wird es so übermächtig groß und wächst über die Worte hinaus und über alles. Jetzt fühle ich, wie ich gewartet habe, wie grenzenlos, von einem Tag zum anderen — durch Jahre. Und wenn ich mich auch betrügen wollte, die Erinne-

rung läßt's nicht zu, die weiß, was ich gelitten habe, und die duldet es nicht, daß ich mich zufrieden gebe."

Reichlin erwiderte nicht gleich. Er schien durch Käthens Art, zu sprechen, nicht angenehm berührt zu sein. Ein eigentümlicher Ausdruck ging über seine Züge. Dann sagte er leichthin, als spräche er nur, um etwas zu antworten: „Man kann viel ertragen."

„Das ist nicht wahr!" rief Käthe unter heißen Tränen und hielt die Hand ihres Freundes fester, so daß dieser stehen blieb und sie besorgt anblickte.

„Beruhige dich", sagte er. „Nein", schluchzte sie. „Sag' mir, daß ich ihn wiedersehe, bitte, tue das. — Mir ist so angst, ich fühle das Ungewisse, Sinnlose in meiner Hoffnung. Ich fürchte mich vor meinen Gedanken, und ich schäme mich vor dir; was mußt du von mir denken?" sagte sie mit weicher Stimme. „Ich habe zu lange geschwiegen."

„Mir ist es lieb, wenn du sprichst; rede mit mir, was du nur denkst, wie zu dir selber; ich verstehe dich."

„Nicht wahr, es werden viele Menschen auf Erden zerstört? — Wohl täglich, und immer geht die Welt ruhig weiter. Kommen viele um ihren Verstand, weißt du das?"

„Laß dich nicht gehen", sagte Reichlin ernst.

Käthe schien nicht darauf zu achten.

„Ach Reichlin", begann sie mit erregter, leiser Stimme nach einer Weile. „Ich fühle alles so in das Grenzenlose hinein."

Von jetzt ab schwieg sie. Reichlin blickte, während sie still nebeneinander gingen, manchmal besorgt auf sie hin, nahm ihre Hand und legte sie in seinen Arm. „Komm, laß dich führen," sagte er, „da geht es sich besser."

Als sie bei der Baronin eintraten, kam diese ihnen auf das liebenswürdigste entgegen. Ihre Erscheinung machte wieder wie gestern den anziehendsten und vornehmen Eindruck.

Sie führte ihre Gäste in ein Zimmer, in dem der Tee ser-

viert war, und in das durch die weit offenstehende Tür die weiche Abendluft eindrang.

Die Baronin nahm am Tisch Platz und sah Reichlin scharf an.

„Ich habe heute keinen guten Tag gewählt," sagte sie, „ich hoffe, Sie verzeihen huldvollst, wenn die Einladung ungeschickt kam."

„Finden Sie?" erwiderte Reichlin verbindlich.

Mit anmutiger Handbewegung reichte die Baronin die Tasse hinüber und sah ihn lächelnd an.

An der Unterhaltung, die sich entspann, beteiligte Käthe sich wenig. Es lag eine eigentümliche Stimmung über der kleinen Gesellschaft. Die Baronin bemühte sich, einen frischen Ton anzuschlagen, doch wollte es ihr nicht recht gelingen. Nikolaus Reichlin schien in Wahrheit mit geteilten Empfindungen gekommen zu sein. Er sprach und hörte wie jemand, der seine Gedanken nicht beisammen halten kann, der sich zwischen ruhigen Reden vielleicht von erregenden Erinnerungen, von Sorgen quälen läßt.

Durch die offene Balkontür hörte man eine Nachtigall im Garten schlagen.

„Das Schicksal meint es gut mit Ihnen; hier ist es schön", sagte Reichlin. „Vom Balkon aus, dächte ich, müßten Sie einen prächtigen Blick auf die Berge haben." Er erhob sich, sah wie in Gedanken vor sich hin und trat hinaus. Käthe blickte ihm nach.

Die Baronin führte sie nach einem Sessel, und beide setzten sich nebeneinander.

„Gestehen Sie, Käthe, was ist Ihnen?" begann sie liebenswürdig. „Sie sehen anders aus wie gestern. Was hat Herr Reichlin?"

Käthe antwortete nicht und sah die Baronin mit matten Augen an.

„Ich habe nachgedacht, liebe Käth'," fuhr diese fort, „was



Sie gestern abend sagten, und will Ihnen eine kleine Strafrede darüber halten."

„Weshalb?" frug Käthe, und ein leichtes Rot flog über ihr Gesicht hin.

„Sie sollten mehr Ihren eigenen Gedanken und Gefühlen folgen, mein Herz. Sie stehen mir unter zu starkem Einfluß", sagte sie, legte ihre Hand leicht auf Käthens Schulter und begann ihr die Gefahr vorzustellen, die für ein junges Ding darin liege, wenn es sich vollkommen den Ansichten und Empfindungen eines weit älteren Mannes hingäbe.

„Lassen Sie Herrn Reichlin seine Ansichten; warten Sie, was das Leben Ihnen bringt, aber denken Sie selbst, mein Kind."

„Sie kennen ihn nicht, Sie wissen nicht, wie er ist — wenn Sie wüßten — wie gut!" Das sagte Käthe ganz verloren in der Vorstellung ihres Freundes.

Die Baronin legte sich weit ins Sofa zurück und blickte zur Decke: „Wie beneide ich Sie. Wenn Sie nur fühlen könnten, wie ich Sie beneide. Es gibt nur ein Glück auf Erden für uns Frauen — nur ein Glück! Ach, wie alt bin ich und wie wenig schön. Alles Glück des Lebens fließt Ihnen zu — alles Glück, um das ich betrogen bin! Sie werden glücklich sein, und was so wenigen auf Erden beschieden ist, wird Ihnen im übervollen Maß zuteil. Ach, meine kleine Käthe", rief sie in leidenschaftlicher Erregung, faßte Käthens Kopf zwischen beide Hände und sah ihr tief in die Augen. „Ach meine liebe, süße Kleine, wie glücklich sind wir doch — wie beneidenswert!" Sie brachte ihre Lippen an Käthens Ohr und sagte leise flüsternd: „Und wenn Sie es selbst noch nicht wissen sollten — wie verliebt!" —

Käthe machte sich beinah gewaltsam los. Wie ein Erschrecken flog es über ihr Gesicht, und sie starrte die Baronin sprachlos an. Tiefste Erregung überkam sie. Die Worte der Baronin rissen an all ihrem Empfinden. Sie hatte halb gehört und halb verstanden. Erinnerung, Gegenwart, Zu-

kunft war ihr übermächtig erfüllt. Sie lehnte sich auf den Stuhl zurück, preßte die Hände über den Knien fest ineinander und blickte mit so schwerem Ausdruck vor sich hin, daß die Baronin erschrak.

„Mein Kind,“ rief diese — „mein Kind, habe ich Sie verletzt. — Was tat ich? Sagten Sie nicht selbst, Sie hätten nur einen Wunsch, einen glühenden, verzehrenden Wunsch — Sie wollten glücklich werden?“

„Ja,“ antwortete Käthe tonlos und hart, „glücklich werden, oder sterben.“

„Um Gottes willen,“ rief die Baronin, halb erschreckt und halb in unbedachtem Scherz, „welche Leidenschaft, um Gottes willen, beherrschen Sie sich — Sie sind verloren, wenn Sie es nicht tun — Glück oder Tod! bedenken Sie, wie leicht kann so ein kleiner, toller Kopf um sein bißchen Verstand kommen.“

Käthe stand noch unbeweglich. Aus ihrem Antlitz war jeder Tropfen Blut gewichen, die Arme hingen schlaff herab, und sie sagte kalt: „Ich habe auch schon daran gedacht.“

Da trat Reichlin vom Balkon herein. Die Baronin blickte ihn unsicher an.

„Was ist dir, Käthe?“ frug er scharf und blieb einen Augenblick stehen.

Käthe sank auf den Stuhl zurück und verbarg ihr Gesicht in die Hände.

Jetzt trat er näher. Die Baronin machte ihm ein Zeichen, ihr zu folgen. — Sie gingen beide an das Fenster, und sie teilte ihm, soweit sie es ihm gegenüber erklären konnte, mit, was sich eben zugetragen hatte.

Reichlin schüttelte den Kopf und sagte: „Sehen Sie zu, ob Sie einigen Einfluß auf sie haben können. — Versuchen Sie, mit ihr zu reden. Vielleicht gelingt es Ihnen besser wie mir, ihr etwas mehr Ruhe zu geben. Wo ist sie jetzt?“

Sie war nicht mehr im Zimmer.

Er ging wieder auf den Balkon hinaus. Da stand sie und sah ihn ruhig an.

„Du hast dich erschreckt, Käthe?“ frug er.

Indem er das zu ihr sagte, trat ein eigener Ausdruck in ihre Züge, den er noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte.

„Ich denke, wie oft Hoffnungsloses auf Erden geschieht —“

„Ich glaube, daß du noch Gutes — das Beste im Leben erfahren wirst — weshalb nicht? — Weshalb gibst du dich bösen Ahnungen hin? Erdrückend liegen sie auf uns.“

„Sie liegen auf mir“, erwiderte sie.

„Was hat sich meine arme Käthe schon gequält,“ sagte er liebreich — „und wahrscheinlich unnötig.“

„Ich bin jetzt eben ruhig, ich denke nur,“ das sprach sie mit zitternder Stimme, „und will nichts weiter denken, als daß ich dich habe, daß du mir helfen wirst, daß du so gut mit mir bist. — Wenn du morgen gehst, dann kommst du doch in fünf bis sechs Tagen zurück?“

„Ich gehe morgen nicht, Käthe.“

„Du mußt gehen, darfst es nicht länger aufschieben, ja nicht — und ich freue mich, wenn du wiederkommst. Versprich mir, daß du gehst.“

„Komm jetzt, Käthe“, sagte er.

„Nicht wahr, die Baronin wird nichts fragen?“

„Nein, gewiß nicht.“

Jetzt traten beide aus dem milden Mondlicht wieder in das lampenerhellte Zimmer.

Die Baronin saß zurückgelehnt auf einem Lehnstuhl. Sie bemerkte im ersten Augenblick die Eintretenden nicht und sah sinnend vor sich hin.

Man setzte sich noch einmal um den Teetisch.

„Haben Sie schon Käthens Gärtnerei gesehen, Frau Baronin?“ frug Reichlin.

„Leider noch nicht.“

„Das sollten Sie tun", fuhr er fort. „Nicht wahr, Käthe, du führst die Baronin bald einmal zu deinen Herrlichkeiten."

„Ja, gerne," sagte Käthe, „es steht jetzt alles wunderschön."

Die Baronin interessierte sich für Käthens und Reichlins Gartenkunst, frug und ließ sich berichten.

Käthe hörte still zu.

Nur einmal sagte sie: „Ich wollte es vielen wünschen, daß sie so eine glückliche Arbeit haben könnten, wie ich sie habe, so schön und ruhig", doch wich ein ruhiger kalter Zug nicht aus ihrem Gesicht.

Ob Sie wohl jemanden trösten könnten, Herr Reichlin?" frug die Baronin, als sie ihm die Hand zum Abschied reichte.

„Vielleicht," erwiderte Nikolaus, „wenn dessen Seele zufällig dieselbe Quelle und Kraft meiner eigenen Empfindung hätte; in dem Falle so gut und so schlecht, als ich mich selbst zu trösten verstehe."

Die Baronin brachte ihre Gäste noch bis an die Treppe und sah ihnen dann vom Fenster aus nach, wie sie die mondbeglänzte Straße hinwandelten — Käthe am Arme ihres Freundes.

Schweigend ging diese neben Nikolaus Reichlin, ohne auch nur den Blick zu erheben. Nicht einen Atemzug hörte er und wartete sorgenvoll, daß sie ihr Schweigen brechen würde. — Er fühlte, wie schwer bedrückt das arme Geschöpf an seiner Seite ging.

Jetzt standen sie vor der Gartentür. Käthe blickte immer noch nicht auf. Er ließ sie eintreten. Sie ging den aufwärtsführenden Weg vor ihm her, und unter den beiden Buchen vor dem Hause blieb sie stehen und reichte ihm die Hand.

„Käthe, bleib, sprich, ich bitte dich", bat er.

„Sorge dich nicht um mich, Nikolaus", erwiderte sie ruhig.

Der schlang seinen Arm um sie und sagte: „Ja, Käthe — Glück und Frieden und Hoffnung. Du wirst ihn wiedersehen, glaube mir."

„Denkst du das, Reichlin?" frug sie, „oder sprichst du nur so, um zu beruhigen? Ich weiß sehr wohl, Hoffnung, wenn sie bis zum Tode uns treu bleibt, ist ein großes Gut — einen Augenblick aber nach dem Tode ist sie entbehrlich." —

„Käthe, komme morgen bald, wir wollen miteinander arbeiten und dann sprechen; — komme früh."

„Leb' wohl, Reichlin," sagte sie, „leb' wohl", und gab ihm die Hand. „Reichlin, morgen reist du. Du mußt morgen reisen."

„Ich bleibe, Käthe. — Es schiebt sich auf."

„Bleibe nicht," sagte sie fest, „ich bitte dich. Weshalb willst du bleiben, was ist denn geschehen? Nein, geh — bitte, geh und vergiß nicht, das Figürchen mir auf deinen Schreibtisch zu stellen."

„Geh, Reichlin, bitte" — wiederholte sie und zog die Schelle. „Geh morgen ganz früh, wie du wolltest. Leb' wohl." Sie preßte ihre Lippen auf seine Hand. „Ich bitte dich, geh."

„Leb' wohl, Käthe", sagte er. „Was du tust und denkst, schreibe es mir jeden Tag — hörst du."

Die Fensterscheibe über der Tür erhellte sich. Jemand kam die Treppe herab. Sie hörten leichte Schritte. Das Jüngferchen öffnete. Gespannt blickte er auf Käthens Gesicht, als der Lichtschein darüber hinfuhr.

„Käthe, was quält dich, sprich", sagte er. „Es wird dir wohltun, zu sprechen. Sag' ein Wort, und ich bleibe — laß mich bleiben!"

„Es ist gut, wenn du gehst", erwiderte sie leise.

Noch einmal, ehe sie in das Haus trat, sah sie mit einem

langen Blick auf ihren Freund, und sie streckte noch einmal die Hand aus, um die seine zu fassen; dann folgte sie Hanna, die die Tür schloß.

Reichlin ging am Hügel hin nach seiner Wohnung. Die Lampe brannte noch in dem Zimmer, und Friedrich war beschäftigt, das letzte für die morgende Abreise zu ordnen. Der Koffer stand schon gepackt an der Tür. Als Nikolaus eingetreten war, sagte der geschäftige Alte: „Haben der Herr die Schriften schon zurechtgelegt, die können noch in die Mappe obenauf kommen, dann wären wir fertig."

„Schon gut, Friedrich, das besorge ich. Leg' dich schlafen."

Als der Diener ihn verlassen hatte, setzte Nikolaus sich an seinen Schreibtisch und schrieb an die Baronin.

„Verehrte Frau! Sie wissen, daß ich morgen reisen muß; Sie wissen, wie sehr mir Käthens Wohl am Herzen liegt und daß ich in Sorge um sie bin. Sie haben heute selbst gesehen, in welch tiefer Erregung sie lebt — und wissen auch, daß Käthe Ihnen zugetan ist. Versprechen Sie mir, hin und wieder nach ihr zu sehen und sich dieser Tage ihrer anzunehmen.

Ihr ergebener

N. Reichlin."

Erster Brief Käthens an Reichlin

Den 11. Juli.

Nun bist du fort, Reichlin, und ich schlief, als Du gingst! Hast Du es bemerkt, wie herrlich die Sonne heute morgen schien? Als ich erwachte, wagte ich nicht, die Augen zu öffnen; ich fürchtete, daß es trübe sein könnte, und es war voll Helligkeit. Da schien mir Angst und Not und alles Böse ein Traum zu sein. Ich blieb noch ein Weilchen liegen und sah durch das Fenster die frischen Blätter funkeln.

Weil Du nicht hier bist, scheint alles um mich her mir fremd, glaubst Du das?

Ich saß heute bei der Mutter und den Schwestern und arbeitete mit ihnen. Sie taten es so friedlich und mit Behagen, und ich war unter ihnen wie eine andere Art Geschöpf als sie, voller Unruhe, mit heißer Sehnsucht und Furcht, und wäre es nur Furcht vor der Nacht. Ich nähte und ich sprach auch; aber Dinge, die mir teils zu wenig, teils zu sehr am Herzen lagen. Ich fühlte, daß ich niemandem wohltat, daß ich die Mutter erregte, und ich sah es ihr auch an; da erfaßte mich der Wunsch, daß sie mir ihre Liebe und ihre Zufriedenheit zeigen möchte, und ich stürzte auf sie zu und küßte sie und drückte sie mit meiner ganzen Kraft, als sie mir abwehren wollte, und hielt sie immer fester, da wurde sie bös und ich auch.

Ich ging hinaus. Draußen weinte ich und lief im Garten hin und her. Ganz verlassen kam ich mir vor. Mein Herz ist nun einmal, wie es ist. Jemand muß zu mir sagen: „Käthe, ich bin froh, daß du da bist, du bist mir sehr lieb — du wirst doch bleiben." Wenn ich keine Menschenseele habe, die so zu mir spricht, bin ich augenblicklich ganz haltlos, sehe mich auf der Welt um, wie verirrt, kein Schimmer von Freude ist dann in mir; nichts ist für mich vorhanden, keine Schönheit, kein Glück und kein Gedanke. Ich müßte vergehen und sterben, wenn mich niemand liebhätte, wenn ich niemandem zur Freude da wäre. Du bist so gut, das fühle ich ganz und sehne mich nach Dir — Du weißt es ja. Bleibe ja nicht länger, als Du wolltest, denkst Du an mich?

Ich schreibe an Dich in Deinem Arbeitszimmer. Die Fenster sind offen, und der Wind spielt in dem Geranke. Gerade vor mir steht das schöne Köpfchen. Ich danke Dir, daß Du nicht vergaßest, es für mich hinzustellen.

Jetzt ist es vor Sonnenuntergang, und nirgends kann es stiller sein wie hier. Hier denke ich an vieles, was Du mir

sagtest, und stelle mir vor, wie Du hier gelitten hast, und wie manche schwere Stunde Du verbrachtest.

Während ich sitze und schreibe, durchlebe ich alles, was ich von Dir weiß.

Leb' wohl!

Nein, noch nicht. Wie ich bei dem Schreiben aufschaute, fielen meine Blicke auf die grauen Hefte, die ganz zuoberst auf dem Bücherbrette stehen, und ich dachte, die hat er seit Jahren nicht aufgeschlagen, keinen Blick hineingetan. Und ich sah im Geist, wie Du sie an einem einsamen Abend hinauflegtest. Ich sah Deinen Ausdruck und Deine Bewegung, wie Du Dich von ihnen trenntest. Beinah' glaub' ich, daß es auf Erden nichts Größeres gibt als einen Menschen, der ganz im stillen seine Hoffnungen, sein Bestes anderen zuliebe aufgibt und ohne Bitterkeit mit dem Geringsten sich begnügt. Und nichts Größeres hätte er schaffen können, als er dann selbst geworden ist.

Sieh nur, ich schreibe zu viel. Nun ist es schon dämmerig und hier im Zimmer so still und beinah' dunkel, kaum daß ich zum Schreiben sehe. Ich fühle mich nicht froh und nicht sicher. Gedanken, Gefühle, die mich unendlich quälen könnten, kommen, wenn mir leise meine Einbildungskraft berührt wird. Leb' wohl, Reichlin, leb' wohl! Im Freien wird mir besser.

Kennst Du das Gefühl, wenn man nicht wagt, sich umzuwenden? und kennst Du dunkele gestaltlose Ahnung, die erstarren macht?

Noch einmal, leb' wohl.

Deine Käthe.

Erster Brief Reichlins

Ich stelle mir vor, daß Du gleich am Morgen geschrieben haben wirst, und daß ich tagsüber Deinen Brief bekommen werde. Ich denke, bald wieder bei Dir zu sein. Solange ich fort bin, bleib hübsch fleißig.

Denke nicht allzuviel über Dich selbst nach, das tut nicht gut. Ich möchte, Du achtetest inniger auf das Leben um Dich her, auf alles, was mit Dir leidet und sich mit Dir freut. Hast Du einmal wieder daran gedacht, was ich Dir sagte, damals, als Du in der Nacht mit mir vor dem Hause saßest? — Ich hätte Dich gern getröstet.

Erinnerst Du Dich? — Du solltest Dir vorstellen, unsere Gedanken stiegen wie aus der Erde auf und zögen über uns hinweg, über Unendliche hin, und wir müssen stillhalten und Glück und Unglück, das sie uns bringen, über uns ergehen lassen.

Der Denkende ist nur das Medium der Gedanken, die die Erde umfluten. — Weshalb ich Dich jetzt wohl wieder daran erinnere, hast Du damals aufgemerkt? Versuche es einmal, darüber nachzudenken, wenn Du vielleicht heut' nacht nicht schlafen könntest.

Sei hübsch artig, besuche die Baronin und schreibe mir bald wieder. Vielleicht muß ich weiterreisen.

Dein

Nikolaus Reichlin.

Zweiter Brief Reichlins

Bis an den Hals in Geschäften, liebe Käthe. Fortwährend heißt es, die Augen offen halten, immer sich bewußt sein, daß alle Pläne, alle Vermutungen, alle Unternehmungen es mit den niederen, niedrigsten Eigenschaften des menschlichen Geistes zu tun haben. Kein Vertrauen, immer gerüstet, sein Recht zu wahren. Keine Offenheit, immer den Vorteil verdecken, der doch offenkundig das Ziel jedes Erwerbenden ist, auf den alles hinausläuft, und diesen Vorteil jederzeit wie eine Ungerechtigkeit verleugnen!

Wahrscheinlich bin ich ein besserer Geschäftsmann, als es den Anschein hat, denn ich sehe alle landesüblichen, zeitge-

mäßen, gröberen und feineren Lügen, Hinterlisten, bedenklichen Gebräuche hübsch klar vor Augen, vergnüge mich damit, zu beobachten, wie sie ausgenutzt werden, wie sie durch ehrenwerte Herren, die sich ihrer bedienen, ehrenwert erscheinen.

Es ist ganz interessant, der Sache unbeteiligt zuzuschauen; aber mitten darinstecken, so gut es geht, alles mitmachen, überall sich wehren, sich eindrängen, das ist schon übler und manchmal unleidlich. — Die Existenz ist die Sünde.

Es ist ein unerträglicher Lärm in der Stadt. Ich will mich freuen, wenn ich bei meiner Käthe wieder in unserem stillen, friedlichen Garten sitzen kann.

Weshalb schreibst Du nicht, daß die neuen Rosen nun aufgeblüht sind. Sie müssen es sein. Du versäumst doch nichts? — Wie steht es mit Friedrich jetzt?

In meinem letzten Briefe, auf den Deine Antwort wohl schon unterwegs sein wird, erinnerte ich Dich an jenen Gedanken, daß die Mutter Erde für uns Menschlein denkt. — Und ich sehe im voraus, wie Du jetzt nicht ruhen wirst, bis Du ihn durchgrübelt hast.

Laß das; wir wollen miteinander darüber reden, wenn ich zurückkomme. Oft habe ich versucht, Dich in die Tiefe der Poesie zu führen, in der die gehetzten, bezweifelten, ewig verfolgten Gedanken untertauchen und in Verklärung, als angebetete Gottheiten, wieder erstehen. Du wichest gerne aus und ließest Dich nicht gefangennehmen.

Poesie ist ahnungsvollste Beschränktheit, strebt nicht nach Wissen, verträgt kein zweifelndes Forschen, verlangt ganz unser Herz. In Poesie liegt für uns Seligkeit, Hoffnung und Erlösung.

Fasse Mut, mein Herz. Was Dein Reichlin Dir helfen kann, das wird er tun.

Leb' wohl!

Zweiter Brief Käthens

Vielleicht verstehe ich, was Du mir damals sagtest und mir jetzt wieder schriebst, Reichlin. Ich glaube, daß ich es verstehe, und glaube, daß man durch solche Gedanken demütig werden kann. Ich gab mich ihnen hin, wollte alles ruhig über mich kommen lassen, ohne danach zu streben. Mit der Sonne, dem Monde, dem Wachsen und Welken wollte ich denken. Das Alltäglichste wurde mir neu, und ich freute mich über jede Erscheinung. Alles gewann mir an Bedeutung.

Es gab ein Gewitter, ich stand in unserem Pavillon. Bei jedem Blitz, bei jedem Donnerschlag hörte ich einen gewaltigen Chor, der die Erscheinung begleitete und von ihr hervorgerufen wurde, die Gedanken der Menschen. Sie rollten mit dem Donner vermischt über die Erde. Es war ein großer Eindruck, aber Reichlin, welche Kraft gehört dazu, im Bewußtsein solcher Ideen zu leben.

Gestern abend empfand ich, wie alles noch weit verstärkt auf uns eindringt, wenn wir uns die Gedanken wie aus der Erde aufsteigend denken, sie gleichsam mit den Atemzügen einziehen. Doch ist es das einzige Mal gewesen, daß mich das Versenken in diese Vorstellung nicht beruhigte. Die Todesangst war es, die mich, als ich nicht schlafen konnte, überfiel. Sie stieg auf, erfüllte alles, marterte mich, ängstigte mich und ließ sich nicht abschütteln. Es lag schwer wie gestaltlose Ahnung über mir. Entsinnst Du Dich, ich sagte, daß ich zum erstenmal mich der Vorstellung vom Tode hingab, als ich durch sie mir einen großen Schmerz verdecken wollte.

Reichlin, denke an Deine Käthe. Sobald Du kannst, kommst Du zurück, das weiß ich. Ich sehne mich nach Dir.

Deine Käthe.

Ich schreibe jetzt ein Geschichtchen und denke dabei an alles Gute, was Du mir gesagt hast, und suche es zu befolgen. Aber wunderlich genug wird es dennoch ausfallen. Sobald ich fertig bin, schicke ich es Dir.

Dritter Brief Käthens

Deinen Brief habe ich Tag und Nacht bei mir; ach, Du bist gut, und es soll Dir auch gut gehen. — Was Dir das Liebste ist, wirst Du noch erreichen. Dir kann das Leben nicht so traurig verstreichen — Dir nicht.

Mache Dich frei, Reichlin — ach, es müßte möglich sein! Du brauchst doch zum Leben nicht viel. Heinrich soll Deine Stelle hier einnehmen. Der paßt besser dazu als Du. Du sollst Dich nicht länger plagen. — Wer dankt es Dir? Glaubst Du wohl, sie wissen es, was für ein Opfer Du für sie gebracht hast? — Glaub' mir, sie würden es nicht verstehen, daß Du ihnen Dein Leben, Dein Bestes gegeben hast. Sie denken bei sich: Er ist zu einer ruhigen, festen Arbeit gekommen, was will er mehr? — Und in seinen Freistunden kann er treiben, was ihm behagt.

Ach, Reichlin, käme für uns beide Glück!

Deine Käthe.

Vierter Brief Käthens

Mein lieber, lieber Reichlin!

Ich sehne mich nach Dir, ich möchte Dir entgegen und Dir zu Füßen fallen und die Lippen Dir auf die Hände drücken — und Dir sagen, wie Du unsagbar gelitten, daß Du den größten Schmerz empfunden haben mußt.

Ich weiß es und glaube es, und dennoch bist Du so gut mit mir, so gut!

Ach, wenn Du hier wärst, Du müßtest mir sagen, was Du verloren hast, was Dich so getroffen hat. Ich würde Dich nicht lassen, bis Du mir vertrautest.

Du darfst nicht bös auf mich sein, daß ich nicht widerstand und nach einem von Deinen Heften griff und es aufschlug — einmal aufschlug! — ein einzig Mal.

Ich suchte nach Frieden, als ich den ersten Blick hineinwarf, und das, was ich aufschlagen würde, sollte mir ein Orakel sein.

Da las ich:

Erbarmungslos sind die Götter,
bar alles Mitleids.
Lächelnd schauen sie
aus wolkigen Höhen
auf das Getriebe
ihrer Geschöpfe. —
Nichts reicht von der Erde
zu den ehernen Herzen.
Unbemerkt verwehen
Opferdämpfe,
und ungesehen
bleiben erhobene Hände,
ungehört verhallen Klagen
und kindliche Wünsche,
und was der Verzweifelnde
aufschreit in Angst
zu den sonnigen Höhen!
Und was tief im Herzen
unausgesprochen
eine Welt von Qualen birgt –
reicht nicht über die Wolken,
über die Räume.
Es dringt kein Gebet
und kein Fluch zu den Göttern.
Schweigend schauen die Hehren
auf das Elend
ewig elender Menschen.
All' Jammer auf Erden
verhallt — ein Mißton, —
der in den urewigen Einklang
schmeichelnd sich fügt.

Das schriebst Du. — O Gott, Reichlin.

Deine Käthe.

Dritter Brief Reichlins

Als ich das Gedicht schrieb, war ich elend und allein; in einer ruhigen Stunde will ich von dieser Zeit mit Dir reden. Das Schicksal hat mich beraubt, und ich mußte den Entschluß fassen, mich von allem abzuwenden, was mir bis dahin Glück und Frieden gewesen war.

An jede Stunde weiteren Lebens konnte ich nur mit Grauen denken.

Was ich seitdem gelebt und erreicht habe, Du weißt es — was mir an Glück zuteil wurde — die Käthe weiß es.

Erbarmungslos sind die Götter!

Vielleicht können wir es beide einmal zurücknehmen.

Dein R.

Fünfter Brief Käthens

Heute hat mich ein Gefühl im Traum erschreckend berührt. Ich sah Ernst Santi, ganz ohne Teilnahme, als hätte ich nie im Leben je an ihn gedacht. — Mir ist, als hätte ich noch kein einzig Mal von ihm geträumt, und habe es so oft gewünscht — und nun mußte es so geschehen. — Ich kann den ganzen Tag von dem kalten Eindruck nicht frei werden. —

Keine Freude zu fühlen, ihn wiederzusehen! — Daß ich so träumen mußte! Wie wenig mag uns unser Herz gehören! Mir ist seit dem Erwachen, als trüge ich eine unbekannte Macht in mir. Die Baronin läßt Dich grüßen, sie war heut' lange bei mir.

Deine Käthe.

Sechster Brief Käthens

Denselben Tag.

Vorgestern sagte ich Dir, daß ich etwas geschrieben hätte. Als ich es tat, hab' ich an Dich, und was Du mich lehrtest, immer gedacht. Wie es mir gelungen ist, weiß ich nicht.

Das Märchen vom Glück

Es war einmal eine Gärtnerstochter, die hieß Parmandel, die hatte es noch nicht erfahren, was Glück sei, und dachte darüber nach, Tag und Nacht, und wenn sie über der Arbeit saß und Kränze band für Lebendige und Tote.

Und auf der Straße sah sie sich die Leute darauf an, ob sie wohl das Glück kennen gelernt hätten.

Sie wohnte bei ihrer Mutter in einer engen Gasse, da hatten sie einen kleinen Laden, in dem sie ihre Blumen verkauften, und vor dem Tore gehörte ihnen ein Garten.

Da war auch eine schöne Schwester, die mit ihnen wohnte, die hatte viel Freier und war immer guter Dinge. Die Mutter liebte es, wenn diese ein weniges im Hause nachsah und bei ihr saß.

Parmandel aber besorgte den Garten und band in dem dunklen Lädchen Sträuße und Kränze, und so wunderschön verstand sie diese zu binden, wie niemand sonst in der ganzen Stadt es konnte. Sie hatte eine glückliche Hand, und alles geriet ihr wohl; doch war sie ein stilles Mädchen und hatte vollauf zu tun, sodaß die Nachbarsleute sie kaum bemerkten und niemand von ihr sprach. Dabei dachte sie immer, was es mit dem Glücke wohl auf sich habe. Wie es einem wohl zumute ist, wenn das Glück kommt — und ob sie es gleich erkennen würde.

Alles ging gut im Hause. Es mangelte nicht an Geld; im Garten gedieh, was gesäet und gepflanzt war, und Parmandel hatte von früh bis zum Abend zu tun, kam kaum zum Reden. Sie merkte es nicht, daß keine Menschenseele sich tagsüber um sie kümmerte.

Und abends, wenn die Schwester sich noch vergnügte, war sie todmüde und ging schlafen.

Doch ehe sie einschlief, dachte sie an das Glück und hoffte, daß es kommen würde. So verging Tag um Tag, und sie hatte es noch nicht kennen gelernt und ging manchmal aus,

es aufzusuchen; denn so ein wundervolles Ding, wie Yarmandel meinte, daß das Glück sei, will man gern finden.

Waren Blumen zu einem Feste bestellt, so ließ sie es sich nicht nehmen und trug sie selbst zu den Leuten, um vielleicht etwas davon, wonach ihr Herz sich sehnte, zu erfahren.

In den Häusern aber, in denen das Fest gegeben wurde, ging es immer munter und hoch her. Da war viel Unruhe und Hast, da mußten sie alles aufs beste vorbereiten. Yarmandel sah dem Treiben oft zu. Es sind ihrer zu viele, dachte sie, das wird das Rechte nicht sein. Später auf dem Feste aber würde ich es schon zu sehen bekommen.

Sie wartete und wartete.

Die Zeit kam, daß sie der schönen Schwester den Brautkranz binden sollte. Das tat sie. Die Schwester heiratete einen aus der Nachbarstadt und hätte wohl auch einen anderen genommen.

Yarmandel setzte ihr am Morgen den Kranz in das Haar, da schien die Sonne zum Fenster herein auf die kleinen Myrtenblättchen, daß sie funkelten und glänzten. Sie waren so grün und feucht und die Blüten schneeweiß.

Yarmandel sagte: „Ich wünsche dir Glück."

Das hatten viele Leute der Braut schon gesagt, so daß sie es überhörte. Die Schwester war schön und fröhlich an ihrem Hochzeitstage, plauderte mit aller Welt, wie sie es jederzeit getan, und lachte von Herzen.

„Wo nur das Wunder ist?" dachte Yarmandel.

Da war in der Stadt ein vornehmes Fräulein in schönster Jugend gestorben. Yarmandel hörte von den Leuten, die bei ihr Kränze bestellten, Klagen darüber. Sie erzählten dies und jenes, rühmten die Jugend, die Schönheit, die Anmut, die Güte des Mädchens und sagten mit viel Bedauern, daß sie verlobt gewesen sei. „So mitten im Glück zu sterben," meinten sie, „daß Gotte erbarm'!"

Und Yarmandel trug am Abend spät ihre Kränze zu der



verstorbenen Braut. Wie sie in das Haus trat, war es überall still und einsam, die Türen offen und alles hell; aber keine Menschenseele begegnete ihr auf den Treppen, und niemand hielt sie auf und gab ihr Bescheid.

Da trat sie in einen schönen Saal ein, in dem lag die Tote. Hohe, goldgelbe Wachslichter brannten; vor denen stand der Sarg, und ein Priester kniete nahe dabei und murmelte Gebete.

Yarmandel schlich näher mit ihren frischen Kränzen und konnte das weiße Kleid und die gefalteten Hände der Braut sehen. — und schlich noch näher und konnte ihr Gesicht sehen. — Da erschrak Yarmandel und dachte „Da ist das Wunder — da.“ — Sie konnte den Blick nicht wegwenden von dem schönen Gesicht, auf dem das Glück wie ein Schein lag, daß aller Augen es schauen konnten. — Yarmandel fing an zu weinen, als sollte ihr das Herz brechen, und flüsterte: „Wollte Gott, ich hätte es bei den Lebendigen gefunden.“

Ach, komme, ich bitte Dich, es ist hier öde.

Deine Käthe.

Die Mutter und die drei Schwestern waren bei der Baronin abends zum Tee eingeladen, schon zwei Tage vorher, da die Baronin Besuch erwartete und es ihr, wie es schien, darauf ankam, einige Menschen bei sich zu sehen. Sie sprach ihr größtes Bedauern aus, Reichlin, auf den sie gerechnet hatte, nicht mit eintreten zu sehen.

Das Balkonzimmer war angenehm erleuchtet; auf den Tischen und Tischchen standen in Vasen schöne Blumen. Es war ein wunderbar blütenreicher Sommer. Aus dem Nebenzimmer klangen noch einige volle Klavierakkorde, die verstummten, als die Baronin Mutter und Schwestern begrüßte, und ein junger Mann mit eleganten Manieren trat ein und wurde von der Wirtin vorgestellt.

„Er kommt aus Rom," sagte sie, „direkt aus Rom, der Beneidenswerte."

„Ja, gnädige Frau," wandte er sich an die Mutter „ich danke meinem Schöpfer, daß ich hier bin. Der lange Sommer, den wir dort schon hatten, wirkt angreifend."

Käthe sah ihn eigen an und sagte, als hätte sie das Vorhergehende nicht gehört: „Von Rom kommen Sie?"

„Ja, gnädiges Fräulein, von Rom", wiederholte er. „Kennen Sie Rom?"

„Ich?" frug sie. „Nein, ich nicht."

„Wer denn?" frug er lächelnd, angeregt zu dieser Frage durch die eigentümliche Betonung, mit der sie „Ich nicht" erwidert hatte. Käthe blickte vor sich hin, ohne zu antworten.

Man setzte sich zum Tee. Der Gast der Baronin wußte angenehm und liebenswürdig zu plaudern. Er malte, hatte lange Zeit in Italien gelebt, war musikalisch begabt, wußte allerlei aus der römischen Gesellschaft zu erzählen. Er schien dort wohl aufgenommen, war eine angenehme Erscheinung und mochte einer von den Menschen sein, gegen die sich nichts sagen läßt.

Nach dem Tee setzte er sich an das Klavier und trug vor, was die Baronin von ihm erbat. Alle waren in dem Zimmer, in dem der junge Künstler spielte, versammelt; nur Käthe hatte sich auf den Balkon geschlichen.

Die Melodien drangen milde zu ihr hinaus. Sie hatte den Fremden, währenddem er ihr gegenübersaß, oft forschend angeblickt; er war ja daher gekommen, von wo aus ihr Glück und Ruhe zurückkehren sollte.

Er schien dort so gut bekannt zu sein; sie ahnte es, er hatte ihn, den sie erwartete, vielleicht gesehen, vielleicht gesprochen, vielleicht kannte er ihn näher — vielleicht würde er den Namen plötzlich nennen.

Käthe war mit innerster Erregung dem Gespräch gefolgt.



Er mußte ihn ja kennen; beide waren Künstler, sie mußten einander in Rom begegnet sein; es war kaum anders möglich.

Er hatte von den verschiedentlichsten Menschen gesprochen, wußte von jedem, kannte jeden, nach dem die Baronin, die vor Jahren sich auch in Rom aufgehalten hatte, frug; aber den einen Namen hatte er nicht genannt.

Nun saß Käthe draußen auf dem Balkon. Sie sprach den Namen, den sie so gern gehört hätte, leise vor sich hin.

Die Musik klang ununterbrochen sanft in die Nacht hinaus und begleitete Käthens Träume, belebte sie und erhöhte jedes Gefühl, das sich in ihr regte.

Von neuem nahm sie von dem Geliebten Abschied, fühlte dabei die ganze Macht der Liebe in ihrem Herzen erwachen. Alles, was ihr vor dem vollblühenden Strauch zugeflüstert und was sie keiner Menschenseele vertraut hatte, bekam neue Kraft und tiefere Bedeutung. Käthe atmete tief auf.

Sie saß matt und müde auf der Bank, lehnte den Kopf zurück und ließ den Abendwind in ihrem Haare spielen.

Sie mußte wieder hineingehen. Ja, sie wollte hineingehen und nahm sich vor, recht vernünftig zu sein. Die Mutter und alle sollten nichts an ihr zu tadeln finden; wenn sie es nur nicht schon bemerkt hatten, daß sie sich wieder beiseite geschlichen.

Derart willkürliches Benehmen, wie Käthe es liebte, war der Mutter fatal.

Käthe fand niemanden; sie hörte aber im Saal sprechen. Auf dem von einer Hängelampe erhellten Tisch stand ein Strauß blauer Iris in einem schön geschliffenen Glas, die waren auffallend beleuchtet. Käthe war fast bewegt durch diesen Anblick.

„Was gibt es für Herrlichkeiten hier — auf Erden", dachte sie und strich sanft über die leuchtenden Blumenblätter.

Sie trat in das andere Zimmer ein; die Damen waren



allein. Die Baronin wandte sich zu ihr, zog sie auf den Stuhl neben sich nieder und sagte eigentümlich bewegt:

„Mein Vetter holt uns jetzt etwas Wunderbares. — Wo haben Sie gesteckt, liebe Käthe?"

„Sagen Sie, Baronin," frug die Mutter, „war der arme Mensch vor seinem Tode lange leidend?"

„Er trug den Keim seines Übels schon in sich, als er von hier abreiste," erwiderte die Baronin, „und er muß sich, nach dem Abguß, den man im Tode von ihm genommen hat, zu urteilen, sehr verändert haben. Die Maske ist dennoch von wahrhaft ergreifender Schönheit.

„Merkwürdig, daß wir nie wieder von ihm hörten", sagte die Mutter.

„Er war ein guter Mensch", meinte Marianne. „Käthe, du erinnerst dich doch auch an den Santi, der vor zwei Jahren bei uns war."

Käthe veränderte sich bei diesen Worten äußerlich nicht, wurde nicht bleicher, fuhr nicht wie tödlich getroffen auf, blieb regungslos in ihrem Stuhl lehnen und sagte ruhig: „Ist er tot?"

In dem Augenblick ging die Tür auf, und der junge Künstler trug vorsichtig in beiden Händen eine Totenmaske, die man von einem jugendlich edlen Kopf genommen hatte.

Alle, außer Käthe, erhoben sich und standen um den Tisch, auf den der Gast seine schaurig schöne Last niedergesetzt hatte.

Der sagte mit gedämpfter Stimme: „Er war ein herrlicher Mensch."

Man schien ergriffen. Lily hatte Tränen im Auge. „So lustig war er", flüsterte sie. „Er lachte so schön."

Sie sprachen im leisen Ton, bewegt von dem ernsten, fast großen Eindruck, der alle bei dem Anblicke der stillen, kalten Züge überkam.

„Ja, er war ein großes Talent", sagte die Baronin seufzend und rückte das Licht dem starren Antlitz näher.



„Uns allen kam er schon lange bedenklich vor; aber wer dachte daran, daß es so schnell zu Ende gehen konnte. Als ganz junger Mensch soll er schon einmal ein Lungenleiden soweit ganz gut überstanden haben; entsinnst du dich?" wandte der Gast sich an die Baronin.

„Jawohl," sagte diese, „er mochte damals so etwa achtzehn Jahre alt gewesen sein."

„Der hat kein leichtes Leben gehabt", fuhr der Gast fort. „Ich habe davon sprechen hören, als hätte er wirklich das, was man Not leiden nennt, kennen gelernt. Niemand mag es recht gewußt haben. Es hat sich kein Teufel um ihn gekümmert, und er hat sich nicht darüber ausgesprochen. Santi war ein seltener Mensch und besaß in hohem Maße die Eigenschaft, von sich und seinen Angelegenheiten zu schweigen."

„Was für gute Kraft", sagte die Baronin, „geht im Kampf um die Bedürfnisse des armseligen Daseins verloren."

Sie sprachen noch lange über das nun abgeschlossene Leben, das einst das schöne, nun erstarrte Antlitz, welches vor ihnen lag, gebildet hatte.

Käthe saß immer noch in ihrem Stuhl zurückgelehnt, die Augen niedergeschlagen, und hütete sich, aufzublicken.

Niemand schien auf sie zu achten.

„Lassen Sie uns in das nächste Zimmer gehen," sagte die Baronin, „auf dem Balkon ist es jetzt schön; wir wollen die Lampen hinaussetzen lassen."

Marianne und Lily flüsterten miteinander, Marianne zuckte die Achseln und deutete auf Käthe.

Alle gingen hinaus. Der Gast der Baronin folgte mit Käthe.

„Sie kannten Santi?" frug er.

„Ich kannte ihn", sagte sie.

„Ihnen ist kühl," frug er, „nicht wahr?"

Er sah, daß sie mit einem Male auffallend bleich wurde.
„Darf ich Ihnen etwas zum Einhüllen bringen?“
„Ja, mir ist kühl“, erwiderte sie.
Er ging, und Käthe schlich hastig in das verlassene Zimmer zurück.
Da stand einsam, ernst und erhaben das Bild, das ihr der Inbegriff des Todes war.
Zaghaft legte sie die Hand auf die schöne, kalte Stirn, blickte sich scheu um und sagte eigentümlich ruhig: „Das ist mir keine Freude, dich zu sehen!“ Im Traum hatte sie ihn ohne Freude gesehen.
Dann schlich sie wieder davon und ging zu den anderen auf den Balkon.
Der Gast brachte ihr ein Tuch und legte es ihr sorglich um die Schultern.

Die Baronin und ihr Verwandter begleiteten die Mutter und die drei Schwestern nach Hause.
Es war eine schöne, milde Nacht. Den Staub auf der Landstraße hatte ein warmer Regen gelöscht, und wunderbar erfrischend ließ es sich auf dem ebenen, sanften Weg dahingehen.
Ein gut Stück waren sie schon gegangen, Käthe stillschweigend neben der Baronin. Da kam ihnen jemand entgegen. „Onkel Nikolaus“, rief Lily. „Onkel Nikolaus, Herr Reichlin“, rief es von allen Seiten.
„Guten Abend, guten Abend“, erwiderte Reichlin.
„Glücklich zurück? Jetzt erst gekommen? Wie geht es?“ Und die Baronin, Marianne, die Mutter und Lily, alle umringten ihn. Es gab ein Händeschütteln und ein Bewillkommen ohne Ende.
„Und Käthe?“ frug Reichlin.
Sie reichte ihm stumm die Hand. Die hielt er fest und innig eine Weile in der seinigen.

Die Baronin stellte ihren Gast vor, bedauerte, daß Herr Reichlin nicht eher kommen konnte; erkundigte sich nach dem Verlauf der Reise und wurde durch Reichlins Ankunft noch zu guter Letzt sehr animiert.

Als ein Augenblick Ruhe eingetreten war, sagte Lily: „Denke dir, Onkel Nikolaus, der junge Santi, der vor zwei Jahren bei dir war, ist in Rom gestorben."

Reichlin sagte kein Wort und war augenblicklich an Käthens Seite, als wollte er sie schützen und bewahren.

Er faßte ihre Hand.

Sie flüsterte ängstlich, fast unhörbar: „Schweig."

Sein Arm zitterte, als er sie hielt. Käthe hatte das gefühlt und entzog ihm sanft die Hand wieder. Daß sie an Reichlins Erregung ihre eigene spürte, hätte sie fast außer aller Fassung gebracht.

„Ja, er ist gestorben", erwiderte die Mutter, und nun erzählte jeder, was er wußte, und niemand achtete recht darauf, daß den Berichten von Reichlins Seite kaum ein Zeichen der Teilnahme und des Erstaunens entgegengebracht wurde.

Er hielt Käthens Hand fest und flüsterte zu ihr gewendet: „Käthe, meine Käthe!" Empfand aber nicht, so sehr er auf den leisesten Druck ihrer Hand, auf den geringsten Seufzer geachtet haben würde, daß sie ihn hörte.

Die Baronin sprach mit ihm, er erwiderte kaum.

Die Mutter, Lily und der junge Künstler unterhielten sich lebhaft, und Marianne ging träumend neben ihnen her. — Vor der Gartentür nahm man Abschied voneinander.

Reichlin konnte kein Wort an Käthe richten. Sie ging neben ihrer Mutter und reichte ihm zum Abschied wieder stumm die Hand.

In ihrem Zimmer sank Käthe auf einen Stuhl und sah starr in das Lichtflämmchen. — Marianne und Lily waren rasch eingeschlafen. Nichts regte sich.

Da erhob sich Käthe, öffnete die Tür, die von ihrem Zimmer aus in den Garten führte, und trat hinaus.

Auf einer Bank, ihrem Fenster gegenüber, saß Reichlin. Der ging ihr rasch entgegen, legte den Arm um ihre Schultern und zog sie sanft an sich, daß ihr Kopf an seiner Brust lag.

„Käthe", sagte er.

„Sprich nicht mit mir", flüsterte sie leise. — „Denke aber an mich. Ich bitte dich, denke an mich, solang' du kannst." Sie hatte die Hände ineinander gelegt und sah ihn flehend an.

„Ja, Käthe. — Ich bleibe bei dir. — Sprich, was du sprechen willst, mein Herz; jedes Wort, so schmerzlich es ist, wird dir wohltun. Schon morgen, wenn der Tag anbricht, findet alles eine andere Gestalt — morgen früh."

„Nein, nein, Reichlin," unterbrach sie ihn hastig, „sprich nicht von morgen, da durchläuft mich ein Grauen, das ich dir nicht beschreiben könnte." Sie umfaßte seinen Arm fest.

Sie waren unter die Buchen vor dem Haus getreten. Ermattet ließ sie sich auf die Bank nieder und stützte die Stirn in die Hände.

„Soll ich reden?" frug sie und hob den Kopf.

„Ja, rede, rede, Käthe."

„Sag' das nicht, denn mir ist, als ob ich verloren wäre, wenn ich spräche."

Reichlin zog sie wieder an sich.

„Sprich, Käthe."

„Wenn es nicht Nacht wäre — da kommen die Gefühle so unaufhaltsam."

Er empfand, wie sie durch und durch zitterte und sich fest an ihn preßte.

„Ach, Reichlin, laß mich reden", fuhr sie hastig fort. „Wundere dich auch nicht, daß ich in Worten rede, die ich sonst nicht gebrauche. Ich spreche von Unglaublichem, ganz Unglaublichem; — du mußt nicht denken, daß ich im allerentferntesten daran glaube."

„Still, meine Käthe, versuch's einmal, nimm dich zusammen. Tue es deinem Reichlin zuliebe. Wir haben uns doch immer gut verstanden. Du weißt nicht, wie du mich bekümmerst."

„Reichlin", sagte sie ruhig. „Ich habe von dir viel Gutes empfangen, und ich habe, was ich von dir hörte, wie ein Heiligtum bewahrt. Ich will ruhig sein, glaub' mir. — Nichts hab' ich aus mir selber, alles, alles hab' ich von dir. Meine ganze Seele hat sich an dir geschaffen — und jetzt bewegt sie sich so eigentümlich, als wollte sie mir unter den Händen entwischen. — Du kannst ja keine Ahnung haben von dem, was ich im voraus fühle, wenn ich an die große Verwirrung denke, die über ein Geschöpf kommen könnte."

Das sagte sie gefaßt, aber mit zitternder Stimme.

„Sterben, das ist ein Entfliehen, aber kein Zerreißen der innersten Kraft. — Ich schrieb dir, daß ich geträumt habe, ich sah ihn wieder und hatte keine Freude daran.

Ich habe seinen Tod immer unbewußt gewußt. — Nur in Worten habe ich es nicht sagen können. Sein Tod lag auf mir.

Jetzt will ich schlafen gehen. Man kann ja ruhig schlafen, wenn man nichts mehr zu erwarten hat."

Sie preßte seine Hand an ihre Lippen. — „Ich will dir keine Not machen.

Laß mich jetzt gehen, Reichlin."

„Willst du nicht bleiben?" Er hielt sie zurück.

„Ich bin müde — ich gehe."

Das sagte sie so fest und ruhig, daß er sie nicht aufzuhalten wagte und sie gewähren ließ.

Sie trat in ihr Zimmer, stellte das Licht auf einen Stuhl, setzte sich auf den Rand ihres Bettes nieder und sah vor sich hin.

„Nein, es ist unmöglich," sagte sie, „ganz unmöglich", und atmete tief auf.

Dann erhob sie sich leise und schloß die Tür, die zu dem Zimmer der Schwestern führte.

„Wir sind getrennt", sagte sie dumpf und ging im Zimmer auf und nieder.

Sie stürzte vor ihrem Bette nieder und preßte ihre Stirne in die Kissen.

Immer tiefer brannte das Licht herab, sie rührte sich nicht.

Die Morgendämmerung brach herein; draußen wurden die Vögel munter.

Da, nach stundenlanger Regungslosigkeit erhob sie sich und sagte tonlos:

„Nein, das ist unmöglich zu ertragen."

Sie löschte das Licht und trat an das Fenster. Schon war es ganz hell. Sie sah den rötlichen Schimmer auf den Wipfeln der Bäume liegen. Käthe trat zurück, ihre müden Augen waren geblendet vom erwachenden Tag. — Wieder ging sie im Zimmer auf und nieder, bei jedem Schritte rauschte ihr Kleid.

Sie legte es ab und versuchte noch ein wenig zu schlafen; aber kaum, daß innere Ruhelosigkeit ihr die Augen schließen ließ.

Nach und nach wurde es laut im Haus. Türen und Fenster wurden geöffnet. In der Küche, die zu ebener Erde lag, wurde gelärmt und geklappt. Darauf trat wieder für eine Weile Ruhe ein, bis im Nebenzimmer bei den Schwestern Stimmen laut wurden.

„Käthe", rief Lily und rüttelte am Türschloß. „Du hast ja zugeschlossen. Steh rasch auf. Wir fahren heute für Marianne die Möbel auszusuchen. Wir werden mit Heinrich zusammentreffen; die Mutter schickt eben. — Eil' dich nur, wir müssen bald fort."

Käthe erhob sich, kleidete sich rasch an und öffnete den Riegel.

„Was ist denn?“ frug Marianne, als Käthe in das Zimmer trat. — Nein, was hast du? Ist dir nicht wohl?“

„Mir ist ganz wohl“, erwiderte sie. Ich habe heute nacht nicht gut geschlafen und bin nun müde.“

„Du Armes“, sagte Lily schmeichelnd, legte ein Paket, das sie eben zusammengepackt hatte, nieder und ging auf Käthe zu, die wie träumend in der Tür stehen geblieben war. „Da wirst du wohl nicht mitfahren wollen?“

„Ich glaube nicht — wenn es anginge, daß ich zu Hause bleiben könnte“, erwiderte sie; „ich bin sehr müde.“ Sie ließ sich ermattet auf einen Stuhl nieder.

Hanna steckte den Kopf zur Tür herein.

„Sind die Fräuleins fertig?“ frug sie. „Die Frau Mama sitzt schon beim Frühstück. In einem Viertelstündchen wird der Wagen da sein.“

Als die Mädchen hinaustraten, saß die Mutter schon unter den Buchen am gedeckten Tisch.

„Nun, kommt ihr endlich“, rief sie den dreien mit ihrer klaren, lebensfrischen Stimme entgegen. „Heute gibt es genug zu tun, wenn wir mit all dem zu Ende kommen wollen, was Marianne sich vorgenommen hat. Aber eins sage ich, getrieben wird nicht, werden wir heute nicht fertig, dann ein andermal. Es ist reichlich und überreichlich Zeit, und bei dem Besprechen mit dem Tischler darf nicht gehastet werden.“ Die Mutter war in gütigster, frischester Stimmung.

Jetzt ruhten ihre Augen auf Käthen.

„Ich sollte doch meine Käthe kennen“, sagte sie liebevoll. „Dir ist nicht wohl, was hast du denn?“

„Ach, Mütterchen“, sagte diese mit innigst erregter Stimme und fiel ihr um den Hals.

„Was fehlt ihr?“ wandte sich die Mutter an Marianne.

„Sie hat nicht geschlafen,“ sagte diese, „und will nicht mitfahren.“

„Komm, Käthe." Die Mutter nahm ihre Tochter wie ein Kind an der Hand und ging mit ihr ein Stück den Weg abwärts.

„Fühlst du dich krank", frug sie.

„Nicht ganz wohl", sagte Käthe.

„Wenn es sich doch machen ließ, daß wir bleiben könnten," sagte die Mutter und setzte sich wieder auf die Bank unter den Blutbuchen, „ich möchte dich nicht gern allein zurücklassen; aber Heinrich wartet und der kann keinen anderen Tag."

„Da steht der Wagen schon", rief Marianne und zeigte hinunter nach der Landstraße.

„Da wird nichts helfen, Kinder, habt ihr eure Sachen? Trinkt nur ruhig noch fertig. — Und du, Käthe, versuche zu schlafen, vielleicht holst du noch nach, was du heut' nacht versäumt hast. Wird es mit deinem Kopfschmerz besser in der freien Luft?"

„Noch nicht", erwiderte Käthe.

„Jedenfalls kommen wir heut' nacht sehr spät zurück; erwarte uns ja nicht."

Käthe geleitete sie durch den Garten bis zum Wagen. Als sie Abschied nahmen, fiel sie der Mutter wieder um den Hals, und diese fühlte, wie das Mädchen in ihren Armen zitterte, und wie ihr Käthens Kopf schwer auf der Schulter ruhte.

„Kommt gesund zurück, behütet mir die Mutter, daß sie sich nicht zu sehr abmattet." Wie im Traum sagte sie das. „Seid ja vorsichtig."

„Was soll uns denn begegnen?" erwiderte etwas ungeduldig Marianne.

„Du bist ein gutes, liebes Ding", sagte Lily und gab Käthe zum Abschied einen Kuß.

Der Wagen rollte fort, die Landstraße entlang — und Käthe ließ sich auf der steinernen Stufe vor dem geöffneten

Gittertor nieder und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. So saß sie ganz versunken, wurde nicht gewahr, daß schon seit geraumer Zeit Reichlin in ihrer Nähe stand. Seine Blicke ruhten auf ihr.

Zwei-, dreimal machte er Miene, sie anzureden, schüttelte wie im tiefsten Nachdenken den Kopf und schwieg. Endlich klang es fast tonlos von seinen Lippen:

„Siehst du, Käthe — daß der Morgen gekommen ist."

Langsam wandte das Mädchen sich nach ihm um, ohne ihm zu antworten, erhob sich und ging neben ihm her.

„Willst du mit mir gehen?" frug Reichlin.

„Ja", erwiderte sie. — „Nein, laß mich lieber allein. — Oder laß mich ganz still am Fenster sitzen, wenn du arbeitest. Mir ist's, als wäre ich dort noch am liebsten."

„Ganz wie du willst, Kind."

Sie gingen auf Reichlins Haus zu, traten in sein Arbeitszimmer ein, darin war es kühl, und mildes Licht drang durch das grüne Laub vor dem Fenster.

Er rückte ihr den Stuhl an ihren Lieblingsplatz, und wie schwer ermüdet ließ sie sich darauf nieder, lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Reichlin setzte sich an seinen Schreibtisch und versuchte zu arbeiten, schlug ein Buch auf und schien zu lesen, klappte es wieder zu und verfiel zuletzt in eine dumpfe Ruhe.

Die Zeit verstrich — kein Laut wurde im Zimmer gehört. Der Wind spielte mit den Blättern vor dem Fenster, und ein Fink sang unermüdlich von neuem sein altes Lied. Jetzt war es Reichlin, als würde er leise an der Schulter berührt.

Er fuhr zusammen und blickte sich um. Käthe stand hinter ihm, die Augen fest auf ihn gerichtet. Sie hielt ein Blatt Papier in der Hand.

„Es ist ins Tiefste gedrungen", sagte sie. „Es ist möglich,

daß das Schrecklichste über ein Geschöpf kommen kann. Hier — du hast es ja selbst geschrieben." Sie hielt ihm sein eigenes Gedicht hin.

Erbarmungslos sind die Götter,
bar alles Mitleids.

Mit eigentümlicher Stimme las sie die letzten Zeilen:

All' Jammer auf Erden
verhallt — ein Mißton, —
der in den urewigen Einklang
schmeichelnd sich fügt.

„Ich glaube, nur so trägt man ruhig, was kommen wird — Die Größe und Unerreichbarkeit über mir und um mich her ist mir klar durch deine Worte. Ich behalte das Lied und werde es immer wieder lesen und über nichts mehr erstaunen. Leb' wohl, Reichlin."

„Willst du nicht bleiben, Käthe?"

„Nein," erwiderte sie, „ich muß jetzt für mich allein sein."

Wie ein Tag dahingeht! — Unter den Händen entweicht er Millionen und entreißt jedem unerbittlich ein Stück seines Lebens. Viele bedenken es nicht, wie unaufhörlich sie beraubt werden. Viele sehen aufatmend den Tag vergehen. Viele bedauern es, doch gar mancher fühlt mit dem letzten Tagesschimmer seine Lebenskraft zerrinnen und beugt sträubend oder gelassen sein Haupt der unbekannten, grauenvollen Macht, die er über sich kommen fühlt.

Die Sonne war im Sinken. Reichlin saß mit einem Buch, das er achtlos in der Hand hielt, wieder in seinem Arbeitszimmer. Unverwandt waren seine Augen nach der Tür gerichtet. Bei jedem Geräusch wendete er die Blicke nach dem Fenster, erhob sich halb und sank wieder zurück.

„Sie muß kommen", sagte er dumpf vor sich hin und stand auf, bog den Efeu vor dem Fenster auseinander, da leuchtete der Abendhimmel in das dämmrige Gemach herein, aber niemand kam des Wegs daher. Kein entfernter Schritt war auf dem Kies zu hören. Kein Laut unterbrach die Stille. Eine Holztaube girrte auf der hohen Edeltanne, die dem Fenster gegenüberstand.

Wiederholt hatte Nikolaus Reichlin es heute versucht, Käthen zu sprechen. Hanna hatte ihm gesagt, daß das Fräulein sich in ihrem Zimmer eingeschlossen habe, wahrscheinlich, um zu schlafen. Das Mädchen war ganz besorgt gewesen. „Ich kenne Fräulein Käthe," hatte sie gesagt, „der muß es sehr schlecht sein, ehe man ihr etwas anmerkt, und heute sah sie ganz verändert aus. Wäre doch die Frau Mama schon zurück."

Als er wieder einmal kam, nach ihr zu sehen, fand er sie auf der Bank vor dem Hause sitzen. Wie er sich ihr näherte und sie ihn gewahr wurde, sah er, daß es wie ein bitterer Schmerz über ihr Gesicht zog. Es war ihm, als richtete sie hilfesuchend ihre Augen auf ihn.

„Wie geht es dir, Käthe?" frug er sie.

„Ich weiß es nicht, laß mich lieber noch allein — bitte, verzeih mir."

Er strich ihr sanft über das Haar. „Ich warte auf dich, liebe Käthe — du mußt kommen." Dann war er durch den weiten Garten nach Haus zurückgekehrt.

Jetzt aber nun wartete er schon seit Stunden auf sie, und sie kam nicht. Er trat ans Fenster, schaute hinaus, ließ sich wieder an seinem Schreibtisch nieder und stützte den Kopf auf. Da öffnete sich leise die Tür. Er fuhr auf. Doch ehe er sich noch erheben konnte, lag Käthe zu seinen Füßen und umfaßte seine Hände.

„Reichlin, Reichlin!" rief sie angstvoll. „Bald geht die Sonne unter. Die Nacht kann ich nicht wieder ertragen; mir ist's, als verginge mir der Atem, je mehr die Sonne sinkt. Es steht nicht mehr außer mir, nein, das Gewirre und Gewoge ist in mir, von mir aus geht es über die ganze Welt. — Wie bin ich nur hineingeraten?" frug sie leise und ließ seine Hände los. „Reichlin, es geht nicht vorüber. Ich fühle eine fremde Macht über mir, die jeden Augenblick über mich herfallen kann."

Sie sprang auf. „Siehst du, — ich bin fortgerissen in ein gräßlich gestaltloses Bewegen hinein — und wenn die Nacht kommt, bin ich verloren. Du mußt mich retten!" rief sie und klammerte sich fest an ihn. — „Du kannst es. — Weißt du noch, was du sagtest, was du von den Gedanken sagtest, wie sie uns mit sich fortreißen, unaufhaltsam. — Wie alles um mich her wirbelt, Reichlin — Du wirst mir doch helfen?" — Sie ließ ihn los und sprach hastig weiter:

„Da aus der Dämmerung kommt, sowie die Sonne fort ist, die Todesangst. — Weißt du, das ist das Schrecklichste auf der Welt?"

Sie preßte ihre Stirn an Reichlins Arm.

„Der Tod ist nichts, ich bitte um ihn stundenlang, stundenlang; aber sein gräßlich unerhörtes Bild, wem das vor der Seele steht — und gar in der Nacht — der ist bejammernswert, der müßte nicht weiter zu leben brauchen. Sag' doch, werd' ich heut' nacht erleben müssen? — Nach dem, was ich fühle, dürfte es nicht mehr so sein. — Nur Schreie könnten das ausdrücken. — Rette mich, Reichlin!" Sie fiel auf die Knie und preßte ihre Lippen auf seine Hände.

„Käthe, hör' mich", sagte er ernst und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Kein Mensch auf Erden versteht dich so gut wie ich. Ich weiß es, wie du dich quälst; aber glaub' mir, es ist nicht unmöglich, daß du dich zusammen nimmst, daß du die Qual besiegst. — Unsere Kraft ist größer, als wir glauben. —

Unendlich Schweres ist schon ertragen worden — und im Entschluß, es zu ertragen, liegt das Maß unserer Leiden. — Käthe, sei tapfer, du kannst es sein — ich weiß es."

„Rette mich", schrie sie laut. „Fühlst du, wie es auf mir liegt? — Ich kann heut' nacht nicht mehr leben." Sie drückte die brennende Stirn von neuem auf seine Hände.

„Käthe," rief er laut, „schweig."

„Ich kann nicht, Reichlin, — Es ist ganz unmöglich."

Jetzt ging sie an das Fenster und schob die Ranken mit einer Hand auseinander.

„Die Sonne geht bald unter."

Das sagte sie fast tonlos.

Er trat zu ihr und blickte sie durchdringend an.

„Reichlin," begann sie ruhig, „du mußt mich retten. — Herr Gott, du könntest es. — Ich will weiter nichts, nur heut' nicht wachen. — Es wird alles kommen, und ich werde es ertragen müssen. Es ist doch wohl zum Ertragen geschaffen?" frug sie und blickte wie in Todesangst zu ihm auf — „und ich werde es müssen — ich werde es müssen —"

„Vielleicht" — sagte er, faßte ihren Kopf zwischen seine Hände und sah ihr fest in die Augen. „Vielleicht brauchst du es nicht zu ertragen."

„Reichlin, du mußt behutsam sein. Ich versteh' dich nicht", sagte sie. — „Ich versteh' dich wirklich nicht. Wenn ich glaube, daß ich dich verstände", frug sie heftig. — „Nein — dann gäbe es keine Worte dafür."

Er ging hastig im Zimmer auf und nieder.

Käthe hatte beide Hände vor das Gesicht gepreßt.

„Reichlin!" schrie sie laut, „wie es mich packt! Wie es mich durchrinnt! Was ich sehe! Es reißt an meinem Geiste, alles Gewaltige, alles Entsetzliche, alles Unaussprechliche stürmt um mich her. — Ach, so elend", schrie sie wieder laut und sank vor ihm nieder.

Er bog sich zu ihr herab und flüsterte: „Wenn du von irgend-einem Menschen etwas zu erbitten hast — dann bin ich es."

„Ja, von dir möchte ich es erbitten, aus tiefster Seele. — Ruhe, nur Ruhe," sagte sie sanft. —

Er blickte sie angstvoll an.

„Es ist nicht Fieber", sagte sie. „Fühl' doch die Hände, wie kalt die sind — nein. Gib mir Wasser. Ach Reichlin, wie meine ganze Seele, meine Augen, meine Lippen zu dir flehen — dich bitten — fühlst du es nicht?" Und sie umschlang ihn.

„Ich fühl' es, Käthe." Er löste sanft ihre Arme, die ihn umklammert hielten. „Ach, Käthe, Käthe", flüsterte er und preßte sie fest an sich.

„Bring' mir Wasser", bat sie innigst.

Er brachte es ihr, und sie trank in langen Zügen — setzte es dann nieder auf den Tisch.

„Wenn ich ruhen könnte", sagte sie eigentümlich. „Hörst du, Reichlin, — vielleicht — großer Gott, was will ich denn von dir. Ach, ich muß dich um Vergebung bitten. Ich weiß nicht mehr, was ich spreche."

Sie ließ Reichlin los und warf sich vor einem Stuhl nieder und vergrub ihr Gesicht in die Hände.

Jeder Augenblick quälte Reichlin, brachte ihm Befürchtungen, Sorgen, bedeutungsvolle Erinnerung.

Unbewußt, widerstrebend blickte er manchmal nach Käthe hin und war jedesmal von neuem von dem Eindruck ihres Wesens erschüttert. Er empfand sie in vielen Momenten, in denen ihre liebenswürdige Kindlichkeit, ihre Hingebung, ihre leichte Erregbarkeit, ihr Mutwille, ihre Sanftmut, ihr stilles, tiefes, ahnungsvolles Leid zur Erscheinung kam.

Es war ihm, als schien es unmöglich, weiter auf sie zu wirken. Die Gewalt des Schmerzes und der nervösen Angst riß jedes Wort, das sich ihr entgegenstellen wollte, unhemmbar mit sich fort. Er sprach nichts mehr und sah schweigend,



wie die schöne, reiche Natur durch ihre eigene Kraft sich ihm vor den Augen zerriß. Sie schien in der Leere, in die sie sich gestoßen fühlte, rettungslos zu verschmachten.

Er erinnerte sich, wie er ihr zu helfen gedacht hatte.

Von jeher hatte Reichlin gewünscht, das Umgebende Käthen interessant und anziehend zu machen, und er wußte, daß es ihm einigermaßen gelungen war. Käthens Brief, in dem sie sich darüber aussprach, hatte er im Anfang mit Freude gelesen, doch war es ihm schwer auf das Herz gefallen, daß sie das Hingeben an seinen Gedanken zu beängstigenden Vorstellungen getrieben hatte, mächtiger, als es ohne sein Zutun der Fall gewesen wäre. Jede heftige Erregung, jeden Kummer hatte sie wunderlicherweise dadurch zu beschwichtigen und zu betäuben gesucht, daß sie ihre Phantasie mit dem Bilde des Todes erfüllte, und zwar, wie sie selbst sagte, mit dem, was grauenhaft fürchterlich an ihm ist. Sie schien sich von solchen erregenden Vorstellungen überwältigen, beruhigen zu lassen.

Reichlin hatte die Gefahr dieser Neigung erkannt, hatte deshalb Sorge um Käthe getragen, und nun war er es selbst gewesen, der in ihr die Kraft verstärkt hatte, die Dinge übermäßig zu empfinden.

Wie er auf Käthe hinblickte, die immer noch zusammengesunken vor dem Stuhl kniete, erschien sie ihm gebrochen, schwer verwundet und wie ausgestoßen aus dem Leben. Er fühlte ein namenloses Mitleid mit ihr.

Jetzt trat Käthe auf ihn zu und legte ihre Hand leicht auf seine Schulter, und mit der anderen berührte sie seine Hand.

„Was ich hoffe," sagte sie, „ist so unerhört. Ich hoffe es von einem göttlichen Geiste. — Ich hoffe Unglaubliches. — Hörst du mich, Reichlin?" Das sprach sie langsam und feierlich. „Reichlin, Reichlin, du wirst mich nicht verlassen", rief sie laut.

Nikolaus sagte: „Ich verlasse dich nicht, Käthe."



Wie in Gedanken verloren war sie verstummt. Sie stand jetzt vor seinem Schreibtisch, und ihre Blicke hafteten unbeweglich an einer Stelle.

„Käthe," sagte er, „Käthe!"

Sie hörte ihn nicht. Draußen sangen die Vögel, und der Abendwind bewegte die Ranken vor den Fenstern.

„Reichlin", sagte sie leise und wunderlich zaghaft, erhob den Arm langsam, wie vom Schlaf befangen, und zeigte nach dem Büchergestell.

„Da ist es noch", flüsterte sie aufatmend. Zwischen zwei Bänden stand verstaubt das Fläschchen, das ihr vor Wochen als ein gefährliches, sorgsam zu bewachendes Ding erschienen war.

Reichlin sprang auf; sie wendete ihm ihr Gesicht zu. Er faßte ihre Hand und griff mit der anderen nach dem Fläschchen. Sie tastete danach, denn ihre Augen waren flehend, jammernd auf Reichlin gerichtet, mit einem Ausdruck, der im Augenblick überwältigen mußte.

Sie hatte sich gestreckt, um es erreichen zu können. Jetzt hielt sie es in der Hand.

„Da ist es", flüsterte sie.

„Hüte dich, Käthe", sagte er und drängte in diese Worte alles, was er hätte sagen können. „Nimm dich zusammen. — Komm jetzt mit mir."

„Wohin willst du?" frug sie. „Ach, mein Reichlin!"

Sie küßte seine Hand; ihre Augen hatten einen wunderbaren Glanz voller Leben.

„Komm mit", wiederholte er.

Sie hielt das Fläschchen fest in der Hand.

Er nahm ihren Arm in den seinigen, und sie traten hinaus in das Freie.

Wie ein rötlich-goldener Duft lag es noch über dem Garten. Kein Laut unterbrach die Stille der Stunde, in der die Welt vom Licht schied.

„Sag', ob es schön ist?" frug Reichlin.



„Unendlich schön", erwiderte sie ihm.

Sie gingen weiter. Die warme Sommerluft duftete.

Reichlin und Käthe sprachen kein Wort miteinander. Sie gingen den Weg hinauf, der zum Pavillon führte; als sie auf dem Hügel standen, versank die Sonne eben am Horizont.

Der ganze Himmel leuchtete und strahlte; berauschende Farben durchdrangen alles, wohin man blickte — und die Rosen auf dem grünen Wiesenplatz glühten vom Himmelswiderschein wie Feuer.

„Ach, wie schön sie sind", rief Käthe — trat an einen vollblühenden Busch und beugte ihr Gesicht über frische Blütenmassen.

„Wie die Welt herrlich ist — doch dürfte man nur Augen für alles Schöne haben und — kein Herz.

„Und das alles willst du verlassen?" frug er.

„Ich bin schon nicht mehr hier, Reichlin.

Ein Wunder ist es!" rief sie. „In der Zeit hängt alles Elend. Ich stehe nicht mehr in ihr — das ist Seligkeit — Wonne — Glück! — Wer es verstände, wie ich fühle. Hör' nur, Reichlin. Wie hab' ich gehofft und mich nach Glück gesehnt, von einer Stunde zur anderen.

Nun gehen mich die Stunden und die Tage nichts mehr an. — Und Liebe und Schmerz und Furcht und Hoffnung und alles — alles bleibt in der Zeit weit hinter mir zurück.

Wie ich mich erschreckt habe, als ich ihn wiedersah. — Jetzt lächele ich darüber. — Um Gottes willen, Reichlin, was sag' ich!" — Sie atmete tief auf. — „Nicht wahr, du verstehst?

Wer es wüßte, wie es sich so leben läßt — so von allem losgelöst.

Ob er wohl auch so frei gestorben ist? Reichlin, sieh die Rosen hier.

Und wie ich dich ansehe — und dich empfinde und dich begreife!"

Die arme, zerrissene und gequälte Seele Käthes war, in-

dem sie das aussprach, schon von aller Schwere, allem Schmerz und Schrecken gelöst.

Der gewaltige Sturm in ihr hatte sich angesichts ewiger Ruhe gelegt, und sie war im Augenblick ganz von der Nähe ihres Freundes erfüllt.

Sie empfand seine liebevolle Sorge wie einen namenlosen Reichtum, der ihr alles Entsetzen, alle Qual verdeckte, der eine Welt ihr darstellte voller Rettung und Ruhe. — Sie träumte dumpf davon, als müßte sie nach dem Tode in einem seligen Reich erwachen, in dem solche Güte herrschte, und in der sie tief durchdringenden Vorstellung der Persönlichkeit ihres Freundes versank ihr alle Unruhe. Wie eine wunderbare Offenbarung lag sein ganzes Wesen, die Liebe, die sie von ihm erfahren, aller Trost vor ihr — und so atmete sie, noch erregt und zitternd, dennoch Frieden ein. Reichlin hielt Käthe fest mit seinem Arm umschlungen und faßte nach ihren Fingern, die das Fläschchen umschlossen. Es wäre ihm leicht gewesen, es zu ergreifen, denn sie glaubte, daß er es ihr nehmen wollte, und ließ die Hand kraftlos in der seinigen liegen, blickte ihn aber wie erstaunt an.

Reichlin sah durchdringend auf sie hin und frug: „Du weißt doch, wen du verläßt?"

Über Käthens Züge ging bei dieser ruhigen Frage eine zaghafte Bewegung.

Sie preßte ihr Gesicht an seine Brust und schwieg.

Da hob er ihr den Kopf und sah sie eigentümlich lächelnd an und wendete den Blick nicht von ihren Augen.

Sie konnte die ihren nicht niederschlagen, sah, wie das geheimnisvolle Lächeln sich zu großem Schmerze wandelte. So sahen sich die Beiden in die Augen, ohne zu reden.

Und es ist ein Ereignis, wenn zwei Menschen in tiefbewegter Stunde sich in die Augen sehen können. Da offenbart sich innerstes Leben.



„Hör' mich", sagte Reichlin. Er legte den Arm ihr fest um die Schulter. Ihre Hand ruhte immer noch in der seinigen.

„Was bleibt mir, wenn du gehst? Hörst du mich?"

Da schlang sie die Arme leidenschaftlich um Reichlins Hals, das Fläschchen glitt ihm, wie von ihr unbeachtet, in die Hand.

„Reichlin," rief sie laut, „erbarm' dich! — Was willst du?"

„Ich will dich im Leben behalten," sagte er fest — „das Beste, was der Tod bringen kann, hat er dir gebracht, — tiefste Einsicht — du kannst nun leben. Tausende fänden in der letzten Stunde, in der sie schon vom Tod befangen sind, erst voll die Kraft zu leben — wenn ihnen noch zu leben vergönnt wäre. Dir ist es noch geschenkt — du kannst noch bleiben — denke, wie ich dich kenne. — Ich weiß, daß du es kannst. — Vertraue mir."

Da schlang sie den Arm fester um ihn und schluchzte.

Reichlin fühlte, wie ein heftiges Zittern sie durchrann, und zum ersten Male seit der furchtbaren Erregung drang ein heißer Tränenstrom ihr in die Augen.

„Käthe, meine Käthe!" rief er.

„Ach, Reichlin", flüsterte sie unter Tränen kaum vernehmlich.

Sie weinte immer heftiger und konnte sich kaum aufrecht halten.

Er hielt sie und führte sie langsam dem Pavillon zu.

Der Abend war so schön, daß man mit jedem Atemzug Wohltat einsog.

„Sieh auf!" sagte er sanft. — Da sah sie durch Tränen die Herrlichkeit um sich her.

Sie traten in den Pavillon ein und setzten sich nebeneinander. — Da lehnte Käthe ermattet den Kopf an Nikolaus' Schulter. Er hatte sie zu sich herangezogen.

Er empfand, wie sie weinte, immer leiser, unmerklicher, und daß Ruhe über Käthe wie die Dämmerung draußen hereinbrach.

Der leichte Abendwind bewegte die Baumwipfel, die über die Mauer und durch die schlanken Säulenfenster blickten, und sie schien in ihren Tränen eingeschlafen.

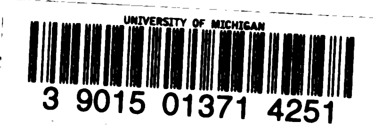
Die vom Weinen brennenden Lippen waren leicht geöffnet.

So ruhte sie im Schutz und unter den Augen ihres Freundes. Und als sie, nach einer kleinen Weile sanft von ihm geweckt, den Blick zu ihm aufschlug, da wurde es beiden inne, daß ein Wunder geschehen war.

Ullstein & Co



Berlin SW 68




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01371 4251
Digitized by Google

